

Heimat am Inn

Gegründet von Anton D e m p f

Jahrgang 1955

J. W. W. W.



GEGRÜNDET 1927 VON ANTON DEMPFF

Blätter für Heimatkunde und Heimatpflege für den Heimatbund Mühldorf, den Heimatverein Wasserburg am Inn, den Historischen Verein Bad Aibling und die Heimatfreunde Rosenheims

Jahrgang 1955

Januar

Nummer 1

In das fünfte Jahr!

Die „Heimat am Inn“ tritt in das fünfte Jahr seit ihrem Wiedererscheinen. Man fragt sich, ob sie die Versprechungen gehalten hat, die sie 1951 abgab. Aus ehrlichem Herzen kann man sagen, daß dies der Fall ist.

Die Heimatbeilagen der Zeitungen, die eine große Aufgabe zu erfüllen haben, können in verschiedener Weise vorgehen. Es wäre gegen das Leben, wenn sie alle über einen Leisten geschlagen wären; die Persönlichkeiten und die örtlichen Verhältnisse sollen und müssen sich auswirken. So gibt es Heimatbeilagen, die ausschließlich auf strenge Wissenschaftlichkeit gestellt sind. Das halten wir nur unter ganz bestimmten Voraussetzungen für richtig. Andere, wie auch die „Heimat am Inn“, pflegen eine gute Mischung zwischen streng Wissenschaftlichem, einem gewissen unterhaltenden Ton und dem Heimatpflege-risch-Erzieherischen. Und das ist wohl für den größeren Teil der Heimatbeilagen das Richtige. Wir möchten Erziehung sogar recht groß schreiben. Denn alle Forschung nützt nichts, wenn sie in den Herzen der Menschen nicht mehr ankommt. Wir müssen uns klar sein, daß hier noch viel zu tun ist.

Man spricht gern vom deutschen Wirtschaftswunder. Die Heimat und all ihre Aufgaben haben leider nur einen geringen Teil daran. Man müßte der Pflege und der Forschung erheblich größere Mittel zuführen. Außerdem ist es nicht damit getan, daß man das Wort Heimat gern bei festlichen Gelegenheiten im Munde führt; die Heimat ist auch eine Aufgabe des Alltags und der Gesinnung. Wir haben es öfter erfahren: Mancher ist sehr für alles Heimatliche, solange bis an ihn die Forderung herantritt, ein gewisses Opfer für die Heimat zu bringen, z. B. beim Umbau eines alten Hauses, bei der Anlage von Schaufenstern sich zu beschränken und damit der Heimat zu dienen. Da tritt dann oft die wahre Gesinnung zutage. Heimat bedeutet nicht, daß man nur anderen Opfer auferlegt, man muß auch selbst dazu bereit sein. Der Lohn wird nicht ausbleiben.

Seien wir uns doch bewußt, was es für ein Glück bedeutet, daß wir unsere Heimat noch besitzen. Dieses Gefühl zu verstärken und den Willen für Heimatgeschichte und Heimatkenntnis jeder Art zu wecken und zu mehren, ist eine schöne Aufgabe der „Heimat am Inn“. In diesem Sinne für ihr weiteres Bestehen die besten Glückwünsche!

gez. Dr. J. M. Ritz

Direktor des Bayerischen Landesamtes für Denkmalpflege
Vorsitzender der Landessstelle für Volkskunde

Rosenheimer Bildkünstler im Barock

Von Eduard Stemplinger

Der „Heimat am Inn“ gereicht es zu besonderer Freude, dem Geschichts- und Heimatforscher, Anekdotensammler und trefflichen Schilderer altbayerischer Sitten und Gebräuche Eduard Stemplinger zum 85. Geburtstag die herzlichsten Glückwünsche zu übermitteln. Es erfüllt sie mit Genugtuung, daß der 1870 in Plattling geborene Altbayer, dessen langjähriges Wirken als anerkannter Pädagoge, Forscher und Dichter in Rosenheim ihm hohes Ansehen einbrachte, auch der „Heimat am Inn“ aus seinem reichen schriftstellerischen Schatz manche Arbeit widmete. So erfüllt sie nur eine ebenso angenehme wie zwingende Dankespflicht, Eduard Stemplinger an der Spitze dieser Ausgabe zu Wort kommen zu lassen.

Die Redaktion

Mit dem wirtschaftlichen Aufschwung seit dem 15. Jahrhundert regte sich, wie allenthalben in Bayern, auch in Rosenheim, namentlich auf dem Gebiete der Plastik und Malerei, das Kunstschaffen, gefördert von Hochadel, Klöstern und Bürgern. Durch das jüngst vom Historischen Verein Rosenheim herausgegebene Werk von Peter v. Bomhard „Die Kunstdenkmale der Stadt und des Gerichtsbezirkes Rosenheim“, das nicht bloß alle bisher erschienenen Einzelstudien zusammenfaßt, sondern durch gründliches Quellenstudium alte und neuere Irrtümer berichtigt und viele neue Erkenntnisse ausbreitet, ist es dem Ährenleser leicht gemacht, dem Wirken Rosenheimer Künstler nachzugehen.

I) Bildhauer und Schnitzer

Der älteste Bildhauer ist Georg Drischberger († 1619). Er wurde 1610 Bürger zu Rosenheim. Nach Bomhard stammt der Hochaltar der Törwanger Pfarrkirche von ihm (1600/3).

David Reiter, 1610–1649 in R. tätig, richtete im Verein mit dem Rosenheimer Maler Oberhofer 1632 in der Liebfrauenkapelle der Pfarrkirche in R. einen neuen Altar auf.

In der Pfarrkirche zu Neubeuern schnitzte Melchior Hofmayr 1649 im Auftrag der Rosenkranzbruderschaft die Standbilder von St. Dominikus und Katharina von Siena, welche der Landsmann Schaur faßte. — Um 1650 schnitzte er das Chorkruzifix für die Filialkirche zu Grainbach, für die Leonhardskirche in Nußdorf eine Kreuzigungsgruppe, für das Expositurhaus zu Zaisering die kleine Figur des auferstandenen Heilands und für Roßholzen ebenfalls einen Auferstehungschristus. In der Filialkirche zu Altenbeuern stehen von ihm Maria und Johannes (1652/3), in Heiligblut am Wasen ein Privilegienschild (1657), in Pfraundorf und Pfaffenhofen ein auferstandener Christus (um 1600). 1661

formte er die Rosenkranz-Maria im Chorbogen der alten Kirche zu Fürstätt, 1662 richtete er für die ehemalige Friedhofkapelle St. Salvator in R. und in der Filialkirche zu Redenfelden im Verein mit dem Kistler Irtenhofer und dem Maler Schaur von R. einen neuen Altar auf. Die Werke des ungemein fruchtbaren Künstlers stehen „in der Mitte zwischen Manierismus und beginnendem Barock“.

Ihn überragt hoch der Bildhauer Blasius Maß. Zuerst hören wir 1663 von schönen Schnitzfiguren an den drei Altären zu Marienberg, 1664 schnitzte er Magdalena, Maria Salome und Veronika mit Giebelputten, für die Wallfahrtskirche am Biber, 1669 für Redenfelden ein „Bildnuss Unseres Herrn Rast“, errichtete im Verein mit dem Kistler Fux und dem Maler Solbach von R. einen Seitenaltar in Rohrdorf, formte für Steinkirchen einen Erzengel Michael, St. Stephanus und die Giebelengel, für Neukirchen 1672 einen Johannes den Täufer und Evangelisten, ferner den Gottvater mit der Taube, für den Marienhilfsaltar in der Rosenheimer Pfarrkirche zwei Engel, 1675 für Gögging St. Andreas, Vitus und Giebelengel, 1685 für Westerndorf am Wasen alle Schnitzfiguren: am Hochaltar Maria mit Jesuskind auf der Mondsichel, Putten halten eine Krone über ihrem Haupte, dann Johannes den Täufer und Evangelisten, einen segnenden Gottvater, einen Petrus und Paulus. Am Kreuzaltar eine Kreuzigungsgruppe mit Maria und Johannes, ferner Joseph und Joachim, St. Helena mit Kreuz, Giebelengel und Putten, schließlich am Antoniusaltar St. Anton mit dem Jesuskind, Leonhard und Florian.

Maß führte den Hochbarock ein und beherrschte ein halbes Jahrhundert den Rosenheimer Bereich.

Seine Werkstatt übernahm 1692 der Wasserburger Michael Zürn, ein gleichwertiger Künstler. 1693 führte er im Auftrag der Testamentsvollstrecker das herrliche Epitaph des Bannrichters Wolfgang Scherr von Hohenaschau in rotem Marmor aus, das heute noch in der Pfarrkirche zu R. zu sehen ist: Putten halten die Wappenschilder der Scherr und Ainhofer, eine Putte mit Sanduhr schläft auf einem Totenkopf, daneben steht Chronos mit der Sense und die Parze Atropos, Symbole der Vergänglichkeit. 1694 schnitzte er für Vogtareuth ein Friedhofkreuz, 1696 für Heiligeist in R. einen Erzengel Michael nebst zwei Putten. Zürns Tätigkeit bedeutet „den Höhepunkt barocker Plastik im Inngebiet“.

Werke vom Bildhauer Josef Wolf, der

Die Römerstraße Pfaffenhofen - Helfendorf

Ihr Verlauf südlich der Mangfall ist höchst unwahrscheinlich

Die in diesem Jahre gemachte Entdeckung eines unterirdischen Straßenkörpers in Pang, über die vor einiger Zeit in der Presse ziemlich ausführlich berichtet worden ist, hat zu Erörterungen Anlaß gegeben, welche (im Zusammenhang mit früheren ähnlichen Funden bei Pang, Aising und Schwaig zwischen Kolbermoor und Rosenheim südlich der Mangfall) die These von dem Verlauf des Teilstückes zwischen Pfaffenhofen-Langen- und Leonhardspfunzen (= römischer Straßenort Pons Oeni im Osten) und Kleinhelfendorf (= röm. Straßenort Isinisca im Westen) der röm. Konsularstraße (die Augsburg [Augusta Vindelicorum] mit Salzburg [Juvavum] verband), im südlichen Teil des west-östlich gerichteten Mangfalltals (= Strecke Westerham—Aibling—Rosenheim) wieder aufleben ließen. Während westlich von Kleinhelfendorf und auch östlich von Pfaffenhofen diese Konsularstraße zum Teil sehr gut erhalten ist (allerdings nur stückweise als gepflasterter Straßenkörper), ist leider das Stück Helfendorf—Pfaffenhofen, das den heutigen Landkreis Bad Aibling der Länge nach durchschneidet, verschollen. Es ist hierüber bereits viel geschrieben worden, das Gelände wurde wiederholt intensiv durchforscht, um Anhaltspunkte für den Streckenverlauf zu finden: bislang ohne jegliches sichere Ergebnis. Männer, wie v. Pallhausen, Rockinger, Limbrun, Weishaupt, Weber und Haug, die noch zu einer Zeit der Römerstraßenforschung huldigten, als die Landschaft viel weniger durch Kulturmaßnahmen zerstört war denn in den letzten Jahrzehnten, haben auch schon einen möglichen Verlauf südlich der Mangfall in

Erwägung gezogen, diesen Gedanken aber immer wieder aufgegeben. Es ist auch tatsächlich gar nicht einzusehen, wieso die Römer, die sehr praktische Straßenbauer waren und überall dort, wo es nur einigermaßen möglich war, Luftlinien, also kürzeste und gerade Strecken bevorzugten, ab Helfendorf auf einmal einen gewaltigen Bogen nach Süden über die Mangfall hinweg und dann nochmals einen solchen nach Norden gen Pfaffenhofen hätten machen sollen — was einer Verdoppelung der Weglänge gleichgekommen wäre —, während sie im nördlichen Teil dieses Mangfalltales, geländemäßig gesehen, genau so schlecht und recht ihre Straße trassieren konnten wie im südlichen und sich dabei zwei Brücken oder mindestens Uebergänge über ein damals bestimmt nicht harmlos gewesenes Gebirgswasser sparen konnten. Zugegeben, daß in der Luftlinie Helfendorf—Pfaffenhofen hügeliges und unübersichtliches Gelände zu durchqueren und die Landschaft südlich der Mangfall etwa ab Bruckmühl in Richtung nach Osten offener und übersichtlicher war! Deshalb brauchte man aber noch lange nicht über die Mangfall zu gehen, denn den Vorteil der übersichtlichen Lage hatte man auch genau so nördlich der Mangfall zwischen diesem Fluß und den Hügeln im Norden.

Angenommen, die These von der Ueberquerung der Mangfall bei Feldolling, wo der Heimatforscher Kurat Frank eine Uebergangsstelle gefunden haben will, die auch Professor Reinecke akzeptieren möchte, um einen Straßenverlauf auf dem rechten Mangfallufer zu rechtfertigen, ist richtig; dann müßte in den Bereichen der Gemeinden Va-

1715—1734 in R. lebte, sind in unserem Bezirk nicht vorhanden.

Der Reichenhaller Bildhauer Georg Andreas Dietrich wirkte 1709—1735 in Traunstein und erwarb 1735 in R. das Bürgerrecht. Im selben Jahr schnitzte er für den Flintsbacher Hochaltar den Gottvater in Glorie mit Engeln, 1740 fertigte er den Grabstein des Pfarrers Joh. Arnold († 1715) in Hochstädt. Er gab 1738 seine Werkstatt an seinen Schüler Jakob Dibeller ab.

Von diesem stammen St. Anna Selbstritt und die Seitenfiguren des St.-Margareten-Altars (1749), die Figur des Elisabeth-Altars in der Nußdorfer Pfarrkirche (1754), Antonius von Padua und Franziskus von Assisi in Kirchwald (1756). 1760 formte er den geschnitzten Rahmen mit Wolke und Strahlenglorie für das Gnadenbild in Schwarzlack, renovierte den Zaiseringer Hochaltar von 1646

und schnitzte eine Glorie um die Marienstatue nebst einigen Engeln.

1775 lieferte Felix P ä m e r den Riß für den Hochaltar in Reischenhart, schnitzte die zierlichen, von Palmzweigen umrahmten Apostelkreuze in der Pfarrkirche zu Neubuern (1777) und einen Jesuitenheiligen nebst zwei Rokokoengelsköpfen für die Kapelle in Oberwöhrn (1780). P ä m e r, „ein künstlerisch hoch einzuschätzender Meister“ lebte 1772—1782 in R.

Die Rosenheimer Plastiker hatten einen guten Namen. Das wußten sie auch. Drum forderten sie auch entsprechende Preise. So schrieb denn auch P. Antonius Krenauer von Riedering an den Probst in Herrenchiemsee am 13. Juli 1688: „Die Rosenheimer sind so teuer, daß sie in dem Überschlag nit wissen, was sie begehren müssen oder sollen.“

((Schluß folgt.))

gen, Götting und Willing unbedingt irgend-
etwas zu finden sein. So grundlegend hat sich
gerade hier nichts geändert, als daß nicht we-
nigstens Spuren der Konsularstraße — und
um diese dreht es sich ja allein — festzu-
stellen wären. Wir haben hier tatsächlich eine
alte Straße, welche am Fuße der Stiegelburg
(auf dem Irschenberg bei Staudhausen) die
Orte Berbling, Staudhausen, Götting und
Waith miteinander verband, eine Straße, die
noch im Mittelalter als Salzstraße und Samer-
weg eine Rolle spielte und beim „Hecker“ in
Unterstaadhausen etwa 50 Zentimeter unter-
halb des Bodens vor dessen Haustüre als
Prügelstraße zum Vorschein kam, sich auch
in der Gegend der alten Bruckmühle an der
Mangfall (beim heutigen Ort Bruckmühl) mit
einer von Süden aus dem Irschenberg gekom-
menen Nord-Süd-Straße (in Sonnenham und
Thalham als Prügelstraße ausgewiesen) ver-
einigte. Das aber sind alte, keltische An-
lagen, in der Römerzeit vielleicht als so ge-
nannte „Nebenstraßen“ (wie wir heute sagen)
benutzt, aber beileibe keine Straßenkörper,
die einer Konsularstraße zugeschrieben wer-
den können.

Seit der ehemalige Landarzt zu Helfendorf,
Bock, die Fortsetzung der Römerstraße von
Kleinhelfendorf nach Osten beziehungsweise
Süden oder Südosten suchte, reißen die Be-
mühungen, Klarheit über den Verlauf zu be-
kommen, nicht ab. Sie werden auch in der
Gegenwart durchgeführt. Das Steinpflaster
im „Blindmoos“ bei Blindham mag ein Stück
Konsularstraße sein und wäre dann ein Be-
weis, daß sich die Straße von Kleinhelfendorf
aus nach Süden beziehungsweise Südosten in
Richtung zu Feldkirchen fortsetzte. Bei Feld-
kirchen überwand sie dann das Hügelgelände
und hatte eine freie Strecke nach Osten auf
dem Nordufer der Mangfall vor sich. Die
Richtung Feldkirchen—Kirchdorf a. H.—Hög-
ling—Aibling—Pfaffenhofen muß den Stra-
ßenkörper der Römer geborgen haben. Wir
wissen heute, daß zu Aibling als Vorläufer
der dortigen agilolfingischen und karolingi-
schen Burg ein Römerkastell gewesen ist, wir
wissen, daß am Platze des späteren Prants-
hausen (heutige Gaststätte Lindner) ein Vor-
werk zu diesem Kastell war, dem der Schutz
des dortigen Uebergangs über die Glonn ob-
lag und daß im heutigen westlichen Vorort
von Aibling im Bereiche des „Bichl“ die Sied-
lung „vicus amblicorum“ zu suchen ist, die
direkt an der Römerstraße lag.

Der römische Straßenkörper ist verschollen.
Er ist ja im wesentlichen nichts anderes als
die heutige Bundesstraße zwischen Feldkir-
chen und Aibling. Von Aibling aus dürfte
sich die Richtung wieder geändert haben.
Nach Akten des alten Salinamtes Rosenheim
zog sich die Römerstraße über Ellmosen nach
Westerndorf, von dort nach Pfaffenhofen

(Langenpfunzen). Gerade im Bereiche des
Landkreises Aibling war für große Straßen
kaum eine Auswahl: im Norden die Molasse-
und Moränenhügel mit ihren vielfachen Fil-
zen, im Süden der Irschenberg, dann die wei-
ten Moore zwischen Aibling und Rosenheim.
Wir müssen uns vergegenwärtigen, daß die
Römer in der sogenannten subatlantischen
Klimaperiode der Nacheiszeit bei uns waren,
das wachsende Hochmoor erlebten, wasser-
reiche Flüsse sahen und wohl kaum Lust hat-
ten, wilde Gewässer und unwirtliche Gegen-
den mit ihren Straßenbauten zu beehren.

Man möge einmal an dem — hier nicht zum
erstenmal — vertretenen Standpunkte festhal-
ten und die Römerstraße dort suchen, wo
orographisch und hydrographisch gesehen, die
zweckmäßigste Trasse für eine so wichtige
Verkehrsstraße von jeher nur hat gezogen
werden können: man wird auch dann eine
Straßenkontinuität konstatieren können, die
zwischen der römischen Konsularstraße und
der heutigen Bundesstraße im Teilstrecken-
gebiet Pfaffenhofen—Helfendorf besteht. Was
sonst an Straßenkörpern hier gefunden wird,
gehört dieser Konsularstraße nicht an, auch
nicht jene bei Pang, Aising und Schwaig, die
doch deutlich den Stempel einer Nord-Süd-
Straße an sich tragen und einem Straßenzug
zugeteilt werden mögen, der am linken In-
ufer entlang zog und sich bei Pfaffenhofen-
Langenpfunzen mit der eigentlichen Konsu-
larstraße vereinigte, beziehungsweise diese
schnitt.

Karl Braßler

's Bankerl am Waldrand

A Bankerl steht am Waldrand hint,
Leicht kunnt ma's übasehgn,
Do, wer zum Bankerl zuawifindt,
Ganz g'wiß kimmt's dem grad g'legn.

A Summafrischla, müad vom Geh,
Findt drauf a Zeitl Ruah:
„Mei“, sagt er, „is des Bankerl schö,
Und d' Aussicht no dazua.“

Da Baua acht sinst 's Bankerl nia,
Wenn er si schindt und plagt,
Kamod kimmt's eahm bloß nachat fua,
Wenn 's Dirndl Brotzeit tragt.

Und werd's auf d'Nacht und leuchtn d'Stern,
Kimmt 's Madl mit'm Bua:
Und bussln teans und ham si gern
— Im Bankerl 's Herz sagt gnua! —

Bloß gehts halt rum de schöne Zeit,
Und frostig werd's und kalt:
Do unterm Schnee traamt von de Leut
No 's Bankerl draußt im Wald.

An d' Summafrischla denkt's ganz g'wiß,
An Bauern draußt im Heu:
Und denkt's an d'Liabsleut gar, na is
Da Winta bald vorbei.

Karl Dettnerbeck

Bajuwarisch Ingesind von einst

Für die Menschenliebe hatten die Germanen, die Bajuwaren ein richtiges, reineres und reiferes Verständnis als die Römer. — Das zeigt sich zugunsten der Bajuwaren beziehungsweise Germanen vornehmlich schon in der damaligen Auffassung über die Ehe und im Verhältnis zu ihrem Ingesinde.

Die Scheu des germanischen Freien vor jeder wirklichen Knechtsarbeit, die ihm ein Schimpf der Manneswürde bedeutete, wurzelte noch auf anderem Boden als der Begriff der freien Arbeit von heute. In der Auffassung der bajuwarischen Gesetzesperiode ist aber von Unerträglichkeit römischer Sklavenarbeit weit weniger wahrzunehmen; vielmehr tritt hier mit dem Ziele nach Seßhaftmachung der Arbeitskräfte ein gewisses Kindschaftsverhältnis des Arbeiters zum heimatischen Boden an den Tag.

Der Herr beläßt seine Leibeigenen und Unfreien bei Kauf, Tausch und Schenkung (eines Hofes) auf dem heimischen Wohnsitz und garantiert, wenn auch nur auf kurze Zeit, für deren Gesundheit und Arbeitsfähigkeit. Dieses Prinzip fand seinen Ausdruck im sogenannten Volksgewohnheitsrecht, bei dem der Freie zwar gehen mag wohin er will, der Hörige dagegen bei seiner Heimat bleibt oder nur dahin kommt, wohin ihn des Herren Willen bestimmt. Das strengere Helotenverhältnis des *aldio*, *servus* (Knecht), also des Schalk, ist im Knecht, *famulus*, schon erträglicher geworden, seitdem der *puer* (Knabe) als Diensthube zur Familie gehörig betrachtet wird. Bloß in den niedersten Schichten des außerhalb Bayerns entstandenen Knechtsverhältnisses, der *lazze* (*litus*, *lezisto*) mit dem echt sklavischen Begriffe *laz* — von der langsamen Hand und unfreiwilligen Leistung (goth. *lets* und sogar heute noch *letz*, *müde*) verhärtete sich wieder die Hörigkeit: Unfreiheit infolge Unterwerfung gebar das Mannenverhältnis „sie schwuren Hulde und wurden Mann“. Die Unterwürfigkeit des Mannes und der Magd, *Mamim* oder *Menschin*, verpflichtete zum Dienst (*servitium*, *dionust*).

Der Arbeiter, der solchen Dienst zu leisten hatte, war *Eigenmann*, ob *Sindemann* oder *Bärmann*. Aus den Compositionen zum Beispiel über die Haustiere in leg. *baiwar*. IX, 3 läßt sich ein relativer Wert solcher Dienstleistung bemessen. Durch die Dekrete des Bayernherzogs Thassilo von Neuching — in Altbayern — war das Verkaufsrecht des Herrn bereits örtlich beschränkt. Ueberhaupt, infolge der Christianisierung trug die Territorialherrschaft der Kirche viel dazu bei, das Band der Pflichten und Dienstbarkeiten im eigenen Interesse nicht zur unleidlichen Kette werden zu lassen. Die Pflüger, Mönche, rodeten nicht nur Wälder, sondern auch Her-

zen zum Anbau milderer Sitten mit dem Ziel: Schluß mit der Sklaverei, wahre Nächstenliebe vom Herrn zum Knecht und Magd. Freilich wußte die Kirche Anno dazumal durch die gesetzliche Zinspflicht die Entwindung aus dem Knechtlose zu stauen. Und wie selbst bei der Taufe dem Knecht und der Magd der heidnische Name zuweilen belassen wurde, so auch dem Dienstmann, dem Arbeiter, wenn auch erträglicher die bekannte Leibeigenschaft. Aus den Namen *Hiltescalch* und *Engilscalch* wurde bei der Taufe höchstens *Hiltedeo* und *Engeldeo* und weiblich *Engeldiu*. Der unfreien weiblichen Person, der Magd oder *diorna* (*thiarna* von *dionon*, dienen, daher *diemut*, das auf „Dirne“ deutet), dieser Dienstmagd blieben die niedrigsten Verrichtungen des Hauses zugewiesen. Neben Putzen, Waschen, Heizen und so weiter war es besonders die schwere Arbeit an der Getreidemühle, die weiblichen Dienstboten oblag. Bis die Wasserkraft oder der Göpel nutzbar gemacht wurden, mußte der Mahlstein mit Leibeskraft gedreht werden. Wassertragen, Garn bleichen, Tuch walken, waschen und winden, den Har oder Flachs bürsten und spinnen, viel Arbeit in Küche und Stube, im Stall beim Füttern und Melken, im Garten graben und pflanzen, all das fiel den Mägden zu. Mußte ja sogar die in Knechtschaft geraffene Königstochter Gudrun als Gefangene die Dörrkammer (*Pfiesel*) heizen und die Brände schüren, jeden Tag den Besen führen und den Staub von Schemeln und Bänken mit ihrem eigenen Haupthaar wischen.

Die Männerklöster können für sich geltend machen, daß sie als erste einen Teil dieser niedrigen Verrichtungen dem Almosenpfleger und seinen Knechten überwiesen haben. Der Almosenpfleger hatte für die Reinigung der Kloaken und Reinlichkeit der Wasserleitung zu sorgen, für dürres Gras, Sägemehl zum Bestreuen des Fußbodens beim Aderlassen — als Bodenbelag dienten in Kirchen und Klöstern Binsen, mit denen auch die Estriche abgerieben wurden.

Im Codex von Herrenwörth findet man die Familie der Eigenleute bereits streng getrennt von der höheren Stufe der durch den Eid der Treue charakterisierten Hörigen, die sich bis zu den *nobiliores homines* (nobleren Leuten), den Ministerialen des Lebensverhältnisses, hinauf entwickelt hat. Daß die *liberi* (Freien) nicht bloß Güter und Gutsperenzen an ein Kloster (zum Beispiel Kiemsee oder Baumburg) vergaben, sondern zugleich die hierfür notwendige Arbeitskraft (*mancipia*) dazu opfern mußten, lag in der Natur der Dinge, sollte das Geschenk überhaupt für ein Institut oder eine Kirche, deren

Von der Regauer Hausmühle

im Tatzelwurm-Tal

Tief drinnen im Inntal, bei Oberaudorf, zweigt westwärts ein Hochtal ab gegen den Brunnstein und Wendelstein. Der Auerbach durchrauscht es und dort, wo das Tal zu Ende ist beziehungsweise wo es anfängt, wo sich der Auerbach aus der Gumpelschlucht herauswälzt ins Freie, liegt der „Feurige Tatzelwurm“, das durch Steub und Scheffel berühmt gewordene Alpengasthaus, mit seiner herrlichen Schau auf das Kaisergebirge und seiner Dichter- und Künstlerstube. Der Höhenzug, der sich nordwärts des Tatzelwurmtales (wie das Auerbachtal auch genannt wird) hinzieht und der mit einer Anzahl prachtvoller alter malerischer Berghöfe besetzt ist, heißt „der Große Audorfer Berg“. Zu seinem Bereich gehört auch die einsame, berg- und waldumschlossene Regau, ein am Fuß des Wildbarrn gelegener Weiler mit einem Bauernhaus und ein paar Holzerhütten, zu dem man von Oberaudorf über Bad Trißl und die Riedleiten emporsteigt. Wenn man der alten Straße folgt, die früher über die hochgelegenen Bauernhöfe Watschöd in die Regau führte, und beim Felixbauern,



inneres Leben ja vom äußeren Gedeihen abhing, Wert haben. Anscheinend sind solche Vergabungen ins Maßlose gegangen. Allein wie bei den Prädien schon der Nachweis der Eingliederung in den Etat der Kirchenregie versucht wurde, zu dem Zwecke, die damals anderswie unerreichbaren Zwecke des Lebens und der gemeingessellschaftlichen Vorteile der Wohltätigkeit, Sicherheit, Lehrtätigkeit, der Armenpflege wie des Kultus mit ständigen Fonds auszustatten, ebenso war es Gebot der Zeit, die ständige Rentabilität der extensiver Wirtschaftsweise zugewiesenen Areale mittelst ausreichender Arbeitskräfte — zuverlässiger männlicher und weiblicher Dienstboten — durch Eigenleute zu sichern.

Indem die Kirche mit gutem Beispiel voranging, löste sie auch bei den Dynastien und dem Adel Ueberlegungen und Handlungen aus, die das harte Los der Knechte und Mägde mählich mildern ließen. Aber es bedurfte noch vieler Jahrhunderte, bis die Leibeigenschaft aufgehoben und das hörige Inge-sind zu freien Menschen wurde. Unvorstellbar heute, daß man einem Knecht oder einer Magd die in der Verfassung niedergelegten und für alle Staatsbürger gleicherweise geltenden Grundrechte einschränken oder gar vorenthalten wollte.

P. M. Burger, Sales
zur Zeit Malseneck, Schloß
bei Kraiburg am Inn

etwa 20 Minuten hinter Watschöd an den Zusammenfluß zweier Bäche kommt, dann sieht man im vermoosten Grund zwei Mühlsteine liegen, die stark überwachsen sind. Von einer Mühle ist weit und breit nichts zu sehen. Eine solche ist aber einmal an dieser Stelle gestanden. Es war die alte Regauer Mühle, eine Hausmühle, die mit zum Besitz des Regauer Bauern gehörte. Sie war also keine Säg- oder Mahlmühle, sondern diente nur dem Hausgebrauch ihres Besitzers, der keine Befugnis hatte, für fremde Leute zu mahlen. Trotz dieser Beschränkung waren diese Hausmühlen, deren es früher auch im Inntal gar viele gegeben hat, den Kundschafts- und Handelsmüllern ein Dorn im Auge und auch bei den Behörden waren diese Hausmühlen höchst unbeliebt, denn sie beeinträchtigten eben doch den steuerzahlenden Müllern das Geschäft und den Rentämtern brachten sie keinerlei Einnahmen. Die Erlaubnis zur Errichtung einer Hausmühle wurde deshalb auch nur in Ausnahmefällen erteilt, wenn es sich um weitab gelegene einsame Bauernhöfe handelte. Beim Regauer Bauern in der Regau traf dies zu und so durfte sich dieser eine eigene Hausmühle bauen. Wann das geschah, wissen wir leider nicht, denn es ist erst in der Mitte des 18. Jahrhunderts von der Regauer Hausmühle die Rede. Im Jahre 1765 wurde letztere durch ein Wildwasser fast ganz vernichtet; sie lag nämlich auf dem eigenen Grund des Regauers in unmittelbarer Nähe des Gutes Vorder-Regau. Was nicht das Wasser zerstörte, das verdarb eine wilde Lahn, ein Bergrutsch. Der Wiederaufbau der Mühle hätte so große Kosten verursacht, daß der Regauer einen anderen Ausweg suchen mußte. Und den fand er auch und zwar in einer Vereinbarung mit seinem Nachbarn, mit dem Simon Seebacher auf Unterwerberg, einem Anwesen, das heute als Niederalm des Zaglacherhofes dient.

Peter Regauer zu Regau und Simon Seebacher zu Unterwerberg haben damals, unterm 10. Juni 1767, vor dem Pflegrichter des kurfürstlichen Amtes Aurburg auf Schloß Aurburg bei Oberaudorf folgendes vereinbart:

„Peter Regauer darf auf dem Grund und Boden des Simon Seebacher auf seine Kosten eine Hausmühle erbauen; dem Seebacher soll dafür erlaubt sein, zwei Tage in der Woche, Freitag und Samstag, seine Hausnotdurft, das ist das, was er an Mehl für seinen eigenen Haushalt benötigt, zu mahlen. An den übrigen Tagen stand die Benützung der Hausmühle ausschließlich nur dem Regauer zu. An den Unterhaltungskosten und der zu reichenden „Prästation“, das heißt Abgabe, hat

Simon Seebacher sich mit einem Drittel zu beteiligen. Die beiden Ehaftsmüller auf dem Großen Audorfer Berg, nämlich Josef Seebacher zu Seebach und Hans Pichler zu Bichl, erklärten ihre Zustimmung dazu, daß die Hausmühle des Regauer auf den neuen Platz übertragen wurde und daß der Unterwerberger seine Hausnotdurft mitmahlen durfte. Mit dieser Regelung erklärte sich das kurfürstliche Pfliegergericht Aurburg einverstanden.“

Außer den erwähnten Mühlsteinen ist von der Regauer Hausmühle nichts übrig geblieben. Man hat sie abgebrochen — wann, ist unbekannt. Wahrscheinlich war sie altersschwach geworden oder erschien die Beibehaltung der alten Hausmühle nicht mehr notwendig. Ein Kenner findet an Ort und Stelle noch die ursprüngliche Wasserrinne und den Mahlraum in den Grundlinien. In der Regauer Kälberötz aber steht heute noch, am Fuße des Wildbarrn, der verwitterte Stadel beziehungsweise Stall des Regauers, der an seinem Firstbalken die Jahreszahl 1606 trägt und somit einen der ältesten Stadel im Inntal darstellt. Denn aus der Zeit vor dem Dreißigjährigen Krieg hat sich an derartigen Bauten in dieser Gegend so gut wie nichts mehr erhalten. A. S.

Die Chronik

1761. Zur Vertretung und Besorgung der Rosenheimer Angelegenheiten in München bestellte am 11. Juli 1761 der Markt Rosenheim als Agenten oder Procurator den aus Wasserburg gebürtigen Lizentiaten Michael Benno Surauer, Hofgerichtsadvokat, gestorben am 15. Oktober 1780. Hefner, S. 171

1762. Von bei einer Kirchfahrt zur Wallfahrtskapelle „im Elend“ am Fuß des Atteler Klosterberges auf dem Innstrom am Michaelitag des Jahres 1762 verunglückten Wallfahrern fanden 49, nach anderer Nachricht sogar 70 den Tod im Wasser. Die Wallfahrer kamen von Rohrdorf und stießen bei Pfuntzen auf einen Felsblock. Chronik Kirmayer.

1763. Auf am 20. Dezember 1763 erteiltes kurfürstliches Privilegium errichtete Emanuel Graf von Törring zu Jettenbach eine Papierfabrik in den Jettenbacher Wäldern. Chronik Kirmayer.

1765. Im Heimathaus Wasserburg befindet sich ein eleganter Flachsschwingstock, gezeichnet mit der Jahrzahl 1765 und bemalt in Schwarz und Rot mit Mann und Frau sowie dem sechsfachen Glücksstern (Sechsstern), eine Hochzeitsgabe für die Elisabeth Moshamerin von Moosham, welche am 31. Januar 1765 zu Rott den Brandlsohn Paul Rasp in Arbing ehelichte.

Chronik Kirmayer.

Für das Heimathaus Wasserburg brachte das abgelaufene Jahr wieder zahlreiche Neuzugänge. Der Leiter des Heimathauses, Studienprofessor a. D. und Stadtarchivar Josef Kirmayer spricht hiermit allen Spendern aus Stadt- und Landkreis Wasserburg im Namen der Stadt und des Heimatvereins den wärmsten Dank aus. Es folgen die Namen der Spender und Angabe ihrer Spenden:

Aus dem Landkreis: H. Otto Forster, Grünthal: alte Truhe (1570); H. Jos. Haas, Untersteppach: alter Löffel aus Bein mit Spruch; Fr. Anna Lenz, Weitmoos: altes Predigtbuch; H. Leonh. Riedl, Ramerberg: Obstpresse; Fr. Maria Schnepf, (Landkreis) Traunstein: zwei Tabakdosen, Briefbeschwerer, Zigarrenetui, Biedermeier-Schal, zwei Bilder; H. Oettl, Alteiselfing: zwei Mammutzähne; H. Ludwig Spiegel, Haag: altes Werkzeug; Fr. Juliane Schuster, Schick: alte Heugabel.

Aus der Stadt Wasserburg: H. Hans Aringer: Breithacke und Bandhacke; H. Karl Breuherr: zwei alte Fotos; H. Jos. Buchner: Gewehr und zwei Holzschüsseln; Fr. Marianne Chucholl: Nadelkissen und Buch; H. Jos. Däscher: Spinnrad und zwei Gebetbücher; Fr. Thilde Dettenhofer: verschiedene Gegenstände; Fr. Erna Eichner: kupferne Bäckerwaage; Fr. Maria Freiburger: alte Taschenuhr; H. Ludw. Gärtner: 27 alte Metallknöpfe; H. Hans Huber: alter Vexier-Krug; H. Xaver Hutterer: handgeschmiedeter Rechen, H. Jak. Irlbeck: vier Fürstenbilder; H. Franz Kiesel: Versteinerungen; H. Fritz Meyer: viele alte Schreibkalender und zwei alte Biergläser; H. Hans Näbauer: Bild „Ungarischer Schiffszug“; H. Jos. Stumfall: Zunfttafel; H. Fried. Wascheck: Pulverfläschchen und Reibeisen, Zimmererzunft: drei Zunftschilder und kleiner Zögerer mit Winkel.

Unser Heimathaus wurde im verflossenen Jahr unter anderem von folgenden Schulen, Vereinen und sonstigen Gruppen besucht: Volksschulen Attel, Eiselfing, Gars, Grafing, Mettenheim, Mühldorf, München, Oberndorf bei Haag, Ramerberg, Rieden, Traunreut, Knabenschule und Mädchenschule Wasserburg, Mädchen-Mittelschule Au am Inn, München, Wasserburg. Landwirtschaftliche Berufsschule Wasserburg. Realgymnasium Rosenheim. Universität München, Technische Hochschule München. Heimatverein Deggen-dorf. Kunstverein Passau. Landesverein für Heimatpflege München. Gesangverein Hohenaschau. Adreßbuchverlag Ruf, München. Firma Kathrein, Rosenheim. 20 Engländer und schließlich 30 Juristen aus München. J. K.

Stemplerer erzählt: Der Pendling



Hofmiller und ich kamen auf einer unserer Wanderungen wieder einmal von Kufstein her nach der Klause, um uns noch an einem Tiroler zu erlaben. Der Garten war gedrängt voll; nur an der Straßenseite fanden wir noch einen Tisch, wo nur zwei Touristen saßen, die uns freundlich Platz machten. Bald kamen wir in ihr Gespräch, das uns interessierte. Die beiden waren auf dem Pendling gewesen und schwärmten von der herrlichen Aussicht auf die vier Seen und auf das Inntal. Sie waren zum erstenmal da oben gewesen. Dann warf einer die Frage auf, woher der Berg seinen Namen habe. Sein Begleiter meinte: „Steub schreibt, griechische Legionäre, die unter Tiberius durch das Inntal marschierten, hätten nach ihrem heimischen Pentelikon diesen Berg so benannt.“ Schallendes Gelächter folgte seinen Worten. Nachdem wir uns gegenseitig mit Nachdruck zugehört hatten, fuhr Hofmiller ernsthaft fort: „Im allgemeinen werden Berge nach ihrem Aussehen benannt, so der Stümpfling, weil er einen stumpfen Kegel trägt, der Spitzing, weil er auffällig spitzig ist, der Miesing, weil er mit Mies bewachsen ist oder war.“ Die beiden nickten zustimmend und der eine fragte: „Aber wie sieht der Pendling aus? Womit könnte der verglichen werden?“ Hofmiller erwiderte: „Weil er gleichsam auf Kufstein herabhängt, dachte man an *Pendula petra*, das ist hangender Stein.“ Nicht übel!“ meinte mein Nachbar. „Und was meinst du?“ wandte sich Hofmiller an mich,

da ich bisher nur zugehört hatte. Ich nahm einen Schluck und sagte: „Ich habe, als ich den Berg zum erstenmal sah, meinen Schmeller aufgeschlagen und fand dort das Wort „Bendl“ und „Pendl“, was einen Wagnerkorb bedeutet. Vom Pendlschlitten, der einen bequemen Sitzkorb trägt, hab ich in meiner Jugend in Niederbayern oft reden hören.“ Hofmiller schmunzelte: „Na, wenn man ein bißl Phantasie hat, kann man den Gipfel des Pendling schon mit einem solchen Sitzkorb vergleichen. Im übrigen lassen wir unsern herrlichen Schmeller hochleben!“

Im Laufe des schönen Abends ließen wir unsern geliebten Schmeller so oft hochleben, daß wir schließlich zum Zuge nach Kiefersfelden nur mehr „pendelten“. „Gradso wie die griechischen Legionäre vom Pentelikon“, meinte Hofmiller und schlug sein ansteckendes Lachen auf.

„Heimat am Inn“ erscheint als Monatsbeilage des „Oberbayerischen Volksblattes“, Rosenheim, mit seinen Nebenausgaben „Mangfall-Bote“, „Mühldorfer Nachrichten“, „Wasserburger Zeitung“, „Haager Bote“, „Chiemgauzeitung“. Redaktionskollegium: Th. Heck, Josef Kirmayer, H. Ch. Kobe. Ständige Mitarbeiter die Kreisheimatpfleger Albert Aschl, Rosenheim-Stadt; Dr. Peter von Bomhard, Rosenheim-Land; Karl Brasler, Landkreis Aibling; Richard Glaser, Landkreis Mühldorf; Theodor Heck, Landkreis Wasserburg. Verantwortlich für den Inhalt: Josef Kirmayer, Wasserburg am Inn. Druck: „Oberbayerisches Volksblatt“, Rosenheim.



Heimat am Inn

GEGRÜNDET 1927 VON ANTON DEMPPE

Blätter für Heimatkunde und Heimatpflege für den Heimatbund Mühldorf, den Heimatverein Wasserburg am Inn, den Historischen Verein Bad Aibling und den Historischen Verein Rosenheim

Jahrgang 1955

Februar

Nummer 2

Schloß Winhöring der Grafen zu Toerring

1000jähriger Edelsitz bei Neuötting

Die im Januar in Winhöring erfolgte Beerdigung der in München verstorbenen Gräfin Elisabeth zu Toerring-Jettenbach, geborenen kgl. Prinzessin von Griechenland und Dänemark, der Gattin des Schloßherrn auf Winhöring, Grafen Carl Theodor zu Toerring-Jettenbach (die Verstorbene war eine Schwester der englischen Herzogin Marina von Kent und der Prinzessin Olga von Jugoslawien und damit auch eine Verwandte des englischen Königshauses), hat das Interesse der Öffentlichkeit auch auf das genannte Schloß Winhöring gelenkt, das nordwestlich von Neuötting in dem gleichnamigen Pfarrdorf liegt und sich seit Jahrhunderten im Besitz der Grafen zu Toerring befindet. Es wird von ihnen allerdings nicht mehr bewohnt, die gräfliche Familie hat es für ein Altersheim zur Verfügung gestellt.

Die Entstehung des Schlosses Winhöring geht bis in die erste Hälfte des 15. Jahrhunderts zurück. Damals saß zu Winhöring, das in jener Zeit zum Bistum Bamberg gehörte, ein adeliger bambergischer Amtmann namens Wilhelm v. Frauenhofen; er war der gleiche, der im Jahre 1423 bzw. 1426 das Spital in Neuötting gestiftet hat. In der Neuöttinger Spitalkirche ist sein großer wappengeschmückter Marmorgrabstein zu sehen. Im Jahre 1420 kaufte Wilhelm v. Frauenhofen, der mit Margarethe von Preysing vermählt und sehr reich war, in Winhöring zwei „auf dem Pühl“ gelegene Bauerngüter. Er brach sie ab und erbaute an deren Stelle ein Schloß, das er im Hinblick auf seinen Namen

und auf die Bezeichnung der Oertlichkeit „Frauenbühl“ nannte. Diese Bezeichnung bürgerte sich indessen nicht recht ein; das Volk nannte diesen Edelsitz in der Regel nur „Schloß Winhöring“ und unter diesem Namen lebt es auch in der Geschichte fort. Winhöring hat übrigens noch eine andere historische Beziehung zu Neuötting: in der Neuöttinger St.-Nikolaus-Stadtpfarrkirche befindet sich linker Hand vor dem Chor das kunstgeschichtlich bedeutsame Grabdenkmal des Neuöttinger Bürgers Bernhard Bogner (Pogner), der um 1570 als Toerringerscher Richter zu Winhöring (und Tüßling) tätig war und sich als Wohltäter des Neuöttinger Spitals betätigte. Das alte Schloß Winhöring wurde später Mittelpunkt der Hofmark Winhöring, deren Hauptertragnis der große Winhöringer Wald im Norden des Dorfes war. Zu den Amtsmännern der Herrschaft Winhöring zählte (bis 1528) auch Bernhard Trennbeck v. Trennbach, dessen Familie in Trennbach bei Gangkofen ihren Stammsitz hatte und 250 Jahre in dem zwischen Altötting und Eggenfelden gelegenen Schloß Waldberg in der Gemeinde Arbing ansässig war.

Das Bamberger Hochstift hatte Winhöring zu wiederholten Malen verpfändet. Im Jahre 1554 verkaufte es den Winhöringer Besitz an den herzoglichen Kammerrat Georg v. Gumpenberg; dieser blieb nur 13 Jahre Schloßherr auf Winhöring. 1557 veräußerte er die Hofmark Winhöring an den Freiherrn Johann Veit v. Toerring zu Tüßling und Jet-

tenbach, der sich später auch das Jagdrecht im Winhöringer Wald, das dem Herzog zustand, erkaufte. Die Toerringer blieben aber nur für kurze Zeit Gutsherren auf Winhöring; nach dem Tode des Johann Veit von Toerring im Jahre 1582 kam die Hofmark Winhöring durch Erbgang an den Markgrafen Nestor v. Pallavicini. Dieser verkaufte sie 1641 an den kurfürstlichen Pfleger v. Richel zu Rosenheim, dem der Kurfürst die niedere Gerichtsbarkeit übertrug und ihm auch das Präsentationsrecht auf die Winhöringer Pfarrkirche verlieh.

Im Jahre 1721 fiel alsdann die Hofmark Winhöring endgültig wieder an das gräfliche Haus v. Toerring zurück; Max Joseph Freiherr v. Richel auf Winhöring veräußerte im genannten Jahr den gesamten Winhöringer Gutsbesitz an den bayerischen Feldmarschall und Staatsminister Ignaz Felix Grafen zu Toerring-Jettenbach, eine der einflußreichsten Persönlichkeiten am Münchner Hof, der sich auch als Diplomat hervorragend bewährt hatte, wogegen er als Feldherr im Krieg gegen Kaiserin Maria Theresia weniger Glück und Erfolg aufweisen konnte. Seine Niederlagen bei Schärding und Pfaffenhofen anno 1742 warfen dunkle Schatten auf seinen sonst von Glanz und Ruhm überstrahlten Namen, der auch im Zusammenhang mit dem unglücklichen Friedensschluß von Füssen (1745) genannt wurde. Dieser Graf Ignaz Felix v. Toerring-Jettenbach (die Toerring wurden 1630 in den Grafenstand erhoben) ließ das alte Winhöringer Schloß, einen gotischen Bau, abbrechen und an seiner Stelle das heutige Schloß Winhöring erbauen, ein dreigeschossiges schlicht-vornehmes Gebäude im Stil des späten Barocks, in dessen Nebengebäuden auf die Bedürfnisse der Jagd besondere Rücksicht genommen wurde. Die Bauarbeiten waren erst im Jahre 1730 beendet. Nördlich von diesem neuen Schloß, dessen Walmdach drei große Erker trägt, wurden herrliche Gartenanlagen mit barocken Plastiken geschaffen, die heute noch vorhanden sind, der Park ist mit hohen Linden beschattet. Von der Höhe der Gartenanlagen, die sich die Anhöhe hinaufziehen, hat man schöne Fernsichten auf die gegen Süden in weitem Halbkreis sich ausdehnende Innallandschaft mit der hochragenden Neutöttinger Stadtpfarrkirche. Der Erbauer des Schlosses hat in den Jahren von 1745, wo er in den Ruhestand trat, in ihm bis zu seinem 1763 erfolgten Tod noch recht geruhsame Zeiten verlebt. Den Winter verbrachte er in seinem großen Palais gegenüber der Münchner Residenz, in dem heute die Hauptpost untergebracht ist. Ein weiteres Toerring-Palais steht heute noch als klassizistischer Bau auf dem Münchner Karolinenplatz.

Ueber die Grafen zu Toerring selbst und

über ihre vielen Schlösser in Altbayern — es gehörte ihnen ja auch Schloß Tüßling und Schloß Stein a. d. Traun — gäbe es unendlich viel zu schreiben. Ihre Stammburg in dem Pfarrdorf Toerring bei Tittmoning wurde schon im 15. Jahrhundert zerstört. Beurkundet ist das Geschlecht, eines der angesehensten in Altbayern, seit dem Jahre 1158, in Jettenbach sitzt es seit der Zeit um 1200. Im Herzogtum Bayern hatten die Toerring das oberste Erbjägermeisteramt inne, im Herzogtum Salzburg das Amt des Erbkämmerers. Von den drei Hauptlinien der Familie bestehen heute noch zwei: jene zu Seefeld am Pilsensee unweit Herrsching und jene zu Jettenbach am Inn; die Linie Stein a. d. Traun ist erloschen. Der heutige Schloßherr von Winhöring, der eingangs genannte Graf Carl Theodor zu Toerring-Jettenbach (Erlaucht), Graf zu Gutenzell und Freiherr von Seefeld, wurde am 22. September 1900 zu Winhöring geboren, er ist Besitzer des ehemaligen Familienfideikommisses Pörnbach-Pertenstein-Jettenbach und Inhaber des ehemaligen Familienfideikommisses Gutenzell in Württemberg. (Das standesherrliche Haus Toerring-Gutenzell ist 1860 erloschen.) Der Vater dieses Grafen Carl Theodor war der 1929 verstorbene Reichsrat Graf Hans Veit zu Toerring, seine Mutter ist die verwitwete Gräfin Sophie zu Toerring-Jettenbach, eine geborene Herzogin in Bayern, die auf Schloß Seefeld und in Bad Kreuth bei Tegernsee lebt. Der Ehe des Grafen mit der eben verstorbenen griechischen Prinzessin Elisabeth entsprossen der 1935 in München geborene Erbgraf Hans Veit und die 1937 in Winhöring geborene Komtesse Helene. Der Bruder des Grafen, Graf Hans Heribert zu Toerring, lebt auf Schloß Seefeld am Pilsensee.

August Sieghardt

Die Chronik

1756. Mit der Aufschrift Ex auro Oeni (aus dem Golde des Inn) ließ Churfürst Maximilian III. im Jahre 1756 die ersten „Inndukaten“ prägen. Von insgesamt elf Ausgaben erschien 1830 die letzte. Durch regelmäßigen Waschbetrieb wurde dem Inn schon vor mehr als einem Jahrtausend Gold abgewonnen.

Chronik Kirmayer

1797 wurde der erste brauchbare Fallschirm hergestellt, der den Luftschiffer Garnerin aus 1000 Meter Höhe sicher zur Erde trug.

Chronik Dempf

1800 zählt Rosenheim nach Eid, Altrosenheim S. 302, 1760 Einwohner.

Chronik Kirmayer

Das unbekannte Tagebuch Ludwigs des Zweiten von Bayern

Wenige Jahre nach dem tragischen Tode Ludwigs II. von Bayern (13. Juni 1886) erschien im Buchhandel ein sogenanntes „Tagebuch des Königs“. Es handelte sich nicht um die vom König selbst niedergeschriebenen Tagebuchaufzeichnungen, sondern um ein Phantasieprodukt eines geschäftstüchtigen Schriftstellers. Aber bereits damals wurde die Frage erörtert, ob der König selbst in seiner Einsamkeit und Abgeschlossenheit ein Tagebuch geführt habe. Einzelne Vermerke in den Akten ließen diese Annahme zu. Trotzdem wußte niemand, in wessen Händen sich dieses Tagebuch befand. 1925 wurde die Frage nach einem Tagebuch Ludwig II. von Bayern gelöst. Im „Verlag Rupert Quaderer“ zu Schaan im Fürstentum Liechtenstein erschienen, herausgegeben von „Edir Grein“, die Tagebuchaufzeichnungen von „Ludwig II., König von Bayern“. Ein Verlag in Liechtenstein wurde gewählt, weil sich kein bayerischer und kein deutscher Verlag bereit fand, dieses Tagebuch zu drucken. Der Name des Verfassers ist ein Deckname, unter dem sich eine mit dem Nachlaß des Staatsministers Lutz vertraute Münchner Persönlichkeit verborgen hat. Diese „Tagebuchaufzeichnungen“ stammen aus der Feder Ludwigs II. Sie sind das erschütterndste Dokument aus dem Leben dieses Königs. Anstand und gute Sitte verbieten es, dieses Tagebuch breiter Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Es gehört zu den Seltenheiten auf dem Büchermarkt. Die noch immer zahlreiche Gemeinde der Verehrer hat es Verlag und Verfasser nie verziehen, daß sie diese Dokumente veröffentlicht haben. Die Geschichtsschreibung, die das Rätsel dieses Königs zu lösen versucht, kann an diesen Aufzeichnungen nicht vorübergehen. Sie sind authentisch. Sie lassen einen Blick in das Innere eines Menschen zu, der zum Idol seiner Zeit für viele geworden war. Sie lassen gleichzeitig erkennen, welchen Kräften Ludwig II. sein ganzes Leben lang ausgeliefert gewesen ist. Der König hatte — wie sein Tagebuch beweist — das Bedürfnis, seine innersten Regungen und Empfindungen niederzulegen. Dadurch entstand für die Nachwelt die Möglichkeit, dem König selbst in seiner Verzweiflung, seiner Einsamkeit und in seinem Kampf mit dem gegen ihn anstürmenden Wahnsinn kennenzulernen. Der Herausgeber des Tagebuches erklärt in seiner Einleitung, warum 40 Jahre gewartet worden sei, um diese Tagebuchblätter der Öffentlichkeit zu übergeben. Er schreibt:

„Das reiche, vielseitige Seelenleben Ludwigs, das ihm die Fernstehenden andichteten, hat in Wirklichkeit, wie eben aus dem Tagebuch hervorgeht, gar nicht bestanden. Im-

mer dreht sich der Ideenkreis seines kranken Gehirns um ein und dasselbe: um die Bemeisterung seiner perversen Sinne, um sein ungeheuerliches Majestätsbewußtsein und um das Sichversetzen in die längst versunkene Zeit des Versailler Hofes des 18. Jahrhunderts. Den Ereignissen der Gegenwart, der Politik, der in seiner Epoche lebenden Personen mit Ausnahme einiger Auserwählter, stand er völlig fremd, interesselos gegenüber. Dürftig, primitiv, ja kindlich ist seine Psyche zu nennen, die man aus den Tagebucheintragungen kennenlernt, obwohl sich dieselben auf seine ganze Regierungszeit mit Ausnahme der ersten fünf Jahre erstrecken.

Aus Gründen der Pietät hat man 40 Jahre damit gewartet, das Publikum mit den Aufzeichnungen des Königs bekanntzumachen. Heute, nach Ablauf von vier Dezennien, hat die Öffentlichkeit ein Recht, diese hochinteressanten Dokumente kennenzulernen. Denn Ludwig II. und seine Zeit gehören längst der Geschichte an. Der dazwischenliegende Weltkrieg hat uns noch weiter von jener Epoche entfernt. Eine neue Ära, völlig anders gestaltete Menschen, gänzlich veränderte Zeitverhältnisse sind entstanden. Durch Beibringung neuen Materials Klarheit in bisher viel Umstrittenes und Verständnis für die Beurteilung einer historischen Person herbeizuführen, die als ‚aenigma sui temporis‘ ihre Existenz profanen Blicken zu entziehen wußte, bedeutet keine Verletzung der Pietät gegen die Manen dieses unglücklichen Königs.

Der tragische Konflikt in seinem Innern, das stetige Wechseln zwischen seelischer Depression und neuer Hoffnung, die immer mehr um sich greifende Ideenverwirrung, all das, was aus seinen Tagebucheintragungen in ergreifender Weise hervortritt, erweckt für den König warmes Mitgefühl. Aus seinen Aufzeichnungen spricht ein tief zu bedauernder, erfolglos nach Reinheit ringender Mensch, der vergeblich von der ihn umklammernden Kralle des Wahnsinns sich zu befreien sucht.

Die philiströsen Anschauungen jener Zeit, in denen auch der König aufgezogen war, haben in sexuellen Anomalien noch ‚Verbrechen‘, nicht Folgen einer krankhaften erbten Veranlagung gesehen. Damit ist die verzweifelte Stimmung zu erklären, die jedesmal über den streng religiösen Monarchen kam, wenn er seinen krankhaften Trieben nachgegeben hatte. Von dem ‚Menschen‘ Ludwig hat die Öffentlichkeit bisher wenig erfahren, hauptsächlich nur Anekdotisches, wie es die zahlreichen über ihn erschienenen Bücher brachten. Ein sogenanntes Tagebuch,

dessen Autor selbst zugibt, daß es nur seiner dichterischen Phantasie entsprang, entstellt gänzlich die wahre Psyche Ludwigs.“

Das erste Tagebuch des Königs reicht vom Dezember 1869 bis zum Dezember 1885. Es umfaßt 33 Blätter. Teilweise bedient sich der König der französischen Sprache. In der Unterschrift schreibt er bisweilen die französische Namensform „Louis“ oder „Ich der König“. Das zweite Tagebuch stammt aus dem Jahr der Katastrophe 1866. Es umfaßt drei Blätter. Der weitaus größere Teil des zweiten Tagebuches ist französisch geschrieben. Während man bei Königen und Staatsmännern Erwägungen und Vorgänge der großen Politik in ihren Tagebüchern antrifft, stehen in den Tagebuchaufzeichnungen Ludwigs II. Sätze, die nur von seiner inneren Zerrissenheit und von seinen inneren Schwierigkeiten sprechen. Während Fürsten und Politiker in ihren Tagebüchern ihre politische Ansicht niederlegen, schreibt Ludwig II. von seinen seelischen Konflikten. Daneben verzeichnet er den Ablauf seines Tages mit allen Selbstverständlichkeiten. Kein großer Gedanke in den Aufzeichnungen läßt die Annahme zu, daß der König leidenschaftlich um die Gestaltung seiner Zeit gerungen hat. Aus Gründen der guten Sitte und des Platzes ist es unmöglich, das ganze Tagebuch wiederzugeben. Aber einige Stellen aus ihm beweisen bereits, in welcher Verfassung sich der König befunden hat. Ludwig schreibt im Dezember 1869:

„Au nom du Père, du Fils et du Saint Esprit! Ich liege im Zeichen des Kreuzes (Erlösungstag unsres Herrn) im Zeichen der Sonne (Nec pluribus impar!) und des Mondes (Orient! Wiedergeburt durch Oberons Wunder Horn. —) Verflucht sei ich und meine Ideale, wenn ich noch fallen sollte, Gott sei Dank, es ist nicht mehr möglich, denn es schützt mich Gottes heiliger Wille, des Königs erhabenes Wort! — nur psychische Liebe allein ist gestattet, die sinnliche dagegen verflucht. Ich rufe feierlich Anathema über sie aus: ‚Du nahst als Gottgesandte, ich folg‘ aus holder Fern, so fährst du in die Lande, wo ewig strahlt dein Stern‘ —“

Das Tagebuch beginnt mit der Anrufung des Dreieinigen Gottes: „Im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes.“ Die erste Aufzeichnung schließt mit der Feststellung der „Verehrung Gottes“ und des „absoluten Gehorsams gegen den König und seinen geheiligten Willen“. Auf Blatt 5 der Tagebuchaufzeichnungen finden sich Eintragungen, in denen sich Anmerkungen über den Tagesablauf verbinden mit verschwommenen mystischen Vorstellungen, Anrufungen und Erkenntnissen. Sie lassen den raschen Uebergang in der Denk- und Vorstellungswelt des Königs erkennen. Sie zei-

gen die merkwürdige Flucht des Königs in okkulte Verwirrungen. Auf Blatt 5 heißt es:

„Fahrt zu Schlux, gelesen in (François I). Hier im lieblichen Tal der Rosen, halten wir erquickliche Rast... (Skizze, Einzugs Ludwig XV. in Seine getreue Hauptstadt nach seiner Krankheit in Metz, Residenzsaalbild, am 21. Schlangen Haus, 21. Juni.) — Geschworen beim Andenken des Gelöbnisses in d. Pagodenburg am 21. April. Beim Andenken an die allegorische Zertrümmerung des Schlechten an. Bald bin ich ein Geist geworden, reiner Aether mich umwallt, 7 7 7 geschworen ich wiederhole es u. halte es, so wahr ich der König bin, nicht mehr bis zum 21ten September. Dann anders zu versuchen, beim 31ten Male gelingt es, gedenke des 9ten Mai 3 mal 3! — Febr. — April — Juni — Septemb. Liliendurft! Königslust — — — es hat dieser Schwur die bindende Kraft, sowie das Gelingen durch: De Par le Roy.“

Am Ende dieser Aufzeichnung steht der im Tagebuch Ludwigs immer wiederkehrende Begriff „De Par le Roy“. Aus ihm macht der König eine Zauberformel, mit der er die ihn überfallenden Geister zu bannen versucht. Immer wieder kehren Eintragungen, die von einer abnormalen Veranlagung des Königs sprechen. Ob das Tagebuch diese Ausdeutung zuläßt, kann überzeugend nicht nachgewiesen werden. Richtig ist, daß sich in diesen Tagebucheintragungen ein innerlich zerrissener Mensch quält mit Kräften und Trieben, die über ihn Herrschaft gewonnen haben. Trotzdem nimmt sich dieser tief geschlagene Mensch immer wieder einen Anlauf und versucht aus der unheilvollen Umklammerung auszubrechen. Zeichen dieses Ringens sind Sätze und Verse, die sich zwischen den Eintragungen dumpfer Verzweiflung finden. Auf Blatt 17 des ersten Tagebuches steht der Versuch, religiöse Empfindungen in Worte zu kleiden:

„O Himmel laß Dich jetzt erleben!
Gib meinem Lied der Rache. Preis
Geburt laß' mich die Sünde sehen,
Aus diesem edlen hohen Kreis.
Dir hohe Liebe töne
Begeistert mein Gesang,
Die mir in Engelsthönen
tief in die Seele drang!
Du nahst als Gottgesandter
Ich folg aus holder Fern,
So fuhrst Du in die Lande,
Wo ewig strahlt Dein Stern!
Vorüber für immer

Ich der König.“

Unterschrieben sind diese Verse mit der Feststellung: „Ich, der König“. Daß die Welt Richard Wagners und seiner Opern immer wieder in den Tagebüchern des Königs anklingt, ist nicht verwunderlich. Beispiel da-

O Wanderer stehe still . . . !

Kreuzstein, Steinkreuz, Bildstöckl und Marterl

Die an Dorfeingängen, an Weggabelungen und Feldrainen in der Form des Eisernen Kreuzes zu sehenden Steinkreuze nennt das Volk Schweden-, Hussiten- oder Pestkreuze. Diese Bezeichnungen entbehren aber jeder Grundlage, wenn auch die Sage mitunter helfend einspringt. Auch die Annahme, es handle sich um Merkmale mittelalterlicher Gerichtsorte, um Hermen aus der Römerzeit, Mark- oder Malsteine, hält einer wissenschaftlichen Forschung nicht stand. Handschriftliche Aufzeichnungen in Chroniken zeugen dafür, daß sie teils als Erinnerungssteine an Personen zu werten sind, die der jähe Tod überraschte, teils als Sühnezeichen

für begangenen Totschlag. Nach mittelalterlicher Rechtsübung konnte nämlich im Affekt begangener Totschlag ohne offizielles Einschreiten der Justizbehörde durch einen Privatvertrag zwischen dem Mörder und den Angehörigen des Opfers vor dem jeweils zuständigen Richter auf gültigem Wege Sühne finden; denn nach damaliger Rechtsanschauung sah man durch einen verübten Mord weniger die öffentliche Ordnung als die Rechte der Familie verletzt. Verzichteten also die Angehörigen auf eine Blutsühne, so konnte eine Geldbuße, das sogenannte „Wergeld“, verlangt werden, dessen Höhe sich nach dem Vermögen des Frevlers und nach

für ist Blatt 22 des Tagebuches, in dem der König die Gralssage aufgreift und sie in den Mittelpunkt seiner Ueberlegungen stellt:

„Vom Himmel naht alljährlich ein Taube, um neu zu stärken Seine Wunderkraft, Es heißt der Gral u. selig reinster Glaube Ertheilt durch Ihn sich Seiner Ritterschaft. Wer nur zum Dienst des Grabes ist erkoren, Den rüstet er mit überirdischer Macht, Kraft An dem sei jedes Bösen Trug verloren, Wer ihn erschaut, den flieht der Sünde Macht.

Amen!

Amen!!

Amen!“

Ludwig II. hat seinem Tagebuch aber auch Aufzeichnungen über den Verlauf seiner Tage anvertraut. Aus ihnen ist zu entnehmen, daß der Herrscher sich in erster Linie mit sich selbst und nur gelegentlich mit seinen staatspolitischen Verpflichtungen beschäftigt hat. Auf Blatt 26 stehen Notizen über den Tageslauf des Königs. Der dort erwähnte Besucher ist der Hofschauspieler Kainz, der mit dem König in einer jähren und leidenschaftlichen Freundschaft verbunden war. König Ludwig II. schreibt:

„Am 16. Oktober Todestag der unvergeßlichen, erhabenen, edlen Dulderin, der Königin Marie Antoinette.

Trauer Abend Fahrt Ettal!

Oberammergau zur Kreuzigungs-Gruppe, Symbol der Stärke und Erlösung, Krone u. Kreuz
Linderhof 1880.

Am 28ten bei herrlichem Sonnenschein nach Hochkopf, Er Miranda, ich Amor geritten zur Aussicht auf den Walchensee, gelesen (Scheffel) Ihm die Tischplätze gezeigt, dann zu Mittag, selige Stunden, um den Berg gegangen. Souper, viel erzählt, heiter und glücklich. (Er Concordia, ich über die Sammlung v. Wallace) spät zum größten

Theil zu Fuß hinab, Mondensichel (Diana) ^{1/24} Uhr. Sehr gelungener Ausflug.

29. Regen. Cramelsberg unmögliche gefahren u. zu Fuß; zu Mittag Einlauf, noch viel beisammen, zugesagt morgen zu bleiben. Geblieben.

am 30ten. viel Schnee, geritten Hinterriß zu. Er Haidenau, ich Verolea. zurück gefahren. Mahl lebhaft u. frisch im Gespräch. wie immer spät zur Ruhe. Am 31. fort von lieben Aufenthalt Wallgau, Walchensee, Kesselberg geritten. Verolea, Miranda Thea Herzogenstand zu. Hütte zu Mittag. Er concordia, ich über Loière gelesen. sehr gemütlich; heiter zu Fuß, dann Studienzeit erzählt) gefahren Kochl, Bichl x. x. Nachricht. Richard Wagner da. Für Chiemsee Schloß bestimmtes betrachtet. Lohengrin mit Richard Wagner der Vorstellung beigewohnt, sehr gelungen u. schön. Er anwesend, mit Ihm in der Wohnung, Wintergarten soupiert, lange beisammen.“

Bereits diese hier wiedergegebenen Stellen des weithin unbekannten Tagebuches zeigen das schwankende Gemüt des Königs, der die steigende Flut des Wahnsinns und der Sinnesverwirrung gesehen und gegen sie gekämpft hat. Er wußte, daß er dieser Flut erliegen werde. Er fühlte, daß sich über ihn die Nacht geistiger Verwirrung senken werde. Er kämpfte mit der Entschiedenheit des Verzweifelten gegen seine Sinne. Er litt unter den ihn beschämenden Vorgängen und Sonderlichkeiten. Das unbekannte Tagebuch Ludwig II. bestätigt zwar die Richtigkeit seiner Beurteilung, erweckt jedoch gleichzeitig tiefes Mitempfinden für einen Menschen, der zwischen der Verantwortung der königlichen Krone und der zunehmenden geistigen Erkrankung keinen Ausweg gesehen hat.

Johannes Echter

der Stellung, sowie nach dem Familienstand des Getöteten richtete. Dazu trat die Auflage, ein Steinkreuz am Orte der Tat aufzustellen. Die Chronik von Ottebeuren beweist mit folgendem Eintrag diese Meinung: „Item soll der Todtschläger zum 4ten ein Steinkreuz, das 5 Schuh lang, 3 Schuh breit und 1 Schuh dick, in der Pfarrei zu Roth, an welches End des Erschlagenen Zacharias Wikko von Mittelried Verwandte heißen und wollen, setzen.“ Die bayerischen Regesten führen eine Reihe derartiger Urkunden an.

Die Mehrzahl dieser einfachen Flurdenkmäler stammt aus dem 14. bis 16. Jahrhundert. Die Bestimmung ist vielfach schwer, da sie meist weder Inschrift noch Jahreszahl tragen oder die Daten stark verwittert sind. Verwendetes Material und Form wechseln mit der Landschaft. Im Alpenvorland bestehen sie hauptsächlich aus tertiärem Sandstein, im Unterland aus Nagelfluh und Tuff, im Fränkischen Jura aus Dolomit, um Nürnberg aus Keupersandstein, im Bayerischen Wald aus Granit. Die Grundform ist das lateinische Kreuz mit Längsbalken und kürzerem Querbalken, die gewöhnlich keilförmig sind und sich in der Richtung gegen die Kreuzung verjüngen.

Nicht immer weisen die Steinkreuze eine Verzierung auf. Ist in der ganzen Länge und Breite als Hochrelief ein Kreuz herausgemeißelt, so spricht man von einem Kreuzstein. Steinkreuz und Kreuzstein unterscheiden sich also nicht wesentlich. Manchmal brachte der Bildhauer auch Monogramm, Handwerkszeichen oder Hausmarke des Verstorbenen bzw. Waffen und figürliche Darstellungen auf dem Kreuzstein an, um auch den damals oft leseunkundigen Wanderer anzudeuten, für wen das Erinnerungsmal gesetzt wurde.

Besonders reizvoll sind die Bildstöckl, stehen sie nun einsam an Feldrainen, halbverborgen unter wuchernden Heckenrosen, oder schmiegen sie sich in die Mauer eines Weinberges. Oft laden sie am Eingang eines Dorfes den Wanderer zu kurzer, beschaulicher Rast. Anmut und Idylle dieser Bildstöckl erkannten längst unsere Landschaftsmaler und Lichtbildner.

Während in Altbayern, vor allem im Gebirge und im Alpenvorland, gewöhnlich der Bildstock aus Holz gefertigt ist, herrscht in Franken die Verwendung des Steins vor. Hier handelt es sich meistens nicht mehr um Volkskunst einfacher dörflicher Handwerker, sondern vielmehr um Arbeiten des bodenständigen Steinbildhauers. Steinerne Bildstöcke führen den Namen „Marter“. Diese Bezeichnung wird in Zusammenhang gebracht mit dem Wort Martyrer, gleich Blutzeuge, soll also bedeuten, daß an der Stelle der „Marter“ Blut geflossen ist. Diese Annahme läßt sich aber in den seltensten Fällen

rechtfertigen. Es handelt sich hier vielmehr in der Hauptsache um Stiftungen, veranlaßt durch Dank für Wiedergesundung, für eine gute Ernte und dergleichen. Man verfolgte damit den Zweck, durch geeignete Bilder, Tonreliefs, plastische Figuren oder gemalte Darstellungen in Nischen den Beschauer zu ernstesten Gedanken und zum Gebete anzuregen.

Auch die in Holz ausgeführten Bildstöckl entbehren nicht eines volkstümlichen Reizes. Die säulenförmige Grundform ist dreieckig bis achteckig, der dachförmige Abschluß spitz oder rund.

Mehr Beachtung als den Kreuzsteinen, Steinkreuzen und Bildstöckl schenkt das Landvolk den hohen, eichenen Feldkreuzen, die draußen vor dem Dörfchen am Rande der Wiesenflächen stehen, beschattet von kräftigen Linden oder Vogelbeerbäumen. Die Feldkreuze führen die Namen Wetter- oder Schauerkreuze, weil man ihnen nach festem, überkommenem Glauben die Kraft beimißt, den Schauer von der Flur abzuwenden. Eigene Feldkreuze gegen Hagelschlag gab es schon im 13. Jahrhundert, wie Urkunden bezeugen. Bei Flurumgängen an den Bittagen liest der Geistliche an vier solchen Schauerkreuzen der Gemeindeflur die Evangelien. Votivkreuze heißen sie, wenn sie aus Dankbarkeit gestiftet wurden. Links und rechts dieser Feldkreuze treffen wir noch heute in manchen Gegenden, so um Fürstenfeldbruck und im Bayerischen Wald, bemalte „Totenbretter“ an, auf denen die Toten ihre letzte Rast bis zur Aufbahrung zubrachten. Die übliche Darstellung des Flurkreuzes zeigt das Kruzifix. Auch Kreuze mit den Leidenswerkzeugen Christi sind noch zu sehen. Es handelt sich hier um hohe Holzkreuze, die statt der Erlöserfigur alle möglichen auf Christi Tod bezüglichen Gegenstände zeigen: Dornenkrone, Geißel, Schweißstuch, Nägel, Schilfrohrzepter, Hammer, Lanze, Gefäß für Galle und Essig, Leiter, Christi Rock, die Würfel der Kriegsknechte, den krähenden Hahn und dergleichen. Derartige Kreuze finden wir noch im Waldsassener Stiftlande und um Lutzmannstein bei Parsberg in der Oberpfalz.

Nicht alle Feldkreuze entsprechen gutem Geschmack und Formensinn. Wenig künstlerisches Gepräge verraten jene Feldkreuze, die auf einem schmalen Kreuz einen verhältnismäßig kleinen, gußeisernen Kruzifixus tragen, der früher nach Katalognummer bestellt wurde. Hübsch dagegen wirken kräftige, eichene Kreuze, die durch einen dachförmigen Abschluß gegen die Unbilden der Witterung geschützt sind, wodurch der ganze Aufbau wuchtiger wirkt. Das Bild des Kreuzigten soll geschnitzt sein und im rechten Verhältnis zur Größe des Kreuzes stehen.

Die Marterl, die vor allem der altbayeri-

schen Landschaft eigen sind, erinnern als Denksäule an einen Verunglückten, „gemarterten“ Menschen. Gewöhnlich besteht das Marterl aus einem runden oder vierkantigen Holzpfahl mit einer dachförmig geschützten Blechtafel, die in naiver, sinnenfälliger Malerei und in ungelenkigen Versen unter Angabe von Name, Ort, Umstand und Zeit eine möglichst anschauliche, rührsame Darstellung eines traurigen Vorfalles gibt und dem Wanderer Erbarmen gegenüber einem jäh aus dem Leben geschiedenen Menschen abringt, wie beispielsweise die Inschrift auf einem Marterl bei Westheim zeigt:

„Josef Hemerl, Bauerssohn in Schlipsheim, verunglückte hier unversehens beim Nachhausegehen, 26 Jahre alt, gestorben 27. November 1869.

Hier in diesem Fluß, der Schmutter,
Fand er, ach, sein frühes Grab.
Es weint der Vater, schreit die Mutter,
Der Basen drückt's das Herz halb ab.
Zu was hast du den Steg verfehlt
Und nicht den Fuß aufs Brett gestellt?
Jetzt ist ein Brett dein hartes Bett,
Dein jäh' Tod bringt uns in Noth.“

Am Ausgang von Riedering (Rosenheim) steht auf dem Weg nach Ecking ein Marterl, das folgende Inschrift hat:

„In diesen Graben fiel, o Jammer,
durch Unfall Klemens Stürzelhammer,
als nachts er hier vorüberkam,
erstickte er in tiefem Schlamm.
Gott mög' die ewige Ruh' ihm schenken!
Zum freundschaftlichen Angedenken
sei dieser Bildstock ihm geweiht,
er ruhe sanft in Ewigkeit.“

Im Chiemgau finden wir viele Marterl, die von Unglücksfällen bei der Holzarbeit berichten. In der Nähe von Feldwies bei Uebersee kündigt zum Beispiel ein Marterl, daß auf dem Klausenberg am 3. Januar 1832 Sebastian Schweiger aus Niederfels beim Holzmachen verunglückte. Ein zweites meldet, daß am 29. Dezember 1829 auf dem gleichen Berg der achtbare Jüngling Jakob Gasteiger, Wildholzersohn von Feldwies, beim Holzschießen — Herablassen der gefällten Bäume vom Berg — durch einen Baum erschlagen wurde. Ein anderes, nahe der Feldkapelle zwischen Feldwies und Uebersee, errichtetes Marterl ist dem Andenken an Peter Hildebrand gewidmet, den am 27. November 1874 in Melleck beim Holzfällen ein jäh' Tod durch Unfall überraschte. Auf dem Marterl ist zu lesen:

„Mitten in dem besten Streben,
in der Geschäfte Blütenstand,
rief der Herr mich aus dem Leben

ab zu sich ins bessere Land.

Lieber Leser, gedenke meiner
mit einem Vaterunser!“

Was die Marterl in volkskundlicher Hinsicht bemerkenswert macht, das ist der manchmal zu beobachtende, gewollte oder unbeabsichtigte Humor in Bild und Vers, so daß es dem Beschauer nicht selten schwer fällt, den gebührenden Ernst zu wahren.

Die Marterl stehen fast immer an der Stelle oder unmittelbar in der Nähe des Platzes, wo sich der Unfall ereignet hat. Liebe und Ehrerbietung, pietätvolle Gesinnung und tiefverwurzeltes Gemeinschaftsgefühl wetteifern im Schmuck dieser Gedenktafeln. Manch frischer Kranz und manches Blumensträußlein bezeugen ein dankbar Erinnern an den vor Jahren verunglückten Toten. Aber auch Feldkreuze und Bildstöckl schmückt gläubiger Sinn mit den ersten Blüten des Lenzes und mit dem bunten Laub des Herbstes.



Gipfelkreuz auf dem Häuslhorn
(Foto Ernst Baumann)

1753. Daß im Kloster Altenhohenau wie in fast allen Frauenklöstern auch viel begehrte Leckereien hergestellt und „lecelten“ an auswärtige Freunde verschickt „vert“ wurden, ist schon 1517 belegt. Einer Spezialität, „Klosterfrauenseufzerl“, deren Recept man sich wünschen möchte, wird in Altenhohenauern Schriften 1753 Erwähnung getan.

Rosenheimer Bildkünstler im Barock

Von Eduard Stemplinger

2. Maler

Es sind zwar alte Malereien vor dem 15. Jahrhundert im Rosenheimer Bezirk vorhanden, aber ihre Schöpfer unbekannt. Nur einer, Georg Staber, erscheint 1499 als Siegler in einer Rosenheimer Urkunde: er schuf das Hochaltarbild der Kapelle im Salzburger Petersfriedhof.

Nach langer Pause treffen wir den Maler Hanns Schirmbeck, der 1588 bis etwa 1618 in R. lebte. Er malte das Bruststück des Handelsherrn Martin Papin (1607), das Gesicht ist aber von einem Bruder des Kapuzinerklosters gemalt, das ihm besonderen Dank schuldete. 1609 faßte Sch. die beiden Altäre der alten Kapuzinerkirche und malte an die Außenwände Apostelkreuze, Sonnenuhr und „Zwo Historien“.

Er übergab seine Werkstatt Hanns Oberhofer (1618—34), der unter Tonauer bei der Ausmalung der Münchener Residenz mitgewirkt hatte.

Gabriel Schaur faßte für den Bildhauer Hofmayr zwei Standbilder in Neubeuern (1649), ferner die neuen Altäre der ehemaligen Salvatorkirche in R. und Redenfelden.

„Der beste Maler dieser Zeit scheint Caspar Seidl (1669—96) gewesen zu sein.“ In der Aisinger Kirche malte er an der Emporenbrüstung neun Bilder: St. Bartholomäus, Andreas, Jakobus, Stephanus, die 14 Nothelfer und vier Erzengel, 1670 in Redenfelden ebenfalls sechs Brüstungsgemälde (St. Erasmus, Joachim und Anna mit der kleinen Maria, Joseph und Maria mit dem Jesusknaben), daselbst auch die 14 Nothelfer als Einzelgemälde (1671) und auf der Rückseite des Hochaltars in Roßholzen St. Bartholomäus mit Lorbeerkranz (1671).

Der Maler Joseph Georg Solbach vergoldete 1669 die Stukkaturen in Westerndorf am Wasen, schuf 1671 die Gemälde für die Rohrdorfer Kirche, faßte die neue Kanzel für Fürstätt, malte ein neues Altarblatt für den durch Blitzschlag zerstörten Mariahilfaltar der Rosenheimer Pfarrkirche (1680) und schmückte die Emporenbrüstung der Kirche zu St. Margareten durch ein Gemälde der zwölf Apostel.

Andreas Stögmüller bemalte 1671 den „Altarfuß“ (Mensa) der Liebfrauenkapelle zu Rohrdorf.

Der Maler Jakob Weiß renovierte 1702 die Malereien an der Emporenbrüstung der ehemaligen Michaelskirche in Rosenheim, faßte die Kanzel für Stephanskirchen (1707), malte in der Heilig-Geist-Kirche in Rosenheim an die Brüstung Abraham mit den drei

Engeln und die Taufe Christi, für St. Margareten 1732 einen St. Nepomuk, faßte 1740 die Schnitzfiguren der Seitenaltäre in Kleinholzen und 1746 die beiden Heiligen am neuen Mariahilfaltar der Rosenheimer Pfarrkirche.

Der fruchtbarste und eigenartigste Künstler war Joseph Höttinger (1746—88), der aus einer weitverzweigten Künstlerfamilie aus Schwaz hervorging. Er wurde in Rosenheim Mitglied des Inneren Rats und später Bürgermeister. Seine älteste Arbeit ist die hl. Anna mit Klein-Maria in Höhenmoos (1748). 1750 schuf er das Deckengemälde daselbst und am Hochaltar eine Pieta und die Schlüsselübergabe an Petrus, 1755 das Deckengemälde in der Loretokapelle in Rosenheim. Dann faßte er die Hochaltäre in Neukirchen (1757), Stephanskirchen (1760) und in der ehemaligen Michaelskirche in Rosenheim, malte 1760 ein Hochaltarbild für die Schloßbergkirche und einen Gottvater in den Wolken für Leonhardspfutzen. 1765 stiftete M. Wimber in Grainbach eine Votivtafel mit den 14 Nothelfern, die Höttinger ausführte. 1766 faßte er den Bruderschaftsaltar in Törlwang, den Fröhlich in Tölz geschnitzt hatte, 1773 den Marienaltar in Vogtareuth, eine Arbeit des Aiblinger Bildhauers Götsch. Etwa 1780 malte er für die alte Kapuzinerkirche in Rosenheim das Brustbild des hl. Joseph.

Wir hören nur von einem Glasmaler in Rosenheim, Hanns Prack. Leider wurde das Gemälde, das 1621 Hanns Sigmund Dannel auf Schechen für Hochstätt gestiftet hatte, 1882 an einen Schwindler verkauft und ist seitdem verschollen.

Es wäre zu wünschen, daß Bomhards Werk zum mindesten von jeder Schule und von jedem Pfarramt des Rosenheimer Bezirkes gekauft wird, damit auch der zweite Band, der die Kunstdenkmäler des Gerichtsbezirkes Prien, das Gesamtregister und das Werkverzeichnis der Künstler enthält, in Bälde erscheinen kann. Das wäre der gebührende Dank, den man dem Historischen Verein Rosenheim zum Jubiläum erstatten kann.

(Schluß)

„Heimat am Inn“ erscheint als Monatsbeilage des „Oberbayerischen Volksblattes“, Rosenheim, mit seinen Nebenausgaben „Mangfall-Bote“, „Mühldorfer Nachrichten“, „Wasserburger Zeitung“, „Haager Bote“, „Chiemgauzeitung“ Redaktionskollegium: Th. Heck, Josef Kirmayer, H. Ch. Kobe. Ständige Mitarbeiter die Kreisheimatpfleger Albert Aschl, Rosenheim-Stadt; Dr. Peter von Bomhard, Rosenheim-Land; Karl Bräfler, Landkreis Aibling; Richard Glaser, Landkreis Mühldorf; Theodor Heck, Landkreis Wasserburg. Verantwortlich für den Inhalt: Josef Kirmayer, Wasserburg am Inn. Druck: „Oberbayerisches Volksblatt“, Rosenheim.



GEGRÜNDET 1927 VON ANTON DEMPFF

Blätter für Heimatkunde und Heimatpflege für den Heimatbund Mühldorf, den Heimatverein Wasserburg am Inn, den Historischen Verein Bad Aibling und den Historischen Verein Rosenheim

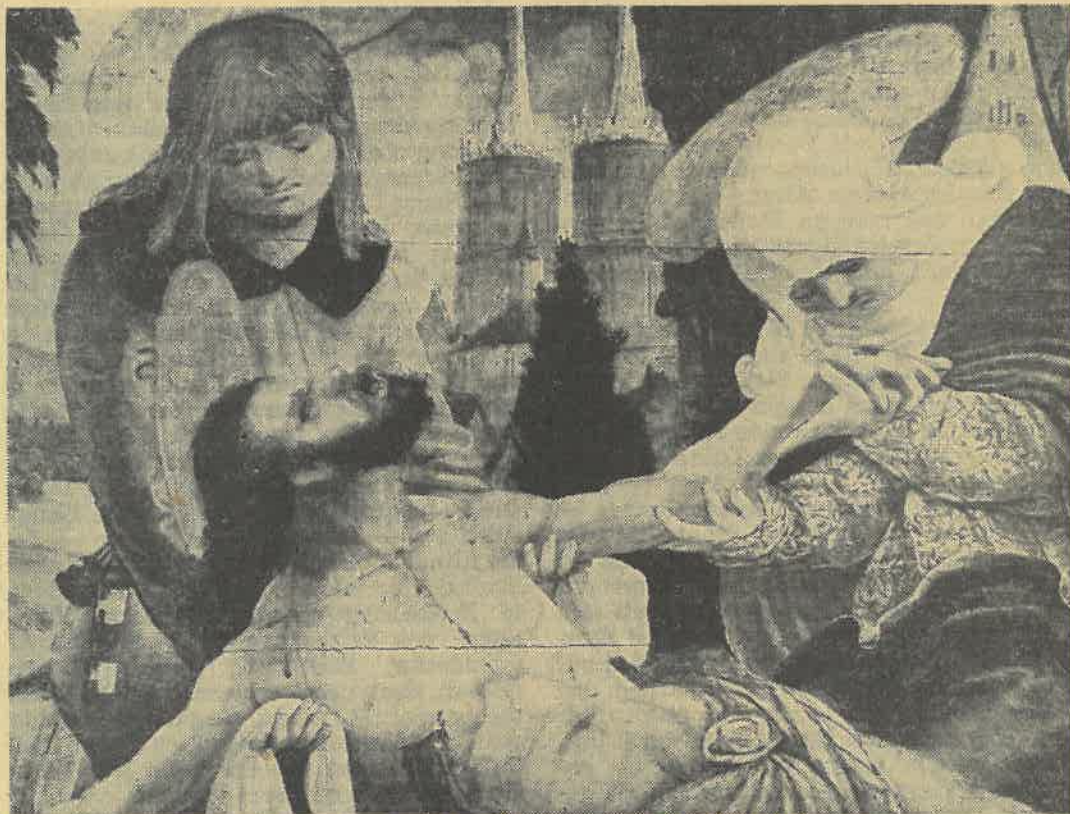
Jahrgang 1955

März

Nummer 3

Der Meister von Mühldorf

Von Dr. Heinrich Decker, St. Wolfgang



Bildauschnitt der Heilandklage (Wilhelm Beinholt 1511)

Die Stadt Mühldorf am Inn bildete etwa ein Jahrtausend hindurch bis 1802 eine Enklave des Fürsterzbistums Salzburg in-

itten bayerischen Gebietes. Namentlich in den Jahren von etwa 1510 bis 1530 entfaltete sich in der Stadt ein reges Kunstleben; natur-

gemäß verbanden die dort entstandenen Werke der Malerei und Plastik die Altsalzburger Kunsttradition mit jener der ringsum angrenzenden ober- und namentlich niederbayerischen Gebiete zu einem Charakter von hoher Eigenart. Während aber die Denkmäler der Mühldorfer Plastik der Spätgotik bis auf wenige hochbedeutende Reste im Laufe der Zeit zu Grunde gegangen sind, besitzen wir höchst ansehnliche Werke der Malkunst aus dem Jahren um 1510, die in Mühldorf entstanden sind.

Hierzu zählen vor allem die neun zusammengehörigen Gemälde eines einstigen Flügelaltars in Altmühldorf, nämlich die acht paarweise übereinander angeordneten Bildtafeln der Innen- und Außenseiten eines beweglichen Flügelpaares sowie die zugehörige Predella. Sie bilden einen geschlossenen Zyklus von Passionsdarstellungen. Die Bilderzählung geht von dem Einzuge Christi in Jerusalem über die Oelbergszene zur Gefangennahme des Heilandes über; das folgende Gemälde, Christus vor Kaiphas, trägt die Datierung 1511; der Szene der Geißelung folgt die eigenartige Darstellung des Ecce Homo. Die Höhepunkte der Passion bilden die dramatischen Tafeln der Kreuztragung und Kreuzigung; ihren gewaltigen Epilog stellt die langgestreckte Predella mit der Klage um den vom Kreuz genommenen toten Heiland dar. Die Gemälde wurden erst im 19. Jahrhundert nach Verlust der ursprünglichen plastischen Schreingruppe zu dem heutigen pseudogotischen Altare derart zusammengefügt, daß man an Stelle des Schreins ein übergroßes Tafelgemälde des weichen Stils einschob, eine um 1410 entstandene Kreuzigung.

Eine der großartigsten dieser Tafeln ist die Kreuzigung. Nur wenige ansehnliche Figuren von stark differenzierter Stellung und Mimik bauen die Szene und gewähren zwischen sich Durchblicke in die absinkende Tiefe des Raumes. Zum ersten Male nach Lukas Cranachs großer Kreuzigung für Stift Attel — 1503, jetzt München Staatsgemäldesammlungen — ist hier die herkömmliche Frontalität des Kreuzes Christi aufgegeben; das Kreuz ist vielmehr derart schräg zur Bildebene gestellt, daß der überstreckte Leib des Heilands sich eindrucksvoll vom bunt sich färbenden Himmel abhebt und der Blick des Sterbenden auf seine zusammengebrochene Mutter und den niedergebeugten Jünger räumlich anschaulich wird. Wie dabei die Bergesferne mitspricht, drunten im dunkelnden Waldgrunde ein gedrungener Turm und davor eine hellrot gekleidete Frau erscheint — das alles entspricht einem wagetütigen, aber reifen und klaren künstlerischen Willen. Der Maler bildet hier lange vor dem Barock eine Diagonalkomposition, die den Bildaufbau dynamisch ver-

ändert und die Raumtiefe erschließt. Diese Altmühldorfer Kreuzigung scheint für die künstlerische Entwicklung der Maler Albrecht Altdorfer, Regensburg, und Wolf Huber, Passau, und für das Aufkommen barocker Bildkompositionen vorbildlich gewesen zu sein. Diese Tafel ist nicht provinziell, sondern innerhalb der europäischen Kunst führend. Die erste ähnliche Komposition in der Raumdiagonale tritt in der italienischen Kunst erst nach 1520 bei Tizian — Madonna des Hauses Pesaro — auf. Auch kompositionell glaubt man an den Altmühldorfer Gemälden stellenweise Anklänge an Altdorfer zu finden; doch sind dessen vergleichbare Werke, die Holzschnitte des „Sündenfalles und der Erlösung des Menschengeschlechts“ erst gegen 1515, sicher nach den Altmühldorfer Tafeln entstanden; diese waren daher vielfach für Altdorfer wegweisend.

Alle diese Altmühldorfer Flügelgemälde werden von der Beweinung Christi in der dazu gehörigen Predella übertroffen. Auf einer Lichtung inmitten einer weiten Walddlandschaft ist in der Bildmitte die Figurengruppe der Beweinung kunstvoll aufgebaut. Diese Komposition ist derart überlegt, so architektonisch ausgewogen und auf die Mittelachse bezogen, daß jeder Eindruck von Zufälligkeit ausgeschaltet, die Ausdruckskraft hierdurch gesteigert wird. Der tote Heiland liegt rücklings auf dem Leichentuch am Boden hingestreckt. Johannes hebt sachte seinen Oberkörper, so daß das leidverzernte struppige Haupt klagend emporsieht — man möchte sagen: emporschreit. Als sanftes Gegengewicht zu dieser nach rechts gewendeten Gestalt beugt sich Maria über sie und hebt die eine durchbohrte Hand, um sie zu küssen. Maria betont die Bildmitte und wird beiderseits von den knienden Gestalten Johannis und Maria Magdalenas flankiert, deren geschlossene Körperumrisse den Bildaufbau verfestigen. Man könnte sich diese klar gefügte Szene in eine freiplastische Gruppe umgesetzt denken. Zwar taucht um 1500 in der Paduaner Malerei eine ähnliche Komposition auf — Jacopa da Montagnana —, doch die Altmühldorfer Beweinung geht auf alpenländische Vorbilder zurück, auf holzgeschnitzte Predellengruppen spätgotischer Flügelaltäre aus Salzburg und Passau. Die Altmühldorfer Beweinung wirkt durchaus deutsch, dank den leuchtenden reinen Farben der Landschaft und der Gewänder. Besonders die Robe Magdalenas, die eine Feder in ihr Salbgefäß taucht, um damit die Wunden des Heilands zu bestreichen, prunkt in den gegensätzlichen Farben Rot und Grün. Ein tiefes Himmelblau herrscht im Gewande Mariens. Die Tracht ist modisch betonte Renaissance mit breiten Ausladungen und puffigen Ärmeln. (Schluß folgt)

Die österliche Speisenweihe

Von Peter Bergmaier, Pfarrer zu Großkarolinenfeld

Ostern ist das älteste Fest in der katholischen Kirche, ist die Erinnerung an das freudigste, aber auch bedeutungsvollste Ereignis der Heilsgeschichte. Mit der Tatsache der Auferstehung steht und fällt das Christentum. Es lag daher im Interesse der katholischen Kirche, gerade den Ostergedanken in den Gläubigen, die oft wenig unterrichtet waren, recht lebendig zu erhalten und recht markant in ihr geistliches Leben einzuprägen. Zu diesem Zweck umrahmt ein reiches Brauchtum dieses wichtigste Fest, das zudem in die Frühlingszeit fällt, in der die Germanen die Feste der wiedererwachten Natur feierten. Wie die Volkskunde feststellt, stekten in unserem Osterbrauchtum viele Bräuche aus der heidnischen Zeit, die von der Kirche umgewandelt, d. h. mit christlichem Geiste erfüllt wurden. Hat doch der Deutsche auch nicht den liturgischen Namen „Pascha“, sondern den altdeutschen Namen für das Frühlingserwachen: Ostara = Ostern, für das große Hochfest übernommen. Die heidnischen Bräuche konnte die Kirche nicht über Nacht auslöschen, zumal sie vielfach mit Dämonenglauben verbunden waren und die Leute die Rache der bösen Geister fürchteten. Und so entschloß sich die Kirche, auf verschiedene Naturalien, die bereits im Heidentum eine Rolle spielten, die kirchliche Weihe und den kirchlichen Segen zu legen. Bezüglich der Wahl der Gegenstände lag nichts näher, als auf den Hauptbestandteil des jüdischen Ostermahles, das Lamm, zurückzugreifen, das ja Vorbild des wahren Osterlammes vom Neuen Bunde war. Verschiedene Volkskundler wollen in der Wahl des Osterlammes den Vertreter für den Frühlingsbock im germanischen Brauchtum sehen. Doch der Kirche dürfte dies ferne gelegen sein. Sie singt feierlich im „Exultet“: „Heute begehen wir ja das hohe Osterfest, an dem das wahre Osterlamm geschlachtet ward.“ Auch in der Weiheformel am Osterfest wird auf die Tatsache des rettenden Blutes am Türpfosten Bezug genommen und dann der Segen „per resurrectionem“ durch die Auferstehung erfleht.

Es ist ein festlicher Anblick am Ostermorgen, wenn Kinder und erwachsene Personen, selbst festlich gekleidet, weiß ausgeschlagene Körbchen mit dem bunten Inhalt von Speisen in froher Feststimmung in die festlich geschmückte Kirche bringen und für die Weihe an die Kommunionbank stellen.

Im Gotteshaus selber ein ungewohntes, jährlich einmaliges Bild, ein Beweis für die formen- und farbenreiche Umrahmung der kirchlichen Feste. Den ersten Platz im Weiekorb nimmt also das Osterlamm ein, oder,

was sehr häufig ist, in dessen Vertretung ein richtiges Stück Schinken oder Rauchfleisch. Seit dem 7. Jahrhundert kennt die Kirche schon zu Ostern eine Segensformel über Fleischspeisen. Man hat sogar in früherer Zeit echtes Lammfleisch zum Weihen gebracht, aber diese Sitte wurde als judaistisch abgelehnt. Daß jedoch an Stelle des Osterlammes Schinken geweiht wurde, davon erzählt uns schon die Lebensbeschreibung des hl. Ulrich von Augsburg.

In Anlehnung an das Ostermahl der Juden kamen zum Fleische alsbald Brot, Salz, Kren (Meerrettich); aber auch frische Radieschen, rotbackige Äpfel und anderes Grünzeug leuchtet aus dem Weiekorb, der von einem Kranz bunter Eier umrahmt wird, deren österliche Segnung seit dem 12. Jahrhundert gebräuchlich ist. Auch hier steckt ein Stück Brauchtum aus vorchristlicher Vorstellung vom segenspendenden, geheimnisvollen Ei und seiner Zauberkraft darinnen. Die Benediktionsformel für die Eier lautet kurz: „Es möge die Kreatur der Eier dem Gläubigen heilbringende Speise werden.“ Doch christlich gesehen ist das Ei Symbol der Auferstehung Christi. Drei Tage liegt der Heiland tot im Schoße der Erde, im stark versiegelten Felsengrab, niemand glaubte mehr, daß er zu neuem Leben auferstehen könnte. Ein vortrefflicher Prediger, der uns auf die Auferstehung Jesu, die Umwandlung im Grabe und weiterhin auf unsere eigene Auferstehung hinweist, ist eben das Ei. Das Ei ist in der ganzen Schöpfung vom göttlichen Gesetzgeber bestimmt, die Keime für ein neues Leben zu enthalten. Scheinbar leblos, eingeschlossen in eine harte Schale, veranschaulicht es deutlich, daß etwas Totes lebendig werden kann, wie die Erfahrung beweist. Welch segenspendende Kraft sogar noch den Resten der geweihten Speisen nach dem Volksglauben innewohnt, möge folgender Brauch erhellen: In der niederbayerischen Kornkammer werden am Ostersonntag nach dem Gottesdienst von der ganzen Familie zunächst die geweihten Speisen verzehrt, vor allem das Ei und dann die übrigen Gegenstände. Die Reste, also die Eierschalen und so weiter, werden im feierlichen Bittgang ins Korn- und Weizenfeld getragen, zugleich mit kleinen Kreuzchen, die aus dem Tags vorher geweihten Palmbaum schnell gefertigt werden. Während die Familie beim Umgang um die eigenen Felder den Rosenkranz betet, stecken der Bauer oder die Dienstboten an die vier Ecken des Ackers ein Kreuzlein und legen die Speisenreste herum. Geweihtes Osterwasser wird dazugegossen. In den Weizenacker kommt in die Mitte ein „Brand“, das

heißt ein Stück vom Tags vorher am neuen Feuer angebrannten Palmbaumstiel, damit der Weizen nicht brandig wird. Außerdem wird dazu ein weißes, rohes, geweihtes Ei gelegt, besonders ein Antlaß-Ei (Ei vom Gründonnerstag), dem besondere Kraft zum Abwenden von Unheil zugeschrieben wird. Ei im Acker ist die sinnbildliche Andeutung, die Erde möge fruchtbar sein. Gerade aus diesem Brauch geht hervor, wie das Christentum heidnischen Frühlingsbrauch (Felderumritt) und die abwehrende, heilbringende Kraft des Eies in christliches Brauchtum umgewandelt hat. Die Festfreude vom Altar zieht am Nachmittag hinaus ins Freie, in die Dorfgemeinschaft. Eierpicken oder -specken oder -schieben oder -laufen, je nach Orts- und Landesbrauch verschieden, bietet alt und jung viel Unterhaltung. Ehedem gab es nur rote Eier; sie sind heute noch Geschenkobjekte zwischen Liebesleuten und werden mit allerhand Verslein verziert, die die Zuneigung zum Ausdruck bringen. Man kann geradezu von einer „Ostereier-Poesie“ reden. Es kommt in ihr die Empfindungs- und Denkweise des Volkes in ähnlicher Weise zum Ausdruck, wie in den alten Haus- und Grabinschriften, Schnaderhüpfeln und so weiter. Das eine Mal sind die Verse nichtssagend:

„Zum Zeichen meiner Lieb und Treu
verehr ich dir dies Osterei.“

Ein andermal boshaft:

„Hier gebe ich dir ein Ei.
Unsere Henne hat zweierlei.
Eins für den wahrhaft guten Freund,
Eins dem, der es nicht redlich meint.“

Ein drittesmal humorvoll:

„Ich wünsch dir den Himmel,
Einen Wagen und vier Schimmel,
Ein Mädle mit 18 Jahren,
Kannst mit ihr spazierenfahren.“

Daß die meisten Verse auf Lobpreis der Liebe und herzliche Zuneigung abgestellt sind, nimmt keinen Volkskundler wunder. Das Volk stellte ja auch das Liebesleben unter Gottes Schutz, wie uns besonders das echte Volkslied beweist.

„Dies Osterei ist so schön rot,
Ich bleib dir treu bis in den Tod.“
oder:

„Wenn auch dies schwache Ei zerbricht,
Doch unsere Liebe wanket nicht.“ —

Es gibt auch recht originelle Reime. Zum Beispiel überreichte eine Tiroler Kellnerin einem Stammgast ein Osterei mit dem viel-sagenden Spruch:

„Ich bin eine Kellnerin für jedermann,
Der ißt und trinkt und zahlen kann.“

Ein recht raffinierter Brauch, offenbar für geheime Liebe, bestand in den österreichischen Alpenländern, auch in Böhmen und Mähren, auf den Maria Andreae Eyse hinweist: Der Versbrief wurde im Innern eines

ausgeblasenen Ostereies angebracht. Ein derartiger Liebesbrief aus dem Jahre 1821 beginnt mit den Worten:

„Hier bring ich dir ein Osterei,
Zieh langsam aus, sonst brichts entzwei.
Dies hat gelegt ein junger Has
In meinem Garten ins grüne Gras.“

Im übrigen kann man heute im Bemalen der Ostereier geradezu ein Stück Volkskunst feststellen. Nicht unerwähnt soll bleiben, daß Eier, auch bunte Eier, lange vor Christus nicht bloß bei den Deutschen, sondern auch in vielen anderen Ländern im Gebrauch waren.

Angewandte Heimatpflege



Eichenholzmarterl

Polizelobermeister Max Hillenbrand in Amerang hat uns in dankenswerter Weise nachstehenden Brief mit einem Foto übersandt, das wir gern zum Abdruck bringen. Wir bitten unsere Leser, diesem guten Beispiel nachzueifern.

Die Redaktion

Zu dem Artikel „O Wanderer stehe still...!“ in „Heimat am Inn“, Nr. 2 vom Februar 1955, gestatte ich mir, Ihnen beiliegende Lichtbildaufnahme zu senden.

Das Eichenholzmarterl — dem wohl in kürzester Zeit der Verfall droht —, steht an der Straße Evenhausen—Hebertsham, Landkreis Wasserburg am Inn, und soll aus dem 30jährigen Krieg stammen. Nach Erzählungen soll an dieser Stelle ein Pestfriedhof gewesen sein. Näheres konnte leider nicht erfahren werden.

Ein Pfarrer von Hochstätt als Schulinspektor in Rosenheim

von Anton Bauer, Pfarrer zu Hochstätt

Als der bayerische Staat nach 1800 die neuzeitliche Volksschule aufbaute, war er zunächst sehr auf die Mitarbeit und Hilfe der Pfarrer und der aus den von ihm säkularisierten Klöstern stammenden Ex-Ordenspriester angewiesen. Es fehlte ja an Lehrern, die für ihren Beruf entsprechend vorgebildet waren, es fehlte anfänglich oft an den nötigen Geldmitteln, ohne die auch die schönsten Pläne auf schulischem Gebiet sich nicht von heute auf morgen verwirklichen ließen. So ist es dem Kenner der Schulgeschichte leicht begreiflich, daß die Kirche, die seit je, nicht erst seit Jahrzehnten, die Führung im Schulwesen innehatte, auch um 1800 und noch lange, bis 1919, die (geistliche) Schulaufsicht geführt hat, die sie heute nicht mehr beansprucht.

Auch die Geschichte der Volksschule Rosenheim zeigt diese Tatsache auf. Es klingt heute unglaublich: Ein Pfarrer von Hochstätt war zu Beginn des vorigen Jahrhunderts Inspektor der Knaben- und Mädchenschule im Markt Rosenheim! Ein Dorfpfarrer, ein Landpfarrer! Am 23. Februar 1804 erhielt Pfarrer Johann Emmeram Bauernfeind von Hochstätt vom damals zuständigen Kurfürstlichen Landgericht Aibling die Mitteilung, daß ihm vom Kurfürstlichen Oberschul- und Studienkommissariat die Schulinspektion zu Rosenheim anvertraut worden sei. So sehr diese ehrenvolle Berufung Bauernfeind einerseits freute, so sehr bedrückte andererseits ihn diese Ernennung. Rosenheim war für die damaligen Verkehrsverhältnisse ziemlich abgelegen, zwei Stunden war es von Hochstätt entfernt. Dieser Weg kostete damals Zeit und Mühe. Besonders wies Bauernfeind in seinem Antwortschreiben an die staatliche Schulbehörde auf folgende Schwierigkeiten hin: 1. Hochstätt sei eine arme Pfarrei, er habe keinen Hilfspriester, könne daher schlecht weg. 2. In Hochstätt sei keine Schule. Deshalb sei er eben im Begriff, die Errichtung „einer ordentlichen Lokalschule“ einzuleiten und bis zur Herstellung derselben, da ihr so manche Schwierigkeiten im Wege stünden, eine „Interimsschule“ zu bewerkstelligen. Das verursache viel Arbeit und manche Unkosten. 3. Er stecke tief in verhältnismäßigen Schulden. Auch in Rosenheim werde wohl manche Hilfe — finanzieller Art — notwendig sein, da würde er, wenn er nicht helfen könnte, als geiziger Pfarrer gelten. 4. Er bitte vielmehr, daß ihm der Wirkungskreis eines Schulinspektors auf dem Lande angewiesen werde. In Rosenheim seien brauchbare Benefiziaten. So die Antwort Bauernfeinds vom 26. Februar 1804.

Mit Schreiben vom 30. April stellte daraufhin das Oberkommissariat Bauernfeind in Aussicht, daß er „nach einiger Zeit und bei einer neuen Einteilung der Inspektorsbezirke“ die nachgesuchte Dispensation erhalten werde. Man ersuche ihn aber, daß er so lange, bis man seinen Wunsch wegen Enthebung von der Inspektion erfüllen könne, dieser Inspektion vorstehe. Laut Quartalbericht über die Monate April, Mai und Juni der beiden Schulen zu Rosenheim vom Jahre 1804 war Bauernfeind Inspektor über die Knabenschule, die Lehrer Ignaz Pfingstl führte, und über die Mädchenschule, die Lehrer Johann Wolfgang Ottmann (Altman), unterstützt von Gregor Fastlinger, Chorherrn von Beyharting, zu führen hatte.

Pfarrer Bauernfeind stammte aus Neuötting, wo er am 23. Januar 1769 als Sohn des Johann Kaspar Bauernfeind, Stadtgerichtsschreibers, dann Landschafsaufschlags-Gegenschreibers und Kastners im Kloster Baumburg, und dessen Gemahlin Anna Theresia, geb. Wildin, aus Traunstein, zur Welt kam. In seinen Zeugnissen wird er als tüchtiger Schulmann gerühmt. Nach seiner Priesterweihe zu Salzburg war er von Haslach bei Traunstein, wo er von 1792 bis 1801 als Kooperator für Nußdorf und Erlstätt wirkte, über Schnaitsee, wo er von 1801 bis 1803 Benefiziat war, nach Hochstätt gekommen. Leider konnte er hier nur kurze Zeit tätig sein, nur von 1804 bis zu seinem Sterbejahr 1807. Noch zwei Monate vor seinem frühen Tod, am 4. Mai 1807, reichte er aus gesundheitlichen Gründen und weil er sich finanziell verbessern konnte, um die Pfarrei Emmering ein Gesuch bei der kgl. bayerischen Landesdirektion ein. „Da er in Hochstätt an Arbeit viel, an Einkünften aber nichts gewonnen habe, und nicht um des bequemen, sondern um des längeren Lebens willen“ bitte er um Verleihung der Pfarrei Emmering. Er konnte seiner Eingabe mehrere sehr gute Atteste beilegen, darunter auch eines vom kgl. bayerischen Landgericht Aibling, dem Landrichter Schmid, in dem ihm bestätigt wird, daß er in Hochstätt die Werktags- und Sonntagsschule „in blühende Aufnahme gebracht“ und daß er „sich als Schul-Inspektor in Rosenheim durch Kenntnisse als ein praktischer Schulmann rühmlich ausgezeichnet“ habe.

Bauernfeinds Grab, einst außerhalb der Pfarrkirche Hochstätt an der westlichen Mauer, ist wegen des Anbaues heute nicht mehr zu sehen. Auch der Grabstein ist nicht mehr erhalten.

Die St.-Pankratius-Kirche in Emmering

Von Sebastian Hüttl, Rosenheim

In dem alten Kulturdreieck Ebersberg-Wasserburg-Rosenheim liegt in einer unberührten Landschaft, unweit vom ehemaligen Benediktinerkloster Rott, der kleine Pfarrort Emmering. Steil ragt der spitze, gotische Turm der Kirche in den Himmel hinein und bildet für die vielen weit zerstreuten Weiler und Einöden der Pfarrei den Mittelpunkt.

Um 1179 oder 1226 wird Emmering urkundlich erstmals als „Echmeringen“ erwähnt. Dem Ortsnamen liegt nach neuerer Forschung der zweistämmige Personenname Ehmär zugrunde und hängt mit dem heidnischen Opferkult zusammen. Ähnlich hergeleitete Orte der Umgebung sind bereits im 8. oder 9. Jahrhundert bezeugt, wobei Emmering wohl eine zufällige Ausnahme bildet. Der Kirchenpatron, der hl. Pankratius, ist ein „Rodungsheiliger“. Das Kloster Rott scheint auch im Bereich der Pfarrei Emmering eine besonders umfangreiche Rodungstätigkeit entwickelt zu haben. (Puchner, Ortsnamen von Ebersberg). Das Dorf bestand noch am Ende des 19. Jahrhunderts nur aus Kirche, Schule und 10 Höfen. Nach der Sage wollte man ursprünglich die Kirche in das wesentlich größere Schalldorf bauen, aber die Raben trugen jeden Tag blutige Hobelspäne nach Emmering, weshalb der Bauplatz dorthin verlegt wurde. Mit der hohen Gerichtsbarkeit, sowie auch mit der weltlichen Verwaltung des Kirchenvermögens, unterstand Emmering dem Churfürstlichen Pfleg- und Landgericht Schwaben, Amt Wiesham, und gehört heute zur Gemeinde Schalldorf, B.-A. Ebersberg.

Emmering, das keine Urfparrei ist, gehörte bereits in den Jahren 1179, 1226 zum Besitz des Klosters Rott. In der betreffenden Urkunde dieses Klosters heißt es nämlich: In der Pfarrei Echmeringen sind 30 Huben mit der Kirche und die dazugehörige Gemarkung. Im Jahre 1259 schwebte ein Prozeß über das Präsentationsrecht auf der Kirche zu Ehmering zwischen Chunrad Höntlin, Bürger zu München, und dem Abte zu Rott, in welchem das Domkapitel zu Freising einen Vergleich vorschlug. Gewiß ist, daß das Kloster zu Anfang des 13. Jahrhunderts das Besetzungsrecht auf diese Pfarrei ausübte, denn nur so läßt es sich verstehen, wenn wir im Jahre 1221 unter den Zeugen einer bischöflichen Schankung zu Freising lesen: Henricus Rotensis plebanus de Ehmaring. In der Conradinischen Matrikel von 1315 sind Emmering und die beiden Filialen Dettendorf und Lampferding mit Sepultur aufgezählt. Im 16. Jahrhundert wird von einem Präsen-

tationsrechte dieses Stiftes auf die Pfarrei Emmering nichts mehr erwähnt. 1524 war sie freier Collation, d. h. der Bischof vergab allein die Pfarrei. In Beschreibungen aus den Jahren 1601, 1740 und 1803 wird Emmering als Monats- oder Wechselfarrei bezeichnet, d. h. das Besetzungsrecht wechselte monatsweise zwischen Bischof und Landesfürst.

Zu den ältesten bekannten Stiftungen der Pfarrei gehört die Fundation eines Jahrtages für Hanns Herrl von Schalldorf, errichtet am St.-Pankratius-Tage 1490, bei welchem Anlaß der Pfarrherr Thomas Krill und sein Geselle Herr Hans Gürgl als Siegelzeugen aufgeführt sind. Am 12. Mai 1743 wurde die Bruderschaft vom Namen Mariä oberhirtlich errichtet.

Baugeschichte. Das Erbauungsjahr der jetzigen Kirche ist unbekannt. Nach dem im Jahre 1936 aufgefundenen Reliquiensiegel war 1406 eine Altarweihe. Am 6. Mai 1509 wurden der Hochaltar und die beiden Seitenaltäre vom Freisinger Weihbischof Matthias von Salona geweiht. Nach einer Ordinariatsbeschreibung von 1694 hing die Konsekrationstafel an der Epistelseite. Die Kirche ist gotischen Ursprungs und dürfte um 1500 um- oder neugebaut worden sein. Nur so läßt sich die neue Weihe verstehen. Um die Mitte des 18. Jahrhunderts wurde das Gotteshaus vollständig umgestaltet und mit einer Rokokoausstattung versehen, und zwar erhielt die Kirche 1735 die Rokokostukkatur und 1745 erstellte Johann B. Zimmermann das Deckenfresko über dem Hochaltar. Anlaß hiezu war sicherlich die im Jahre 1742/43 eingeführte Mariä-Namen-Bruderschaft. Nach einem pfarramtlichen Bericht im Jahre 1758 an das Ordinariat lesen wir: „Das Gotteshaus zu Emmering verdankt seine jetzige Gestalt zunächst dem Eifer des Pfarrherrn Caspar Lipp, der von 1711 bis 1736 daselbst segensreich wirkte“. Einer seiner Nachfolger, Johann Franz Puechner (gest. 1761) schreibt hierüber: „Die Pfarrkirchen, so erst vor wenig iaren wegen enge, unformlichen alter und baufälligkeit ser schlecht gestanden, anjetzo aber durch mitl Herrn Caspar Lippen etlich zwanzig iahr gewesten Pfarrer und Cammerer allhier allenthalben in solchen standt und zirdte gesetzt worden, daß auf dem landt wenig dergleichen anzutreffen, ist dem hl. martirer Pancratio eingeweihet, obschon selber nit in der mitte, sondern nur zu obrist zusehen ist, massen in der mitte eine sehr ansehnliche und meyestetische bildniß der muetter gottes mit dem Jesuskindlein auf dem Armb stehet.“ Nach Aussage alter Leute standen die beiden Apostelfiguren Simon und Judas

Aiblings Handwerk im 18. Jahrhundert

Von Jakob Albrecht, Geistlicher Rat zu Bad Aibling

In der Zeit vom Ende des Dreißigjährigen Krieges bis zu den Napoleonischen Kriegen, in dieser Zeitspanne von etwa 150 Jahren, ist allenthalben in deutschen Landen eine rege Bautätigkeit zu verzeichnen. Man kann schier von einer wahren Bauwut sprechen. Dies bekunden namentlich die zahlreichen Kirchen, welche der genannten Zeit ihre Entstehung verdanken. Wohl waren manche Kirchen nicht ausreichend für die sich stets mehrende Bevölkerung, manche auch wegen hohen Alters in ihrer Baulichkeit recht heruntergekommen, so daß sich ein Neubau nicht umgehen ließ. Andererseits hatte sich der Geschmack gewandelt. Man hatte kein Verständnis mehr für die ernste, düstere Gotik und ging daran, sie durch die beschwingte Heiterkeit des aus dem sonnigen Süden stammenden Barocks und Rokokos zu verdrängen. Welche Baufreudigkeit in unserer Gegend herrschte, sieht man daraus, daß ein Hanns Mayr aus Haustatt bei Feilnbach über zwanzig neue Kirchen baute und sein Schwiegersohn Abraham Millauer nicht viel weniger. Dazu eine ganze Menge von Umbauten und Umgestaltungen kirchlicher und profaner Bauten in dem eben zur Mode gewordenen neuen Stil.

Mit den genannten zwei Maurermeistern konnte auch konkurrieren Wolfgang Dinzenhofer, Ratsherr, Kaufmann und Maurermeister in Aibling, ein entfernter Vetter der berühmten Fünf, die in die Fremde zogen und sich einen Namen machten durch ihre klassischen Bauten in Franken, Böhmen und Sachsen. Wolfgang stammte aus kleinen Verhältnissen, er war ein Tagelöhnersohn aus Au; sein Bruder Johann war zur gleichen Zeit Pfarrer von Aibling, ein sehr tüchtiger und angesehener Mann. Wolfgang vermählte sich am 11. Januar 1718 mit der Wirtstochter Anna Rosina Feller von Miesbach. Die Ehe segnete sein Bruder ein; Trauzeugen waren Pfarrer Sixtus Stögmayer von Ostermünchen und Pfarrer Balthasar Fastl von Kirchdorf. Seinen Ruhm verkünden die Kirchen von Au, Götting und Kirchwald, welche letztere eine verkleinerte und vereinfachte Wiederholung von Au ist. In Pfaffenhofen am Inn führte er einen Neubau der Sakristei auf. Ebenso wurde 1721 ein Neubau der beiden Sakristeien in Flintsbach nach dem Riß Dinzenhofers unter seiner Leitung durchgeführt. Auch der Plan für den Neubau der Sakristei in Rosenheim, die in den Jahren 1733/34 um

Thaddäus rechts und links am Hochaltar. Nach der Renovierung im Jahre 1877 kamen diese in Privatbesitz und 1901 aber wieder in die Kirche, wo sie über den Beichtstühlen Aufstellung fanden. Die Figuren des Hl. Florian und Christophorus einst am rechten Seitenaltar und die der Hl. Katharina und Barbara am linken Seitenaltar in Emmering schmücken seit 1880 die Seitenaltäre der Filialkirche in Dettendorf. Die Hauptfigur St. Margaretha des rechten Seitenaltars soll sich in Privatbesitz in Hochstätt befinden. Die Sakristei befand sich bis ins 18. Jahrhundert im Turm an der Nordseite. Im Jahre 1877 wurde das Innere der Kirche in neuromanischem Stil „restauriert“, die Fresken übermalt, die Rokokoaltäre und die Kanzel entfernt und durch neuromanische aus dem Atelier für christliche Kunst Johann Marggraff, München, ersetzt. An Stelle der Figuren kamen Heiligenporträts im Nazarenerstil. Das Hochaltarbild trug die Signatur: „Julius Franke, München 1877.“ Anton Rick, Ebersberg, malte 1877 die beiden Seitenaltarbilder und den Kreuzweg. Die alten Kreuzwegstationen wurden nach Niederbayern verkauft. Um die gleiche Zeit wurden die Kirchenstühle von der Schreinerei Martin Mayr, Bruckhof, sowie die Einfassungen der Kreuzwegstationen angefertigt. Orgelbauer Choroschak, Rosenheim, erstellte 1880 eine neue

Orgel. — Im Jahre 1896/97 wurde von Barth. Riepertinger, Grafing, die Lourdeskapelle an der Westseite errichtet und das nördliche Portal in den westlichen Anbau verlegt.

1936 wurde die Kirche neuerdings renoviert und das Presbyterium zum Teil im Gewände von 1745 wiederhergestellt. Zwei Seitenaltäre und die Kanzel im neuromanischen Stil sind letzte Zeugen der „Restaurierung“ vom Jahre 1877. Unter Leitung von Prof. Voraus vom Landesamt für Denkmalpflege, des Kirchenmalers Hugo Williroider aus Hochstätt, des Kunstmalers Hans Kohle, München, der Firma Schmeier und Schellinger, München, und des Architekten Ferdinand Thamm, München, wurde dem Inneren der Kirche durch Freilegung der Fresken einigermaßen wieder die ursprüngliche Gestalt von 1745 gegeben.

1953 unterzog Kirchenmaler Hugo Williroider aus Hochstätt die Kirche einer neuerlichen Renovierung, die durch die Folgen eines Kugelblitzes im Jahre 1952 nötig wurde.

Lage. Die nach Osten gerichtete Kirche auf einem schmalen Hügelvorsprung beherrscht durch ihre Lage Dorf und Umgebung. Sie ist rings vom Friedhof umsäumt und bietet ein ungewohntes Bild durch seine nach Süden steil abfallenden Gräberreihen.
(Schluß folgt)

den ganzen Chor herumgeführt wurde, war schon 1718 von Dinzenhofer angefertigt worden. Dinzenhofer ging am 30. Januar mit Tod ab unter Hinterlassung einer Tochter und eines Sohnes Johann Wolfgang, der sich dem geistlichen Stand widmete. Er trat in das Kloster Fürstenfeld der Zisterzienser ein, wurde 1781 zum Priester geweiht und starb 1814 dort. Damit erlosch die Familie Wolfgang Dinzenhofer.

Ueber mindestens drei Generationen erstreckte sich die Kistlerfamilie Perperich, auch Berberich geschrieben. Zuerst taucht in den Pfarrmatrikeln Hanns Perperich auf, der am 17. September 1668 mit Tod abging. Sein gleichnamiger Sohn heiratet als Witwer die Lederer-tochter Maria Lakner von Wasserburg, sein Name kommt in Kirchenrechnungen oft vor. Er fertigt Kirchenstühle, Chorgestühl, in einem Fall auch eine frühbarocke Kanzel. Mit seinem Sohn, der bereits ein Jahr nach seiner Heirat in der Sendlinger Mordweihnacht sein Leben verliert, stirbt die Familie aus. Ein tüchtiger Meister war auch der Schreiner Sebastian Laufhueber. Als Schreinerssohn von Rosenheim verheiratete er sich am 13. Mai 1751 mit der Schreinerswitwe Maria Ursula Eisenreich, einer Tochter des Maurermeisters Wolfgang Dinzenhofer. Von ihm sind die Seitenaltäre in der Heilig-Blut-Kirche, gute Säulenaufbauten, bei welchen er das Baldachinmotiv verwendet. Auch die Kanzel, eine schöne reichbewegte Kanzel im Rokokostil, ist von ihm. Dabei hat er die kurz vorher in der Pfarrkirche Aibling errichtete Kanzel als Vorbild benützt. Er hat auch den schönen Hochaltar, einen Rokoko-Doppelsäulen-Altar entworfen. Von den Eheleuten Laufhueber, die kinderlos waren, berichtet uns das Sterbebuch der Pfarrei, daß sie beide am 11. Mai 1772 am gleichen Tag, und zwar an der gleichen Krankheit, starben.

In zahlreichen Kirchen des Landkreises Rosenheim befinden sich Gemälde des tüchtigen Malers Josef Anton Höttinger, der von Schwaz in Tirol nach Rosenheim zugewandert war. Ihm waren vier Jahrzehnte Schaffens vergönnt und er nützte diese Zeit. Ein anderer Höttinger, namens Josef Georg, ebenfalls ein Malerssohn aus Schwaz, sei es ein Bruder oder ein Onkel des Rosenheimers, hatte in Aibling eine Malerswitwe geheiratet im Jahre 1726 und war ebenfalls tüchtig in seinem Fach, wie die von ihm stammenden Kreuzwegstationen in der Aiblinger Pfarrkirche beweisen. Leider setzte der Tod bereits im Jahre 1737 seinem Schaffen ein Ende.

In das gleiche Geschäft heiratete 1746 der Malerssohn Johann Georg Gaill von Friedberg ein. Er war vor allem Freskenmaler und übte diese Kunst auch in verschiedenen Kirchen aus. So stammen aus seiner Hand die

Deckengemälde der Aiblinger Sebastianskirche, in der Leonhardskirche in Weyarn in Reichersdorf und Kleinpienzenau. Von ihm stammt auch das Altarblatt in der Kirche von Kirchdorf am Inn, welches das Martyrium der heiligen Ursula und ihrer Jungfrauen auf sturmbewegter See darstellt und die Heiligste Dreifaltigkeit in der Glorie, ebenso das Auszugsbild auf dem Seitenaltar in Reischenhart, den heiligen Johannes Nepomuk darstellend, wahrscheinlich auch der segnende Gottvater und die Heilig-Geist-Taube in der Kirche zu Pfraundorf. Auch hat er die Hochaltäre in Reischenhart und Kirchdorf am Inn gefaßt. Sein Sohn Franz von Paula trat in die Fußstapfen seines Vaters, bildete sich weiter aus und brachte es zum kurpfälzbayerischen Gemäldegaleriedirektor. Von ihm stammen die beiden Seitenaltarbilder in der Aiblinger Sebastianskirche. Franz von Paula Gaill hatte ferner einen Sohn Wilhelm, der auch ein bedeutender Maler wurde, und eine Tochter Franziska, die sich mit dem berühmten Schlachtenmaler Peter von Heß vermählte. Ein weiterer Sohn Johann Nepomuk Kaspar schloß sich den Augustiner-Chorherren in Polling bei Weilheim an, wirkte als Pater Gelasius am Gymnasium in München, gab eine Reihe von Schriften heraus, arbeitete auch in der Seelsorge mit und starb nach der Säkularisation als Kommorant in Trostberg im Jahre 1832.

Ein gar nicht so unbedeutender Maler war Johann Baptist Böham. Geboren 1752, vermählte er sich am 25. Oktober 1785 mit Barbara Gaill, der Tochter des Georg Gaill und seiner Gattin Ottilie. Von ihm stammen die Fresken der Kirche Ellmosen aus dem Leben der heiligen Margareta, ebenso die Deckenfresken in Pfraundorf aus dem Leben des heiligen Nikolaus 1738, einfache volkstümliche Malereien im ländlichen Rokoko, ferner die Brüstungsbilder in der von ihm renovierten Kirche Straßkirchen, den heiligen Augustinus und die Schlüsselgewalt an Petrus darstellend, aus dem Jahr 1807. Für Aising malte er 1788 einen neuen Kreuzweg. Bei einer Reihe von Kirchen hat er die Innenrenovation durchgeführt. Noch im Alter von 74 Jahren faßte er den Hochaltar von Leonhardspfunzen. Kinderlos ging er im Alter von 86 Jahren mit Tod ab. (Schluß folgt)

„Heimat am Inn“ erscheint als Monatsbeilage des „Oberbayerischen Volksblattes“, Rosenheim, mit seinen Nebenausgaben „Mangfall-Bote“, „Mühldorfer Nachrichten“, „Wasserburger Zeitung“, „Haager Bote“, „Chiemgauzeitung“ Redaktionskollegium: Th. Heck, Josef Kirmayer, H. Ch. Kobe. Ständige Mitarbeiter die Kreisheimatpfleger Albert Aschl, Rosenheim-Stadt; Dr. Peter von Bomhard, Rosenheim-Land; Karl Braßler, Landkreis Aibling; Richard Glaser, Landkreis Mühldorf; Theodor Heck, Landkreis Wasserburg. Verantwortlich für den Inhalt: Josef Kirmayer, Wasserburg am Inn. Druck: „Oberbayerisches Volksblatt“, Rosenheim.



GEGRÜNDET 1927 VON ANTON DEMPFF

Blätter für Heimatkunde und Heimatpflege für den Heimatbund Mühldorf, den Heimatverein Wasserburg am Inn, den Historischen Verein Bad Aibling und den Historischen Verein Rosenheim

Jahrgang 1955

April

Nummer 4

Der Meister von Mühldorf

Von Dr. Heinrich Decker

(Schluß)

Renaissancehaft ist an diesem Bilde namentlich die optische Bindung der Vordergrundfiguren an den landschaftlichen Hintergrund. Hinter der tiefgebeugten Maria wächst unvermittelt das schlanke, vergoldete Turmpaar der Stiftskirche von Altötting empor. Rechts von Magdalena treten Frauen sonnenbeschienen aus dem Walde. Links von Johannes erschließt sich ein Bildteil, der für sich wie eine Waldszenerie des späteren Altdorfer erscheint: Leer steht Christi Kreuz in der Mitte des Hügels von Golgatha. Zwei Männer verlassen ihn in ruhigem Gespräch; grell leuchten ihre Gewänder. Eine landsknechtartige Gestalt, die noch auf einer Leiter stehend sich um den guten Schächer bemüht, sieht wie ein vom Wind verwehtes buntes Tuch aus, nicht wie ein aktionsfähiger menschlicher Körper.

Fassen wir das Wesen der Altmühldorfer Tafeln zusammen: In ihnen spricht sich rückhaltslos und bekennerhaft eine temperamentvolle Malerpersönlichkeit aus, welche die Passion nicht als heroische Tat auffaßt, sondern als stummes Erdulden der Gewalt, und die pessimistisch die Welt als böse ansieht. Doch bestehen zwischen den einzelnen Tafeln wesentliche Wertunterschiede. Szenen von derber Drastik wie die Gefangennahme, das Ecce-Homo, vor allem die Kreuzigung und Beweinung dürften eigenhändige Schöpfungen des Meisters sein. Auffassung und Gestaltung der Passionsszenen

sind bewußt derb, ja rüpelhaft, grausam und ohne jeden Humor. Der Aufbau der Bildform erfolgt von der Farbe aus, die, je nach dem Willen des Malers, rein und grell, oder träumerisch gedämpft zu uns spricht. Die Charakterisierung der Menschen geht bewußt bis an die Karikatur heran. Obwohl die Bildthemen und das Temperament des Künstlers vielfach die Darstellung lebhaftester Bewegung fordern, erscheint diese kaum je überzeugend; die Anatomie der menschlichen Gestalt ist nicht „korrekt“. Die Tafeln besitzen vielfach landschaftliche Hintergründe, die Altdorfer in der Auffassung nahestehen. Doch während der Regensburger Meister instinktsicher der reinen Landschaft zustrebt und in ihr die Erfüllung seiner künstlerischen Sehnsucht findet, ist die Landschaft auf den Altmühldorfer Tafeln doch nur Beiwerk, das die Komposition abrundet und ein Spiegel ihrer Gesamtstimmung ist.

Diese neun Tafeln von 1511 sind von aufregender künstlerischer Fortgeschrittenheit und von aufreizend persönlicher Note. Wir müssen in der bayerischen Malkunst fast um ein Jahrzehnt weitergehen, um Werken von verwandter Stilhaltung zu begegnen. Die gemalten Fruchtgehänge und die vergoldeten Rankenornamente aus Stuck auf den Altmühldorfer Tafeln sind künstlerische Requisiten, die eindeutig auf eine Sondergruppe der Alt-Salzbürger Malerei um 1515 bis 1525 hinweisen, nämlich auf die Gemälde der Flügelaltäre des Gordian Gugg in Laufen a. d. Salzach, Wonneberg, Gebertsham, Burghausen.



Gefangennahme Christi
(Wilhelm Beinholt 1511)

Während aber die Salzburger Malkunst eine zuchtvolle Durchbildung der menschlichen Gestalt anstrebt, erscheinen die Figuren der Altmühldorfer Gemälde seelisch überreizt und körperlich verwildert, mithin bewußt derb wie die niederbayerische Kunst dieser

Jahre. Der Maler der Altmühldorfer Tafeln von 1511 steht also in seiner Farbenwahl der Salzburger Kunst, in seinen Kompositionen fallweise fernen Vorbildern Oberitaliens, in seinem Temperament aber eindeutig Bayern nahe. Das sind entscheidende Gründe, um seinen Wohnsitz in Mühldorf zu vermuten. Daher weist die Kunstforschung diesem Maler ein kleines, 1516 datiertes Klapptriptychon aus Schloß Salmanskirchen zu, das dem Münchner Nationalmuseum gehört und den Stammbaum des 1519 verstorbenen Ritters Degenhart Pfäffinger in vielen reich bewegten und modisch gekleideten Halbfiguren — Idealbildnissen seiner Ahnen — darstellt; dieses eigenartige kleine Werk beweist, daß der Meister der Altmühldorfer Tafeln 1516 für die Pfäffinger und vermutlich auch für die mit ihnen verschwägerten kunstsinnigen Herzheimer gearbeitet hat. Nun wissen wir, daß Degenhart Pfäffinger Werke eines Mühldorfer Malers Johannes für die Hofhaltung des Kurfürsten Friedrich des Weisen von Sachsen bezogen hat; auch sein Schwager Hans III. Herzheimer berichtet 1519 in seinem Salbuche von einem Maler Hans von Mühldorf, der mit ihm über Land geritten sei. Daher liegt nahe, in diesem den Urheber der 1511 und 1516 datierten besprochenen Gemälde zu sehen.

Andererseits besaß Mühldorf vor 1521 einen dort ansässigen Maler Wilhelm Beinholt, dessen reiches Marmorepitaph noch in der dortigen Stadtpfarrkirche erhalten ist. Man nimmt daher an, daß der 1521 verstorbene W. Beinholt 1511 für Altmühldorf, 1516 für die Pfäffinger gearbeitet habe. Man schreibt ihm ferner u. a. ein bedeutendes Bild mit der Marter des hl. Leodegar zu, das angeblich aus der Kirche von Loybersdorf bei Wasserburg in das Germanische Nationalmuseum gelangt ist.

Auf der Spur des Osterhasen

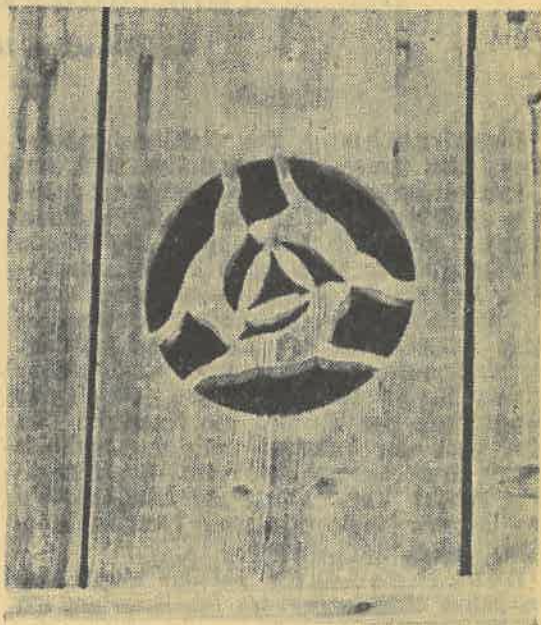
Von Josef Thomas, Sachrang im Chiemgau

Gutbeobachtende Jäger des Altertums haben offenbar bereits bei erlegten Häsinnen gelegentlich in der Tracht verschieden weit entwickelte Früchte gefunden und daraus ihre Schlüsse gezogen. Schon Herodot (5. Jahrh. v. Chr.) berichtet in seinem Geschichtswerk bei der Schilderung der arabischen Tierwelt: „Weil auf den Hasen alles Jagd macht, Raubtiere, Vögel und Menschen, ist er sehr fruchtbar. Denn er ist das einzige Tier, das im Zustand der Trächtigkeit nachempfängt. Während er Junge trägt, die teils schon wollig, teils noch kahl sind, teils sich eben erst in der Gebärmutter bilden, nimmt er schon wieder auf“. Diese sogenannte Superfötation des Hasen wurde aber dann spä-

ter bezweifelt. Erst in neuester Zeit konnte die Richtigkeit der alten Beobachtung wissenschaftlich einwandfrei bestätigt werden. Wenn man über diese außergewöhnliche Fruchtbarkeit des Hasen, wie sie sonst keines unserer Tiere in Wald und Feld aufweist, orientiert ist, so dürfte kein Zweifel darüber aufkommen, wie der Hase zum Osterhasen wurde. Zumal fast alle Vorstellungen und Bräuche der Osterzeit sich auf alte Fruchtbarkeitskulte und -zauber zurückführen lassen.

Der Osterhase und das Ei stellen zusammen die sinnfällige Verbindung zweier uralter Fruchtbarkeitssymbole dar, die man sich nur denken kann. Ostern ist ja die Feier des

Lebens am Ende des Winters und zu Beginn der Zeit des neuen Wachsens und Sprießens, der ewigen Erneuerung und Fruchtbarkeit. Wie der Weihnachtsmann, ist der Osterhase ein heiliges Wesen aus dem Walde, welches das Gute bringt. Daß der Hase in germanischer Zeit bereits eine besondere Rolle spielte, ist daraus zu ersehen, daß Papst Zacharias im 8. Jahrhundert Bonifatius nahelegte, den Deutschen das Essen von Hasenbraten zu verbieten. Der Hase galt damals als heidnische Speise und soll noch heute vielfach den Strenggläubigen in Rußland ein Abscheu sein. Ob der Osterhase ein Begleittier der germanischen Göttin Ostara war, darüber gehen die Meinungen auseinander. Kühne Erklärer wollen im Osterhasen sogar einen Oster-Asen sehen, das heißt einen Zusammenhang mit dem germanischen Göttergeschlecht der Asen. Nach einer christlichen Volksüberlieferung soll der Hase beim Sündenfall gelacht haben, so daß ihm die Oberlippe platzte. Um dies wieder gutzumachen, wollte er Ueberbringer des Heilstrankes an die Menschen sein, und wurde zum Osterhasen, der die Eier bringt seitdem. Daß Meister Lampe überhaupt von jeher der Seele des Volkes nahestand, geht aus vielen anderen Zeugnissen noch hervor. Vielerlei Züge, die ihn uns auch noch heute sympathisch machen, werden ausschlaggebend gewesen sein. Da sind vor allem seine Sanftmut, seine Schutzlosigkeit und auch seine Treue zur Heimat. Ein altes Tierepos nennt ihn „Lampe, den Redlichen“ und kennzeichnet damit wohl treffend den Charakter des kleinen Dulders, der doch ein recht gejagtes Leben führt. Mensch, Fuchs, wildernde Katzen, Marder und Raubvögel trachten ihm ständig nach dem Leben. Da heißt es für den Wehrlosen laufen und immer wieder laufen. Dennoch sind die Bezeichnungen „Hasenherz“, „Hasenfuß“ und „Hasenpanier“ nicht ganz richtig, denn feige ist er nicht. Ja, sogar ein recht tapferes Herz schlägt in des kleinen Lampe Brust. So gibt es eine verbürgte Nachricht, nach der ein Häslein beim Städtchen Ronneburg einmal einen wildkläffenden Affenpinscher, der auf dasselbe gehetzt wurde, durch seine Furchtlosigkeit in die Flucht schlug und verfolgte. Wenn es in einigen Gegenden Deutschlands von einem Menschen, der sich für besonders klug hält, heißt: „Er will auch aller Hasen Vater sein“, so deutet das darauf hin, daß der Hase oft große Klugheit verrät, wenn es gilt, seine Feinde zu täuschen und abzuschütteln. Auf die Heimattreue des Hasen beziehen sich Sprüche wie: „Wo der Hase geheckt hat, da bleibt er und stirbt“ oder „Der Hase mag hüpfen solange er will, zu seinem Nest hüpfert er alleweil“. Schon immer war auch das Fleisch des Hasen auf den Tafeln beliebt. Es wurde in alten Zeiten auch aus mancherlei



Die drei Hasen mit insgesamt nur drei Ohren. Schnitzerei in einem alten Scheunenverschälungsbrett der Bäckerei Kehrle in Sachrang im Priental (Kreis Rosenheim).

Foto Baur, Aschau

Gründen für heilkräftig gehalten. So war man der Meinung, daß ein Stück von einem Hasenrücken, von einem Mädchen genossen, diesem für sieben Tage bezaubernde Schönheit verleihe. Hasenblut sollte gegen Falten gut sein, Hasenhirn aber in der Zahnpflege der Kinder eine Rolle gespielt haben. Nach einem ganz neuzeitlichen Pilzbuch gilt rohes Hasenhirn und fein zerhackter Hasendarm heute noch als einziges Mittel gegen Vergiftung durch den lebensgefährlichen Knollenblätterpilz. Auch in die schmückenden Künste aller Zeiten und Länder ist der Hase, das Vorbild unseres freundlichen Eierspenders, eingegangen. Am bekanntesten ist vielleicht die originelle Darstellung der drei Hasen mit nur drei Ohren, wobei sich jeder vom anderen eines leiht. Dieses Motiv findet man vielfach, sowohl in Holz geschnitzt an Bauernhäusern, in Metall getrieben auf alten Bierhumpen und in Stein gehauen im Spitzbogen gotischer Kirchenfenster. Nicht unerwähnt bleiben soll auch die ebenfalls uralte Vorstellung der Umkehr, bei der der Hase oft vorkommt. So kennt man eine geschnittene Füllung an einem Haus, wo der Hase einen Hund hetzt. Auf einem alten elfenbeinernen Jagdhorn sind wie Jäger bewaffnete Hasen eingeritzt mit flüchtenden Hunden. Von Hans Sachs, dem Schuhmacherpoet, existiert ein langes Moralgedicht „Die Hasen fangen und braten einen Jäger“.

Die St.-Pankratius-Kirche in Emmering

Von Sebastian Hüttl, Rosenheim

(Schluß)

Beschreibung. Der stattliche spätgotische Bau wurde, wahrscheinlich 1735, um 1 Joch verlängert. Der in drei Seiten des Achtecks geschlossene Chor und das Langhaus zeigen Tonne mit Stichkappen. Die Wände des Langhauses sind durch Pilaster gegliedert. Der an der Nordseite stehende Turm mit seinen vier Giebeln ist einer der wenigen noch ursprünglich erhaltenen spätgotischen Spitzhelme der ganzen Gegend. Strebe Pfeiler fehlen. Bis ins 18. Jahrhundert enthielt das Erdgeschoß des Turmes die Sakristei. Bei Verlegung der Sakristei nach der Südseite wurde diese wahrscheinlich im 18. Jahrhundert erhöht. Turm, Chor und Langhaus bis zur Empore (späterer Anbau) besitzen kräftigen Sockel.

Deckengemälde. Bei der Renovation im Jahre 1936 konnte im Presbyterium ein Deckengemälde von sechs recht lieblichen Medaillonbildern von dem berühmten Wiesmaler Johann B. Zimmermann aus dem Jahre 1745 aufgefunden werden. Nach der Signatur des Meisters: „Zimmermann pinxit et stuccat 1745“ entstand das Bild auf dem Höhepunkt seines Könnens. Die Stukkaturen, welche 1877 abgeschlagen wurden, sind jetzt farbig wiedergegeben worden. Die Bilder erinnern zum Teil an die Errichtung der Namen-Mariä-Bruderschaft am 7. Dezember 1742 durch Papst Benedikt XIV., aber auch an das Breviergebiet am Feste Mariä Namén, welche Anrufungen Marias nach dem hl. Bernhard darstellen. Kunstmaler Kohle legte die Bilder vollständig frei und gab ihnen wieder die frohen Farben des großen Meisters. Das Hauptbild stellt die Geburt Mariens dar, in dem die Mutter Anna die hl. Maria als Kindlein hält. Vater Joachim und mehrere Frauen umgeben die heiligen Personen. Ein herniederschwebender Engel trägt mit Avegrüßen einen Kranz von Rosen vom Throne Gottes nieder, darüber gruppiert sich um die Weltkugel die Dreifaltigkeit, die in himmlischer Herrlichkeit auf einer Wolke schwebt. Das Bild dürfte wohl ganz vom Meister selbst gemalt sein und nicht, wie andere, größere Werke, von seinen Schülern. Von den kleinen Medaillonfresken auf der Epistelseite sieht man zuerst die Seeschlacht von Lepanto, in welcher die Türkengefahr abgewendet wurde (In Periculis). Im mittleren Bild führt der Pfarrer von Emmering seine Pfarrkinder mit der Bruderschaftsfahne zur Emmeringer Kirche, um sie unter den Schutz der Mariä-Namen-Bruderschaft zu stellen. Beim dritten Bild (In angustiis) stößt ein Engel den Bru-

derschaftsstab in den Rachen des höllischen Drachen. — Auf dem ersten gegenüberliegenden Bild ruft ein Bruderschaftskind beim Anblick des marianischen Sterns die Mutter Gottes an. Im Mittelbild ist die Türkengefahr noch sichtlicher zu erkennen. Der kaiserliche Doppeladler, unter dem Papst Innozenz XI. und der Polenkönig Sobieski stehen, hält den Halbmond in seinen Krallen und speit Unheil und Verderben gegen die türkischen Zelte aus. Der Stephansturm im Hintergrund erinnert an die Befreiung Wiens. Im letzten Bild (in rebus dubiis) versinnbildet Maria den rettenden Anker, Leuchtturm und Brücke für das auf hoher See schwimmende Schifflein. Die am Chorbogen vorgefundenen Reste eines Gemäldes, die wahrscheinlich die damals bekannten vier Erdteile wiedergaben, waren zu schadhaft, um sie erneuern zu können.

Einrichtung. Drei Hauptaltäre. Die monumentale Kreuzigungsgruppe aus der Leinbergerschule (ca. 1530) wurde 1936 auf Veranlassung eines der besten Leinbergerkenner, Prälat Dr. M. Hartig, aus der Pfarrkapelle geholt, neu gefaßt und zum Altarbau verwendet. Die Kunstkennen Bayerns bezeichneten sie zwar als künstlerisch sehr minderwertig, aber stilistisch interessant. Die Gruppe gibt der Kirche ihren Ernst, ihre Gewalt und ihre religiöse Dramatik. Christus, der bereits gestorben ist, neigt sein Haupt noch im Tode der in Schmerz gebeugten Mutter zu. Auch im Antlitz des Lieblingsjüngers Johannes spiegelt sich der Schmerz über den Tod seines Meisters. Die Gliederung, Haltung und besonders der Faltenwurf der drei Figuren weisen bereits auf den anbrechenden Barock. Zum Altarbau wurde der in der alten Sakristei stehende Tabernakel verwendet. Architekt Thamm ergänzte die übrigen Altarteile, wie Altartisch und Aufbau. Die bisher in der Kapelle zu Einholz befindlichen kleinen Rokoko-Figürchen, welche nach Aussage alter Leute bereits früher in der Pfarrkirche waren, erhielten neue Attribute und flankieren heute den Tabernakel als St. Korbinian mit dem Bären und St. Augustin mit dem Herzen.

Seitenaltäre. Die beiden Seitenaltäre sind in ihrem Aufbau noch neuromanisch, nur die Bilder wurden entfernt und mit guten Figuren ersetzt. Der Jakobusaltar an der Epistelseite war früher (1694) der hl. Margaretha geweiht. Eine bisher an der Wand hängende Jakobusfigur von 1680 schmückt den Altar. Die kleinen Figuren St. Florian und St. Sebastian sind neuromanisch. Der Mutter-



gottesaltar an der Evangelienseite war einst (1694) dem hl. Jakobus geweiht. Die Muttergottes mit dem Jesuskind (um 1650), die ursprünglich eine hl. Kunigunde darstellte, hing vorher gegenüber an der Wand und zierte seit 1936 den Altar. Die kleinen Figuren zeigen die hl. Katharina und die hl. Barbara. Eine kleinere Figur des hl. Leonhard aus der Esterndorfer Kapelle wirkt sehr schön und edel.

Die beiden über den zierlichen Beichtstühlen stehenden Figuren kamen erst im Jahre 1938 zur Aufstellung. Die Figur des hl. Bruders Konrad von Parzham wurde von Bildhauer Kosenbach, München, geschaffen. Der hl. Pankratius stammt von Bildhauer Ludwig Fuchs.

Das an der Wand befindliche Muttergottesbild, welches früher im Hochaltar war, ist ein Nazarenerbild aus dem Jahre 1877. Ebenso stammt der Kreuzweg aus der gleichen Epoche. An den Pfeilerwänden im Langhaus sind die beinahe lebensgroßen Apostelfiguren des hl. Judas Thaddäus mit Prügel und des hl. Simon mit der Säge. Beide Figuren waren vor 1877 rechts und links auf dem Hochaltar, später dann über den beiden Beichtstühlen bis 1936. Links in der Nische befindet sich die Figur der schmerzhaften Muttergottes (von 1880), welche vor 1936 unter dem Kreuze der Kanzel gegenüberstand. — An der rückwärtigen Wand beim Eingang sind noch zwei Bilder, eines die Krönung Mariens, darunter

die armen Seelen, darstellend, das andere ein Epitaph der zwei letzten Generationen der Familie Hirschauer aus dem Jahre 1665, welches ebenfalls die Bekrönung der Muttergottes durch die heiligste Dreifaltigkeit darstellt. Anno 1665 hat es die Wittib Barbara von Hirschau „wieder aufrichten und aus eigenen Mitten malen lassen“.

Die Chronik

1796. Vom nahen Kraiburg ist dieses Jahr ein seltsam Vorkommnis berichtet worden: Ein Jettenbacher hatte 15 Gulden gestohlen und war des Todes schuldig. Vor dem Rathaus harnte das schausüchtige Volk des grausamen Urteils. Tatsächlich erschien im Spruchfenster des Rathauses das rote Tuch als Verkündzeichen, daß über den armen Teufel der Stab gebrochen worden war. Alles eilte zum Hochgericht, sich Aufzug und Hinrichtung anzusehen, da sprengte ein Eilbote von München heran und brachte das Begnadigungsschreiben. Der arme Sünder ging frei, denn die ausgestandene Todesangst ließ man als Strafe gelten. Die für seinen Todesgang bereitgestellten zwei Priester begleiteten ihn nun statt zum Hochgericht zu einem Dankgebet in die Kirche. Hernach aber setzte sich der erlöste Malefikan in die Wirtsstube beim Bräu an der Langgassen und feierte dort mit ihm Gutgesinnten kräftig das Geschenk des wiedergegebenen Lebens.
Chronik Kirmayer

1803. Am 6. Juli wurde die schon 1315 erwähnte kurfürstliche Schloßkapelle zu Haag (Oberbayern) bis auf den Turm niedergerissen. Die schönen Gemälde und die herrlichen Paramente hat man veräußert.
Chronik Kirmayer

1803. Nach dem Klostersturm 1803 diente der Grabstein des Herzogs Tassilo, des Gründers der Klöster Innichen, Kremsmünster, Scharnitz, Weltenburg, Schäftlarn, Schliersee, Gars und der Chiemseeklöster, im säkularisierten Kloster Lorsch — als Futtertrog.
Chronik Dempf

1807. Als der erste Staat der Welt führte Bayern dieses Jahr die Zwangsimpfung der Säuglinge mit Pockenserum ein. Damit fand auch in Wasserburg die erste Kinderimpfung statt.
Chronik Dempf

1810. 22. September. Unter den Gründern des Münchener Oktoberfestes, das also heuer zum ersten Male abgehalten wird, befindet sich der am 17. August 1764 in Wasserburg am Inn geborene Joseph Schlett, Tondichter und Professor. Er ist der Komponist des Festliedes zum ersten Oktoberfest.

Chronik Kirmayer

Aiblings Handwerk im 18. Jahrhundert

Von Jakob Albrecht, Geistlicher Rat zu Bad Aibling

(Schluß)

Schon viel früher taucht in Bad Aibling eine Malersfamilie Vicelli auf. Im Jahre 1670 heiratete ein Maler Johann Vicelli aus Sillian in Tirol die Malerswitwe Margareta Weillechner. Sein Bruder Anton verheiratet sich mit deren Tochter aus erster Ehe und zieht nach Schwaben. Von dort kommt sein Sohn Blasi Vicelli wieder zurück, verheiratet sich 1720 in erster Ehe mit der Wirtstochter Katharina Zitzlsperger von Haag, nach ihrem Tod in zweiter Ehe 1732 mit der Brauertochter Franziska Zech von Dachau. Den Vicellis haben wir einst Unrecht getan, indem wir bezweifelten, daß sie Kunstmaler gewesen seien. Inzwischen haben wir erfahren, daß mehrere Bilder ihre Signatur tragen. So die Bilder der Sebastianskapelle in Ebersberg, zwei große Rundbilder am Chorgewölbe in der Kirche Heiligblut bei Rosenheim, darstellend die Verklärung Christi und Abrahams Opfer, Oel auf Leinwand mit Jahreszahl 1687, wenn auch im einzelnen derb, so doch im ganzen wirkungsvoll. Auch in Großholzhausen finden sich am Hochaltar zwei um 1690 von Johann Vicelli gemalte Bilder, nämlich Georg als Drachentöter und die Krönung Mariens. Die Vicellis waren auch recht tüchtige Faßmaler. So faßte Blasi Vicelli 1752 in Riedering zwei Figuren, St. Josef und St. Antonius. Blasi Vicelli brachte es bis zum Bürgermeister und starb am 27. Dezember 1771 hochbetagt. Sein gleichnamiger Sohn, kurfürstlich privilegierter Maler in München, faßte den Stephansaltar in der Aiblinger Pfarrkirche, wie eine Inschrift auf der Rückseite des Altarblattes besagt.

Das an der Rosenheimer Straße in Bad Aibling gelegene „Stokkadorahaus“ erinnert daran, daß auch dieses Handwerk in der Barock- und Rokokozeit hier vertreten war. Darin wohnte die Stukkateurfamilie Schwarzenberger. Josef Schwarzenberger, Schreiner und Stukkateur, der im Jahre 1746 in Rosenheim tätig war bei Umgestaltung der Liebfrauenkapelle im Sinne des Rokoko, stirbt am 30. März 1752. Sein Sohn Johann hat in den folgenden Jahren gemeinsam mit Stukkateur Fink aus Freising die Aiblinger Pfarrkirche stukkirt. Ungefähr um die nämliche Zeit wurde auch die Schloßkapelle in Neubeuern im Stil des Rokoko umgestaltet, und zwar erhielt der Hochaltar einen Stuckmarmorsäulenaufbau mit zierlicher Ornamentik aus Fruchtgehängen und Gitterwerk sowie Flammenvasen. Man zweifelt nicht, daß dieser Entwurf von dem bedeutenden Maler Johann Zimmermann stammt, vermutet aber, daß er die Ausführung dem Johann Schwarzenberger

übertragen hat. Je mehr man in der Folgezeit vom Barock und Rokoko abrückte, um so mehr ging das ehrsame Stukkateurhandwerk zurück und hörte schließlich ganz auf, wie wir aus dem tragischen Untergang der berühmten Wessobrunner Stukkateurschule ersehen.

Was die Plastik betrifft, so wäre zu nennen der Bildhauer Ignaz Stumböck, ein gebürtiger Aiblinger, verheiratet 1755 mit der Maurermeisterstochter Maria Schober von Rosenheim. Er war hier tätig bis zu seinem Tode am 27. Mai 1785. Wir treffen ihn in Pfraundorf und Kleinholzhausen, wo die Hochaltäre sein Werk sind. Ebenso in Reischenhart, wo auch alles Schnitzwerk am Hochaltar figürlich und dekorativ von ihm ist. Im oberen Auszug erscheint der hl. Joachim auf Wolken mit Putten, ein Werk, welches man eine handwerklich vergrößerte Nachahmung des Stils von seinem Landsmann Götsch nennen kann. Auch die beiden etwas derb geratenen Statuen des Schutzengels und des hl. Antonius aus dem Jahre 1770 schreibt man ihm zu. Das gleiche gilt von dem Seitenaltar, auf dem Michael im Kampf mit Luzifer dargestellt ist. Stumböck ist, im ganzen genommen, namentlich im Figürlichen ein unbedeutender Bildhauer, wobei man leicht begreifen kann, daß im letzten Jahrzehnt seines Lebens die Aufträge fast ganz ausblieben zugunsten seines ihm weit überlegenen Rivalen Josef Götsch.

Von Josef Götsch, der aus dem Oetztal stammte, wollen wir nur kurz handeln, da wir uns schon früher in dieser Zeitschrift über ihn verbreitet haben. Er war ein talentvoller Mitarbeiter des genialen Ignaz Günther. Durch ihn und verwandte Meister gelangt der Bildhaueraltar zur Vorherrschaft, das heißt, der ganze Altar ist als Kunstwerk erstellt. Nicht selten ist der Aufbau säulenlos, das Altarblatt lediglich von einem reich geschnitzten Rahmen umsäumt, alles in künstlerischer Einheit und organischer Bewegtheit, wie wir dies an den von ihm geschaffenen Altären in Grainbach und Vogtareuth sehen. Groß ist die Anzahl der Kirchen, für welche Götsch Altäre geschaffen hat, noch größer die Zahl der geschnitzten Figuren in der näheren und weiteren Umgebung, die aus seiner Werkstatt kamen. Wir finden von ihm Altäre in Aibling und Rosenheim, in Irschenberg und Dettendorf, in Pang und Pfraundorf, vor allem aber in Rott am Inn, wo er neben dem Altmeister Günther arbeitete, und in Neubeuern. Freilich sind nicht alle seine Werke gleichwertig. Gerade die Arbeiten in Rott und Neubeuern sind seine besten Arbeiten, gegen die seine späteren abfallen. Es ist,

Vom Stoaklaubn

Bäuerliche Schilderung von F. Fritz, Stetten

Unsere Kinder und jungen Leute werden es kaum glauben, daß es unter den vielseitigen, landwirtschaftlichen Arbeiten auch ein Steineklaubn gab. Aber es ist volle Wahrheit.

In der Bauernsprache muß man an die Stelle des Steineklaubens „Stoaklaubn“ setzen, weil hier die verfeinerte Kultur der Schriftsprache keine Berechtigung hat, oder sich zum mindesten komisch ausnehmen würde.

Im Frühling, noch dazu im Wonnemonat Mai, setzte alljährlich diese Arbeit ein, zu welcher die Bauernbuben und -dirndl besonders gern herangezogen wurden, weil diese halbwüchsige Jugend bei dieser Arbeit nicht so weit zum Erdboden hatte und auch nicht so leicht Kreuzweh bekam wie gewöhnlich die Großen. Unter diesen Großen versteht man zwar nicht sogenannte „Größen“, für diese wäre „Stoaklaubn“ eine zu starke Zumutung gewesen — sondern die erwachsenen Bauernleute.

In unserer Gegend, besonders im Chiemgau, gibt es überall Moränenhügel, abwechselnd mit schweren Lehm Böden und in meiner engeren Heimat existiert halt auch schaarige Grundlage. Lockerer mit Kies vermischter Humusboden heißt eben „schaarig“ in unserer bäuerlichen Sprache, wahrscheinlich weil die Steine in Scharen beieinander liegen.

Und von diesen Steinen, zwischen Faust- und Taubeneiergröße, muß wenigstens das Kleehaberfeld alljährlich befreit werden, damit es beim späteren Kleemähen nicht gar zu sehr schepperte. Auf den übrigen Feldern wurde gewöhnlich nur den ganz großen Steinen das Aufklaubn zuteil.

An einem schönen, aber föhnigen Maientag schickte uns der Vater zum Stoaklaubn auß; den Bruder, den Dienstboten und mich. Keinen von uns dreien freute diese Arbeit besonders und wenn die verschiedenen Arten der Steine bezüglich der Besichtigung oder Behandlung nicht eine kleine Abwechslung gebracht hätten, die Arbeit an sich wäre zu langweilig gewesen.

Aber der eine oder andere von uns Buben fand einen schönen, polierten Kalkstein, oder

einen Stein mit Goldadern durchwirkt, wieder andere von diesem großen Mineralreich waren fein glasiert oder mit Tupfen gesprenkelt, mit bunten Linien durchzogen, während der Dritte unseres Bundes einen noch viel „edleren“ Stein entdeckte.

Auf diese Weise wäre unsere Aufgabe ganz angenehm verlaufen, aber es war heiß und niemand kam mit irgendetwas, das zur Brotzeit gehörte. Vielleicht wurden wir drei Buben inmitten des trockenen „steineren Meeres“ vergessen. Mir kam allmählich das ganze Ackerfeld ein wenig wüstenähnlich vor und mir fiel zugleich das Evangelium ein, als Christus vom Teufel in der Wüste versucht und verhöhnt wurde mit den Worten: „Bist du Gottes Sohn, so befiehl, daß diese Steine Brot werden!“ Aber ich behielt diese Anwendung für mich, denn es wäre eine Art Gotteslästerung gewesen, in lauten Worten eine solche Unterhaltung im Verein mit den zwei anderen „Arbeitsgenossen“ herbeizuleiten.

Zudem hatte der Felix eben zwei Feuersteine gefunden und sie kräftig aufeinander geschlagen. Aber bei den Worten: „Ah, do schau her Franzl, wias Feua fliagt“, hatte er es schon im Gesicht verspürt mittels einer Watschn, ausgeteilt vom Vater, der eben die Brotzeitsachen brachte und vom Felix in seinem Eifer nicht bemerkt wurde. O jerum! Nach der Brotzeit gings Stoaklaubn viel reichhaltiger vor sich; das war aber weder auf Brot oder Kaffee, sondern einzig und allein auf die väterliche Anwesenheit zurückzuführen.

Die bäuerliche Begebenheit trug sich vor etwa 65 Jahren zu.

Das Stoaklaubn, ich meine das saubere, für das Kleeland, hielt aber noch lange nach dieser Zeit an. Es wurde solange fortgesetzt, bis die Ackerwalze allmählich in landwirtschaftlichen Kreisen ihren Einzug hielt und ihren „Druck“ auf die Steine ausübte. Durch sie wurden die Steine in den Ackerboden und die bäuerlichen Menschen nicht mehr zu Boden gedrückt durch mühsames Stoaklaubn.

Der Felix mit den damaligen Feuersteinen hat später auch ein weibliches Herz für sich entzündet. Er ist Bauer geworden und hat geheiratet. Felix war immer ein lustiger Kerl und neulich erzählte er mir, daß er eine ganze Woche hindurch „auf der Walz“ war.

als ob ihn der enge Anschluß an Günther zu Höchstem befähigt hätte. Leider ist vieles von dem, was er geschnitten, späterem Zeitgeschmack zum Opfer gefallen, aber wir freuen uns dessen, was uns durch ein günstiges Geschick erhalten geblieben ist.

Es sind nicht wenige Meister des Handwerks und der Kunst, welche Aibling in den

Zeiten des Barocks und Rokokos in seinen Mauer beherbergte, von denen wir nur die bedeutendsten ins Blickfeld geführt haben. Durch diese Meister hat Aibling sogar für eine Reihe von Jahrzehnten sogar das bedeutendere Rosenheim überflügelt und war maßgebend beteiligt an dem, was im Raum der beiden Landkreise gebaut und geschaffen wurde.

„Du auf da Woiz? — Woast Freunderl, dös geht z' weit.“ Er lachte mir ins Gesicht und zeigte mir dabei seine festen Zähne. „Gibt ja nix Schöners net im Fruajahr, wenn oiß frisch grea is, wia noch Herznslust dahi z'roasn durch Wiesn und Felder, wenn 's Lercherl singt und da Kuckuck schreit. Moanst net aa?“

„Geh, daß d'a Spaßvogel bist, dös woast i, aba du bist do a Baua und koa Woizbruada“, entgegnete ich. „No, du därfst ma oiß glaabn, ebn wei i a Baua bi, war i kreuzfidöi auf meina — — — Wiesnwoizn!“

Den Witz haben wir nachher mit a paar Maß Bier begoßn und dabei Erinnerungen aufgefrischt vom ehemaligen Stoaklaubn.

Der wilde Wot

Auf dem Roßmarkt zu St. Alban bei Peterskirchen hatte ein Bauer aus dem Wasserburger Gäu zwei Ackergäul eingehandelt, hatte die Handelschaft auf der „Oirber“ (Alban) gehörig begossen und war beim Heimritt in Waldhausen nochmals zugekehrt, um von seinem glückhaften Kauf zu berichten.

Mit dem Erzählen kam die Nacht und dazu ein dickes Wetter hinter der „Schermannsöd“ (großer Wald) den Inn heraufgestiegen. Das Donnerrollen mahnte den Bauern zum Aufbruch.

„Sollst dableiben und das schiache Wetter abwarten“, meinte der Wirt. „Wird so löz (schlimm) net werden“, lachte der Bauer.

„In der Schermannsöd ist es in solchen Zeiten net geheuer. Der Wot, der wilde Jager, rennt durch das Holz, reißt jeden mit, den er packen kann... der Wot ... der Wot...“

Der Wirt taucht den Finger in das Weichbrunnkännel ob der Tür und schlägt drei Kreuze.

„Da müast er schon lange Füaß hab'n, bis er mi' auf meine Rösser erwischt“, spöttelte der Bauer, zäumt die Gäul, schwingt sich in den Sattel und reitet in die Nacht.

„A guats Hoamkömma“, wünscht der Wirt noch nach, verriegelt Tür und Tor, steckt im Herrgottswinkel die Schauerkerzen an.

Bis an den Kreuzweg hat sich der Bauer mit seinen Rössern durch den Sturm gerauft. Da stehen sie mit einem Male still und stad, wie mit der Erden verwachsen, lassen sich keinen Schritt mehr vor- oder rückwärts treiben.

„Gottsverreckte Häuter... Der Teufel soll euch holn...“

Der Bauer krätscht aus dem Sattel. Da hebt ein Wasserstürzen an mit Blitz und Donnerkrachen, als wär der jüngste Tag gekommen. Der Bauer bindet die Rösser an einen Eichenstamm. Buckelt sich selber unter die dicke Haselstauden.

Bei Gott, so ein Unwetter hat er noch nie erlebt. Immer wilder, immer schwärzer wird die Nacht. Himmelsfeuer spalten die Baumriesen, die wie lodernde Fackeln das Nachtschwarz zerreißen. Aus dem dünnen Moos springen und spritzen Feuerfunken, zerzischen wieder im Regen, fahren von neuem auf und huschen wie Irrlichter durch den aufgewühlten Wald.

„Hoiheh... heijoh...“

„Der Wot... der Wot...!“

Der Bauer faltet die Hände zum Beten, krallt sie dann wieder um die knorrige Baumwurzeln, um nicht fortgerissen zu werden.

„Der Wot... der Wot...!“

„Hoiheh... heijoh...“

Der Bauer vergräbt sein Gesicht im nasen Moos. Will nichts mehr hören, nichts mehr sehen.

Wie lange er gelegen war, wußte er nicht mehr zu berichten. Als er wieder aufgeschaut hat, war Friedhofstille rundum und über ihm der Himmel mit seinen hunderttausend Sternen.

Die Rösser...? Sie waren und blieben verschwunden. Um ihren Rastplatz war ein Häufel ausgeglühter Kohlen gelegen.

Mit schlohweißem Haar ist der Bauer am andern Morgen heimgekehrt und bald darauf gestorben.

Am seidna Fadn

A Gans, a Fröschei und a Spinn,

Dö hungerts alle drei.

Sie han zu dritt im Wäsei drin

Und jammern: Mei, o mei!

Dö Gans, dö hat am lautern zischt —

Na siecht 's dö dicke Spinn —

Hätt zerscht da Frosch dö Spinn dawischt,

Na waar er net so dünn!

„An so' ra Spinn, da is nix dro!“

Sagt 's Gansei hinterdrei.

Da Frosch hupft, was er hupfa ko:

„Jetzt waar i an der Reih!“

Hätt i d' Spinna kriagt, na waar i dick

Und für dö Gans a Bratn!

I eags ja, unsa größtes Glück

Hängt an am seidan Fadn!

Da kracht ma liaba echo da Magn,

Und i bin no am Lebn!

Morgn-is ganz gwiß a schöna Tag,

Da werds na echo was gebn!

Gustl Laxganger

„Heimat am Inn“ erscheint als Monatsbeilage des „Oberbayerischen Volksblattes“, Rosenheim, mit seinen Nebenausgaben „Mangfall-Bote“, „Mühldorfer Nachrichten“, „Wasserburger Zeitung“, „Haager Bote“, „Chiemgauzeitung“ Redaktionskollegium: Th. Heck, Josef Kirmayer, H. Ch. Kobe. Ständige Mitarbeiter die Kreisheimatpfleger Albert Aschl, Rosenheim-Stadt; Dr. Peter von Bomhard, Rosenheim-Land; Karl Brasler, Landkreis Albing; Richard Glaser, Landkreis Mühldorf; Theodor Heck, Landkreis Wasserburg. Verantwortlich für den Inhalt: Josef Kirmayer, Wasserburg am Inn. Druck: „Oberbayerisches Volksblatt“, Rosenheim.



GEGRÜNDET 1927 VON ANTON DEMPFF

Blätter für Heimatkunde und Heimatpflege für den Heimatbund Mühldorf, den Heimatverein Wasserburg am Inn, den Historischen Verein Bad Aibling und den Historischen Verein Rosenheim

Jahrgang 1955

Mai

Nummer 5

Auf der Suche nach Carrodunum

Ist es Schwarzmühle bei Neuburg am Inn, der Burghügel von Burghausen, Ebersberg, Fentbach bei Valley oder — Bad Aibling?

Nachstehende Arbeit wird zur Debatte gestellt. Es wäre interessant, wenn auch von anderer Seite zu der aufgeworfenen Frage Stellung genommen würde.

Die Redaktion

Um die Antwort vorweg zu nehmen: ich plädiere hier für Bad Aibling! Claudius (Alexandrinus) Ptolemäus, ein Geograph, Astronom und Mathematiker der ersten Hälfte des zweiten Jahrhunderts n. Chr., von Geburt ein Ägypter, hat uns in seinem hinterlassenen Werke „Anleitung zur Erdbeschreibung“ (kurz auch „Geographie“ genannt) eine Darstellung der damals — es war die Zeit der Regierung des römischen Kaisers Antoninus Pius (138—161 n. Chr.) — bekannten Welt gegeben, in der auch das Gebiet zwischen der Donau und den Alpen nicht vergessen worden ist. Dieses Land hieß damals Vindelicien und beherbergte eine Reihe größerer Siedlungen (Städte), darunter z. B. „Augusta Vindelicorum“ (= Augsburg), „Cambodunum“ (= Kempten), „Boiodurum“ (= Passau), um nur einige herauszugreifen, deren Lage auf Grund der Siedlungskontinuität oder späterer Ausgrabungen eindeutig fixiert ist. Neben diesen zählt Ptolemäus aber auch Orte auf, die vollkommen verschollen sind und deren Lage wir bis heute noch nicht sicher feststellen konnten. Ein solcher Ort ist „Carrodunum“. Die Schreibweise wechselt etwas (Auffassungen oder Irrtümer der Uebersetzer der ptolemäischen Handschrift). Wir lesen

z. B. Karrodunon, Carrodovnon, Karnodvnon, Carnodunum, Corodurum, aber das braucht uns hier nicht zu stören. Leider teilt Ptolemäus über die Orte selbst nichts Näheres mit; er gibt aber die geographische Lage derselben an, wobei er sich der von ihm eingeführten, heute als „Ptolemäisches System“ bezeichneten Gradeinteilung der Erdoberfläche bedient. Von dem Ort Carrodunum schreibt Ptolemäus, daß er auf 33 Grad 50 Minuten östlicher Länge und auf 46 Grad 45 Minuten nördlicher Breite liege. Für die Mündung des Inn in die Donau gibt er 34 Grad null Minuten östlicher Länge und 47 Grad 20 Minuten nördlicher Breite an, für das Innknie (bei Kufstein) 34 Grad null Minuten östlicher Länge (Ptolemäus kennt also noch nicht den westlichen Innbogen über Wasserburg) und 45 Grad 30 Minuten nördlicher Breite, für Augsburg (Augusta Vindelicorum) 32 Grad 30 Minuten östlicher Länge und 46 Grad 50 Minuten nördlicher Breite. Wir können uns also aus den Angaben über Länge und Breite der Ortschaften beziehungsweise Landschaften ein gewisses Bild von der ptolemäischen Vorstellung unseres Landes machen.

Wir haben dann weiterhin noch folgende Tatsachen zu berücksichtigen: 1. Der ptolemäische „Grad“ umfaßt lediglich $\frac{5}{6}$ unseres heutigen Gradbegriffes, also 50 heutige Minuten. Jede ptolemäische Minute ist $\frac{1}{72}$ eines heutigen Grades (= $\frac{5}{6}$ einer heutigen Minute). Der Nullmeridian für die Zählung der

östlichen oder westlichen Längengrade läuft beim Ptolemäischen System über die sogenannten „Glücklichen Inseln“, die Null-Linie für die Zählung der nördlichen beziehungsweise südlichen Breitengrade (heute unser Äquator) zog damals durch die Insel Rhodos. Würden die Gradangaben des Ptolemäus sachlich, das heißt mathematisch-geographisch, richtig sein, dann wäre durch einfache Umrechnungen der ptolemäischen Zahlen in das heutige Gradsystem eine eindeutige Bestimmung der örtlichen Lage der Orte möglich. Leider führt uns aber eine solche Umrechnung allein nicht zum Ziel, denn 2., Ptolemäus verschiebt sonnenweise die Orte nach Osten, und zwar um so mehr, je weiter sie nach Süden liegen. Wir müssen also die ptolemäischen Längengrade korrigieren und dann erst auf unser System umrechnen. Ähnliche Schwierigkeiten haben wir bei der Breitenbestimmung, so daß sich z. B. für die Innmündung nicht 47 Grad 20 Minuten nördlicher Breite, sondern 48 Grad 35 Minuten (des Ptolemäischen Systems) ergeben, die dann unserem heutigen Gradsystem zuzuordnen wären. Endlich ist 3. noch folgendes zu berücksichtigen: Ptolemäus fußt vielfach auf den Angaben seines (wenig älteren) Vorgängers Marinus von Tyrus, verwendet Entfernungsschätzungen und benützt Material, das ihm ältere, rein praktischen (militärischen) Zwecken dienende römische Wegeaufzeichnungen boten. Dazu kommen die Mängel, die damaligen genaueren Bestimmungen notwendigerweise anhaften mußten. Diese Mängel auszugleichen, bedarf es einer stärksten Berücksichtigung historischer (frühgeschichtlicher) und siedlungsgeschichtlicher Verhältnisse, die irgendwie in Einklang gebracht werden müssen mit den geographischen Lageangaben.

Die Durchsicht der ziemlich umfangreichen Literatur, in der der vorrömische (keltische) Ort Carrodunum mehr oder weniger ausführlich erwähnt wurde, ergibt eine erkleckliche Anzahl heute existierender Orte, denen aus irgendwelchen Gründen das Carrodunum zugeschoben wurde, freilich in jedem Falle als bloße Mutmaßung. Ptolemäus erwähnt in drei verschiedenen Kapiteln seiner „Geographie“ (II, 11/14, II, 12/4, nochmals II, 12/4 und III, 5/15) vier Carrodunum, von denen Holder (Alt-Celtischer Sprachschatz, I. 1896) annimmt, daß es sich um Krappitz an der Oder (Kreis Oppeln), um Katzenberg bei Wasserburg (?), um Pitomeca in Pannonien und um einen Ort im Sarmatenland handle. Patzig (Die Städte Großgermaniens bei Ptolemäus. 1917) verlegt Carrodunum ganz ins Slawische (Karnunkau an der Warthe, Karchowitz bei Areisketscham, Karf bei Beuthen und Korschanek). Reinecke (Oertliche Bestimmung der antiken geographischen Namen. 1924) gibt Schwarzmühle bei Neuburg am Inn, den Burghügel von Burg-

hausen und die Fentbachschanze bei Valley zur Auswahl. Apian (Topographie von Bayern, Neudruck 1880) verlegt Carrodunum (= Carnoburgium) nach Kraiburg am Inn, Aventin (Bayerische Geschichte, Buch III) nach Wasserburg. Auch Ebersberg bringt Apian (a. a. O.) mit Carrodunum in Beziehung, wobei er allerdings zum Unterschied zu dem kraiburger Carrodunum die Bezeichnung Carnodunum wählt. Neuerdings lehnte Puchner (Historisches Ortsnamenbuch, Landkreis Ebersberg, 1951) die Verquickung mit Ebersberg ab.

Aibling hat in der einschlägigen Fachliteratur noch nie die Ehre gehabt, mit dem ptolemäischen Carrodunum in Verbindung gebracht zu werden, nicht zuletzt wohl auch deshalb, weil es überhaupt in bezug auf seine vor- beziehungsweise frühgeschichtliche (römische und eventuell keltische) Vergangenheit in eigentlich absolut unverständlicher Weise als Stiefkind behandelt worden ist. Noch heute gibt es Experten der Frühgeschichte, die für Bad Aibling alles Römische ablehnen, die eindeutigen Beweise dafür allerdings schuldig bleiben. Wer sich aber mit der Geschichte dieser Stadt und ihrer ganzen Anlage im Zusammenhang mit den geschichtlichen und geographischen Entwicklungen in der engeren und weiteren Umgebung intensiver beschäftigt, muß zwangsläufig zu der Erkenntnis kommen, daß für den Platz Aibling schon eine seit der Keltenzeit (also rund 100 bis 200 Jahre v. Chr.) datierende Siedlungskontinuität besteht, die angefangen von einem keltischen Oppidum (größere Wohnanlage), über ein römisches Kastell hinweg zur Errichtung einer agilolfingischen Herzogsburg, einer folgenden karolingischen Pfalz und des späteren Pfleg- und Landgerichts geführt hat. Nicht nur eine Siedlungskontinuität besteht, sondern sogar eine Verwaltungskontinuität, die nicht Zufallsprodukt, sondern etwas geographisch-historisch Gewachsenes ist. Hier kommt uns nun das Bekanntwerden von Dokumenten zu Hilfe, die eine genaue Beschreibung des Römerkastells am „clavore“ (dem heutigen „Klafferer“ in Bad Aibling) enthalten. Es handelt sich um Schriftstücke in altmagyarischer Sprache, die einem Benediktinerpater namens Bertold Raiblinger in Byzanz (heutiges Konstantinopel) zu Gesicht kamen und von ihm ins Lateinische übersetzt wurden. Diese Übersetzungen brachte er zurück nach Deutschland. Sie enthielten im wesentlichen eine Schilderung der Flucht der Hunnen nach mißglückten Einfällen in Rätien Mitte des 5. Jahrhunderts n. Chr., wobei sie in den römischen Bauten am Klafferer und in den Römerlagern in dessen vorgelagerter westlicher Ebene (heutiges „Heufeld“) vorübergehend Schutz fanden. Die Bauten und die Lager werden ausführlich beschrieben: die

Türme, die Vorwerke, die Tempel, die Tore, die Außenlger, die Warttrme in der Talebene und selbst ein Schwefelbad bei Wiechs (Gemeinde Götting). Auf Einzelheiten kann ich hier nicht eingehen; nur in bezug auf die Dokumente sei noch einiges erwähnt. Die lateinischen Uebersetzungen befanden sich 1809 im Schloß Brandseck zu Aibling und gerieten damals in den Besitz der dort einquartierten Franzosen (Tiroler Aufstand!). Sie wurden mit nach Frankreich genommen und kamen in die Hände eines Barons Woulfer (elsässischer Adel), der an dem Inhalt der drei Schriftstücke so stark interessiert war, daß er das Schloß Brandseck zu Forschungszwecken nach dem Ableben des Besitzers Graf Lerchenfeld-Brennberg käuflich erwarb. Leider wurde der Baron als führendes Mitglied der Orsini-Bewegung bald nach Beginn seiner Nachforschungen verhaftet und an Frankreich ausgeliefert. Er kam nicht mehr zurück. Die Dokumente nahm eine Madame Hayl, eine Freundin des Barons Woulfer, an sich, deponierte sie in drei Blechbüchsen, und nahm sie mit nach Inzell bei Siegsdorf, wo sie die Führung des Haushalts des Pfarrers Hamberger übernommen hatte (dieser war vorher Benefiziat in Aibling gewesen). Seitdem sind die Blechbüchsen mit ihrem Inhalt verschollen. Zum Glück hatte der Baron Woulfer einen Mitarbeiter namens Schuster, der mit seinem Sohn Sebastian an den Nachforschungen in Aibling teilnahm. Der Sebastian Schuster nun hat nach dem Verschwinden der Dokumente den wesentlichen Inhalt derselben nochmals schriftlich niedergelegt und eine Aquarellskizze angefertigt, die den dokumentarisch berichteten Zustand der Rmeranlage auf dem Klafferer wiedergibt; diese Unterlagen kamen in meine Hände. Sie decken sich mit dem, was Wilhelm Vogt, ein Nachkomme der Pflegrichter von Valley-Vagen, vor über hundert Jahren über Wehranlagen auf dem Heufeld schrieb, auf denen er selbst noch als Junge herumgeklettert ist, sie decken sich mit römischen Funden, die mittlerweile aus dem Aiblinger Gebiet bekanntgeworden sind, sie decken sich mit der Existenz der drei vicus-Orte, die wir an der Mangfall haben (Wiechs in der Gemeinde Götting, Sonnen- und Noderwiechs in der Gemeinde Bruckmühl). Sie sind unter Umständen sogar in Einklang zu bringen mit der von Avrutin geschilderten „Schlacht auf dem Heufeld“ im Beginn der baiwarischen Landnahme (etwa 500 n. Chr.).

Soviel über das frühgeschichtliche Moment. Wir kehren zurück zu Ptolemäus. Unter Berücksichtigung aller der oben angeführten Mängel, welche der ptolemäischen Lageangabe für Carrodunum anhaften, weisen uns mathematisch-geographische Ueberlegungen an einen Platz für Carrodunum auf den Moränen-Hügeln im Norden des Mndungsdeltas

der Mangfall hin. Machen wir uns ein Bild von dem damaligen Zustand der Landschaft im Bereiche der Mündung der Mangfall in den Inn, berücksichtigen wir den möglichen Verlauf des heute verschollenen Stückes Pfaffenhofen-Helfendorf der römischen Konsularstraße Augsburg–Salzburg, bauen wir das ein in die Siedlungsgeschichte dieses Gebietes, denken wir an die Siedlung „vicus Amblici“ des Scheyerer Mnchs Conradus Philosophus, die er mit Epilinga = Aibling gleichsetzt (heute wohl nachgewiesen durch Schädel-funde), dann schließt sich der Ring der Beweise dafür, daß das ptolemäische Carrodunum gar nichts anderes ist als unser heutiges Bad Aibling. Carrodunum, die keltische Wehrwagensiedlung auf der Höhe der Klafferermorne, war die Vorläuferin der römischen Wehranlage gleichen Namens, die im Zuge der baiwarischen Einwanderung wahrscheinlich zerstört wurde und mit dem neuen Namen einer baiwarischen Fhrerpersnlichkeit „Epilinga“ wiedererstand. Mehr Aufmerksamkeit bei künftigen Grab- und Bauarbeiten auf der Höhe und am Fuße des Hofbergs und des Klafferers sowie im Bereich des „Bichl“ zu Aibling wird, ich zweifle nicht daran, die Richtigkeit der hier vorgetragenen Auffassung bestätigen.

Karl Braßler, Götting bei Bad Aibling

Die Chronik

„Anno 1741 Ist ein Lbl. Prgerschaftt au dem Markht Gars nacher ggenvelden auf die Musterung citirt worden, so haben sie beschlossen biß nacher tting auf den Wasser zu fahren, aber ehe und bevor sie auf daß schff gesen, Machten sie die Intention ein Hle messe aldorthen lessen zu laßen. Da sie auf Mldorff kommen, sein sie auf ein Joch gefahren, daß sie alle vermeint des Tottes eigen sein, Wo au 72 Man ein Prger, der sich hat am Joch erhalten wollen mit Namen felix fraunhoffer, seiner Profesion ein fischer hat ertrinckhen miesn. Sie machten abermal ihr gelibt und seint noch fünf mall in die greste lebensgefaher gerathen. Da sie aber zu Neuenttingen augestken, sein sie alle alsogleich alher zu der grossen Wunderwrkhentn hlffs und gnaden Muetter und... Gott und auch der gebenedeithen Muetter Gottes höchste schul-dige Danksagung abzulgen. Und Anno 1742 die Tafel zu einem ewigen Lobe Mariä alher gebracht und aufgeopfert...“

Chronik Kirmayer

1802. Der in Bayern schon 1771 angeordnete allgemeine Schulzwang wurde 1802 endlich energisch durchgeführt.

Chronik Dempf

Was die alte Hofbräuwirtin erzählte

Von Irmingard Huber, Riedering

Es war an einem schönen Sommernachmittag des Jahres 1898, als vor dem schattigen Rosenheimer Hofbräukeller eine Hofkutsche hielt. Ein Lakai öffnete die Tür des Wagens, dem ein vornehmer Herr entstieg. Die behäbige, freundliche Hofbräuwirtin trat hinzu, begrüßte die Gäste und fragte sie nach ihren Wünschen. Der Herr, es war niemand anders als der damalige Prinz Ludwig von Bayern, nachmaliger König Ludwig III., ließ sich an einem Biertisch nieder und labte sich an einer herzhaften, bayerischen „Brotzeit“. In seiner leutseligen Art unterhielt sich der königliche Gast angeregt mit der Hofbräuwirtin und äußerte sich sehr anerkennend über Speise und Trank. Die Wirtin begleitete ihren hohen Gast noch bis zum Wagenschlag.

„Gute Frau“, sprach er, „in zwanzig Jahren komme ich wieder hierher, ich werde nicht darauf vergessen!“

„Aber bestimmt“, rief die Wirtin, „sonst“, sie drohte mit dem Finger, „sonst komme ich zu Ihnen, Kgl. Hoheit!“

In den nachfolgenden zwanzig Jahren ereignete sich vieles und in den letzten Jahren dieser Zeitspanne mußten wir den ersten

Weltkrieg erleben. Auch die Wirtin, die gute Dienermutter, mußte manches Leid erfahren. So fiel ihr einziger Sohn auf dem Felde der Ehre... Es kam das Jahr 1918 und mit ihm die Revolution. Der entthronte König Ludwig mußte sich auf sein Schloß Wildenwart zurückziehen und konnte das einst der Wirtin zu Rosenheim gegebene Versprechen nicht einlösen. Da erinnerte sich die Hofbräuwirtin seiner. Sie holte ihre altgewohnte Reisetasche und fuhr mit dem Gäuwägerl nach Schloß Wildenwart. Zum König geführt, sagte sie schlicht und treuherzig: „Kgl. Hoheit, weil Sie nicht zu mir kommen, komme ich zu Ihnen! Die zwanzig Jahre sind um!“

Von Herzen freute sich der König über den Besuch dieser bürgerlichen, schlichten Frau. Lange unterhielten sie sich und schließlich endete das Gespräch bei dem Thema, das den beiden am geläufigsten war, der Landwirtschaft.

Erzählt hat uns diese Begebenheit die Hofbräuwirtin, Frau Anna Diener, selbst, draußen auf ihrem herrlichen Bierkeller. Wir sehen sie noch vor uns mit dem einfachen Bürgerkleid, das Samtschleiferl im Haar, ihre arbeitsamen Hände über dem Schoß zusammengelegt.

Professor Gerhardinger gelang es erst nach langem Zureden, daß sich diese bescheidene Frau mit einer Porträtierung einverstanden erklärte. Er hat sie nicht nur in ihrer äußeren Erscheinung dargestellt, sondern auch ihre gütige, ausgeglichene Wesensart im Bild verewigt. Dieses Bild ist im Familienbesitz geblieben, doch zuweilen kann man es bei einer Sonderausstellung in der Städt. Gemädegalerie Rosenheim zu sehen bekommen. Es stellt ein Stück „Alt-Rosenheim“ dar.

★

1768. Die Schifflaut bringen mit, daß zu Mühldorf den 17. März 1768 in dortiger Pfarrkirche St. Niklas die ganze gotische Gewölbedecke herabgestürzt ist. War ein groß Glück, daß grad die Beter aus der Kirchen gegangen waren. Chronik Kirmayer.

1769. In diesem Jahre starb der seit 1716 als Bürger und Perückenmacher in Wasserburg lebende Andreas Baader, ein gebürtiger Tölzer. Er war weit bekannt, weil er mit vier Ehefrauen 47 Kinder erzeugt hatte. Chronik Kirmayer

1770. Ein Marterl bei Kemating (zehn Minuten von Mittbach) kündigt, daß dort, 100 Meter von ihrem Anwesen entfernt, eine von der Spinnstube heimgehende Magd von einem Wolf zerrissen wurde. Jahr unbekannt, doch wird 1770 angegeben.



Die Hofbräuwirtin

(Nach einem Gemälde von Prof. Konstantin Gerhardinger)

Vom Herzogs-Gedenkstein bei St. Jakob in Wasserburg

Zum 700jährigen Jubiläum der Stadtpfarrkirche

In der Zeit, in der anstelle der 1255 begonnenen romanischen Pfarrkirche St. Jakob in Wasserburg der 1410 in Angriff genommene Bau der jetzigen gotischen Pfarrkirche entstand, gehörte die Stadt Wasserburg zur Herrschaft des oberbayerischen Herzogs Ludwig des Gebarteten („im Bart“) von Ingolstadt. Obwohl dieser Fürst, der letzte in Ingolstadt residierende Wittelsbacher, dessen Grabdenkmalsmodell das Bayerische Nationalmuseum in München bewahrt, durch den Bau des Liebfrauenmünsters in Ingolstadt und des Neuen Ingolstädter Schlosses beansprucht war, hat er sich doch auch sehr der Interessen seiner Stadt Wasserburg angenommen und vor allem für deren strategische Sicherheit gesorgt. Er tat dies durch Schaffung einer sehr starken Befestigungsanlage, von der sich bis heute noch ansehnliche Ueberreste erhalten haben; sie tragen sehr dazu bei, daß sich uns die Stadt Wasserburg als mittelalterliches Gemeinwesen offenbart. Im Jahre 1420 hielt dieser Ingolstädter Herzog in Wasserburg einen Kreistag seiner Landstände ab, was die Wasserburger später veranlaßte, sich als „Churbaierische Kreisstadt“ zu bezeichnen. Anno 1439 verlieh der Herzog seiner getreuen Stadt Wasserburg den „Scheibenpfennig“, d. i. das Recht, von jeder Salzscheibe oder jedem Faß Salz einen Pfennig zu erheben. Auch verlieh er der Stadt den fürstlichen Marktzoll. In der Wasserburger Stadtchronik ist der Name dieses um Wasserburg sehr verdienten Ingolstädter Landesfürsten aus dem Hause Wittelsbach oftmals ehrenvoll und dankbar verzeichnet.

Auch den eingangs erwähnten Bau der neuen St.-Jakobs-Pfarrkirche in Wasserburg, der erst 1478 beendet wurde, hat der Herzog Ludwig im Bart tatkräftig gefördert. Dieserhalb, in der Hauptsache aber wegen der vom Herzog vorgenommenen Verstärkung der Befestigungsanlagen, haben ihm die dankbaren Wasserburger ein Denkmal gesetzt, und zwar in der Schaffung eines Gedenkstein es, der an der äußeren Südwand des Chores der St.-Jakobs-Pfarrkirche angebracht wurde und der wegen seines künstlerischen Bildschmukkes zu den besten Plastiken dieser Art in Altbayern zählt. Der Gedenkstein besteht aus einem sehr fein gemeißelten Hochrelief und einer dazugehörenden Inschrift in gotischen Minuskeln. Die Inschrift lautet verkürzt in unserer heutigen Sprache: „Als man zählt von Christi Geburt das 1415. Jahr hat Herzog Ludwig in Bayern, der Königin von Frankreich Bruder, angefangen und diese Mauer und den Turm über den Hals vor der äußern fest gemauert zu beiden Seiten. Darnach den

obern Berg mit einer Mauer eingefangen und einen Zwinger gemauert, dazu ein neues Kastenhaus neben dem alten und die Stadtmauer lassen erhöhen. Und hat auch viel ander nützliche Bau getan an der Stadt und Veste Wasserburg bei seinen Zeiten. Bittet Gott für seine Seele.“

Diese Inschrift kann man noch heute an der äußeren Kirchenmauer von St. Jakob in Wasserburg lesen. Der erwähnte künstlerische Bildschmuck, das herrlich gearbeitete Hochrelief, wurde allerdings im Jahre 1942, also während des letzten Krieges, vom Denkmal abgetrennt und in das Innere des Gotteshauses verbracht, um ihn nicht noch länger einer gefährlichen Verwitterung preiszugeben. Die Plastik zeigt links das herzoglich bayerische Wappen, dessen Schild von zwei klei-



Die Kanzel in der Stadtpfarrkirche St. Jakob von Wasserburg

nen Löwen flankiert wird. Rechts sitzt auf einer Treppe eine Jungfrau, zwischen dieser und dem Helmschmuck, einem Löwen, bemerkt man einen Vogel, der im Kunstdenkmälerwerk (Band I., Oberbayern, Seite 2084) als „Der Rabe des hl. Oswald“ bezeichnet wird. Der auf einem Strahlennimbus fliegende Rabe, dem leider der Kopf fehlt, ist am rechten Fuß an eine Kette gefesselt, die die Jungfrau in ihrer linken Hand hält. Ueber dem

Raben ist ein Spiegel mit Strahlenkranz und Krone angebracht. Der Rabe des hl. Oswald und der Spiegel werden von dem zitierten Werk als Abzeichen an der Hofkleidung des Ingolstädter Herzogs Ludwig im Bart gedeutet; beide Attribute hatte der Herzog in den Bestimmungen über die Form seines Grabdenkmals eigens vorgeschrieben, achtzehn Jahre vor seinem 1447 erfolgten Tod. Die sitzende Jungfrau ist als die Tochter des heidnischen Königs Aaron zu deuten, um welche König Oswald durch seinen Raben freien ließ. Herzog Ludwig von Ingolstadt war ein großer Freund und Verehrer der Oswald-Legende, wie uns diese in der Spielmannsdichtung überliefert ist. Diese Steinplastik Herzog Ludwigs zählt zu den wenigen künstlerischen Sehenswürdigkeiten, die aus alter Zeit an und in der St.-Jakobs-Pfarrkirche in Wasserburg erhalten geblieben sind. Das größte Kunstwerk dieses gotischen Hallenbaues ist die 1638 im Geist der Renaissance von den Brüdern Ziern aus Waldsee i. W. prachtvoll geschnitzte Kanzel.

Im Zusammenhang damit darf bemerkt werden, daß auch andernorts derartige Gedenksteine an das Wirken Herzog Ludwigs des Gebarteten von Ingolstadt erinnern. So zeigt man uns eine solche — vortrefflich erhaltene — Plastik an der Spitalkirche in Aichach, an der Pfarrkirche in Schrobenhausen und am Rathaus in Friedberg bei Augsburg. Auch in diesen drei Städten hat man dem Herzog Ludwig Gedenksteine dieser Art gesetzt aus Dank dafür, daß er eine Verstärkung der Befestigungsanlagen durchgeführt hat. Gedenksteine mit derselben Komposition und mit der gleichen Bestimmung findet man außerdem in den ehemals zum Herzogtum Bayern-Ingolstadt gehörenden Städten Rain am Lech und Lauingen a. D. Sogar in dem ehemals ebenfalls herzoglich ingolstädtischen Tiroler Grenzstädtchen Kufstein war ein solcher Gedenkstein zu Ehren des Herzogs Ludwig im Bart vorhanden. Auf all diesen Denkmälern kehren der Rabe St. Oswalds und die Jungfrau wieder.

August Sieghardt

A guate Alpfaahrt

Von Josef Sauer, Törwang am Samerberg

Wenn die Schwalben aus dem Süden kommen, singen die Buben:

„Jetzt kummt de schöne Fruahjahrszeit,
Wo ma Küahle auf d' Alma aufitreibt.“

Da herrscht wieder Leben und Treiben auf den Weiden im Tal. Schellenklingend zieht das Almvieh durch die Dörfer und härtet sich unter der Aufsicht der Hirten für den sommerlichen Aufenthalt auf den Almweiden ab.

Werden dann anfangs Juni die Wiesen auf den Bergen aper und prangen die Matten in frischem Grün, dann rüstet der Senne oder die Sennerin zum Aufzug auf die Alpe.

„Veitstag (15. Juni) bricht o,

Wo ma auf d' Alm fahr'n ko.“

„Auf St. Veit geht's auf die Almweid und 's Roserl treibt's wieda ins Tal.“ Lange vorher steigt der „Alp- oder Bergmoaster“, ein im Almbetrieb erfahrener Knecht oder der Dienstherr selbst hinauf zur Sennalpe, um dort Ausbesserungen an der Sennhütte, an Wegen und Hagzäunen vorzunehmen, denn die Unbilden der Witterung, Lawinen und Windbrüche haben verschiedentlich Schaden angerichtet. Die „Nachtgampen“ werden gedüngt; der Grashirt, dem Ziegen und Schafe anvertraut sind, hält dieses „Geziefere“ von den Grasplätzen fern.

Unterdessen gibt es im Tal noch viele vorbereitende Arbeiten. Kühe und Jungvieh werden sauber geputzt und gestriegelt, die großen, melodisch klingenden „Klumpfern“ kommen von der Bodenkammer, Milch-,

Butter- und Käsegeschirre wie andere unentbehrliche Haushaltsgegenstände und notwendigen Zehrbedarf für die erste Zeit verlädt der Senne oder die Sennerin auf dem Almwagerl, einem zweirädrigen, schmalspurigen Karren, wie ihn die Gebirgswege verlangen. Vor der letzten Nachtruhe gibt der Bauer seinen Kühen die „Mieth“ (Mehl mit Salz) und hofft damit, Unglück von der Almweide abzuwenden.

Zeitig am Morgen bäckt die Bäuerin zum Abschied schmalzige „Küachln“. Rahmige Milch und Semmeln tischt sie noch zum „Ausfahrtsfrühstück“ auf, und dann reicht der Bauer die Brantweinflasche zum Abschiedstrunk. Noch sind die Töchter damit beschäftigt, nette „Reisebüschl“ aus Frühlingsblumen, Rosmarin, „Röslen“ und „Taglgold“ zu binden und die Hüte damit zu schmücken.

Dann aber setzt sich unter lautem „Schellengeklümper“ und „Wünsch' Glück! A guate Alpfaahrt!“ — „Schaugts ma, daß alls wieda g'sund hoamkimm!“ der Herd Zug in Bewegung. An der Spitze geht gewöhnlich vor der Leitkuh der Untersenne, ein Melker oder Hirte, der von Zeit zu Zeit das Vieh mit einem ermunternden „Hoo, hoo, kumm weile, weile, hoo, hoo!“ lockt und zu schnellerer Gangart antreibt. Dazwischen folgen, je nach der Größe des Zuges in Abständen in die Herde verteilt, noch einige Dienstboten des Hofes, Senne oder Sennerin beschließen den Herd Zug. Außerhalb des Bereiches der Wohnungen werden den Kühen die schweren

BUCHERECKE

Jahrbuch für Volkskunde

Neben der eigentlichen Heimatgeschichte findet heute das mannigfaltige Gebiet der Volkskunde eifrige Pflege. Unlängst erschien das „Bayer. Jahrbuch für Volkskunde 1954“. Der Schriftsteller Hans Moser bringt grundsätzliche methodische Gedanken und Anregungen. Gegenüber einer großlinigen Kulturphilosophie und Völkerkunde, die gar oft mit unsicheren Schlüssen und Hypothesen arbeiten muß, empfiehlt er eine exakte Geschichtsschreibung der Volkskultur. Also geschichtliche Volkskunde, die freilich oft mühsame archivalische Quellenforschung voraussetzt. Er selbst hat ja nach dieser Methode schon seit Jahren eine Reihe wertvoller Beiträge gebracht. Wir nennen hier nur: „Spielbräuche und Volkstheater im alten Wasserburg“ (1939).

Zur Bauernhausforschung schreibt Tarsten Gebhard über Hofform und Betriebsgröße. Dabei gibt er eine vergleichende Uebersicht über die bekannten Hofnamen: Maier (ganzer Hof), Huber (halber Hof), Lechner oder Lehner (Viertelhof), Söldner (Achtelhof). Von besonderem Interesse sind die Hofbeschreibungen des 16. Jahrhunderts. Hier nur ein Beispiel aus der Gegend von Griesstätt:

Jakob Mair von Moshām in Griesstetter Pfau, zwo stuben, vier kämer, daran ainen stadl, ainen Khuestall, drei kästen, und ain stadl, ain padtheusl und pachofen, bey der behausung drei gärten.“

Neben Beiträgen über Bauernmöbel im Odenwald, Holzspielzeug, geschriebene Gebetbücher und Volksbräuche finden sich sol-

che über religiöse Volkskunde und Wallfahrtsbrauchtum. H. Münsterer handelt unter Hinweis auf seine früheren Arbeiten zusammenfassend über: „Die süddeutschen Segens- und Heiligenkreuze“.

Robert Böck berichtet nach einem alten Mirakelbrauch (1654 — 1754) über Entstehung und Verbreitung der Wallfahrt „Maria Stern“ in Taslea bei Dachau, sowie über merkwürdige Opfer und Votivgaben in allen möglichen Anliegen und Krankheiten. Ein eigenartiges Votivgelöbnis aus Bobbingen bei Nördlingen erwähnt Karl Kramer: „Sankt Blasius zu leibeigen“.

Der Wasserburger Volkskundler Erwin Richter schreibt über: „Die Glaubensvorstellung von der allheilenden Gottesmutter Maria als Kraftfeld der geistlichen Volksheilkunde“. Da erscheint Maria nämlich als Gegenstück zu „Christus als Arzt und Apotheker“. Hier findet sich ein Hinweis auf die Votivtafel von 1772 in der Liebfrauenkirche in Wasserburg, deren Inschrift unter anderem besagt:

„Du nimmst der Luft das Gift, der Krankheit ihre Stärke“.

Der kundige Verfasser, der schon beim Heimatfest in Wasserburg (1949) eine Sonderausstellung von Zeugnissen angewandten Volksglaubens aus Altbayern veranstaltet hat, zitiert noch eine Reihe seiner früheren Arbeiten über seltene Votive, Bilder, Tonköpfe,

Zusammenfassend können wir sagen: Das prächtige Jahrbuch mit dem reichen Inhalt kann allen Freunden der Volkskunde bestens empfohlen werden. J. Noderer, Wasserburg.

Derartige Sprüche sind häufig in Sennhütten zu lesen.

„Gesundes Vieh und gute Weid'
Gibt schweren Kas und viele Freud'.“

Die „Post“ ins Tal überliefert gewöhnlich mündlich der „Geißer“, der sonst täglich mit seinen meckernden „Gemsen“ am frühen Morgen in schwindelige Höhen hinauftreibt, um dort auch dürftigsten Graswuchs zu nutzen. Der „Geißer“ bringt auch auf die Alm „Botschaft“ aus dem Tal und ist verschwiegener Liebesbote für Knecht und Dirn.

„Ja, lustig ist das frische Almerleben,
Ei, koa schöners könnt 's ja in der Stadt
net geb'n

Wann die Kühla gras'n auf dem grüna Was'n,
Und der Hüater blast, daß 's hillert

drunt im Tal,

Da freut mi 's Almerleb'n all'mal!“

„Klumpfern“ abgenommen. Bekannte Bauern nehmen die Glocken bis zur Alpabfahrt im Herbst in Verwahrung. Die kleinen Schellen bleiben dem Vieh.

So erreicht man nach kleinen Rasten die Voralpen oder „Asten“, woselbst das Vieh einige Wochen weidet, bis auf den „Nieder- und Hochlegern“ der Graswuchs kräftiger wird.

Beseelt von einer seltenen Tierliebe, versieht der Senne oder die Sennerin dort oben pflichtgetreu und verlässlich in der Einsamkeit der Berge den Sommer über den verantwortungsvollen Dienst. Sie sind Melker und Käser, „Tierarzt“ und Pfleger; gestützt auf langjährige Erfahrung kennen sie weitem jede Mulde, jeden Steig. Nicht selten versteigt sich eine Kuh oder verirrt sich ein Jungrind. Stunden der Sorge vergehen, bis solche Tiere wieder glücklich geborgen sind.

„Auf da Alm is den Kühen wohl,
Und wohl is aa dem Kübel,
Den Melchern aber übel.“

Bauernklage vor hundert Jahren

Von August Leiß, Brannenburg am Inn

Die Geschichte des deutschen Bauernstandes ist voll dunkler Bilder. Was immer man für eine Chronik aufschlage: Auf allen Seiten Not, Unterdrückung und Blut. Jahrhunderte hindurch war der Bauer der Aermste im Land. Drohte die Furie des Krieges, zogen sich Ritter und Bürger hinter die Mauern ihrer Burgen und Städte zurück und überließen den Bauer seinem traurigen Schicksal und er konnte von Glück sagen, wenn er nur Hab und Gut verlor und wenigstens sein Leben rettete. Und war Friede, so plagte ihn sein Grundherr und ließ an ihm seinen Uebermut aus.

Selbst noch vor hundert Jahren fühlte sich der Bauer als Stiefkind im Staate, wie folgende Klage beweist, die der als Verfasser zahlreicher romantischer Schauspiele bekannte Kohlenbrenner Georg Schmalz aus Tirol (die „Kieferer“ spielen seine Stücke heute noch!) niedergeschrieben hat.

Diese Klage besinnlich zu lesen und darüber ernsthaft nachzudenken, dürfte für die heute lebenden Bauern recht gewinnbringend sein. Wie gewaltig ist in diesen hundert Jahren — das sind nur drei Generationen! — die Bedeutung dieses Standes gestiegen! Wer möchte heute noch behaupten, der Bauer sei noch das Stiefkind im Staate! Er steht an Ansehen gleichberechtigt neben den anderen Ständen. Die Einkünfte aus seinen Erzeugnissen erlauben ihm, mit Maschinen aller Art sich sein einst so mühevolleres Tagwerk zu erleichtern und ermöglichen ihm auch, in seinen Mußestunden die Kulturgüter seines Volkes zu genießen.

Ja, ein recht lehrreiches Kapitel, diese Bauernklage!

Es is jetzt um dös Bauernlebn
a miserable Zeit.

De Steuern, de konnst kaum dagebn,
der Zins allwei höher steigt.
Wenn oana sticht a Kaiwi o,
was muaß er do alls zahl'n?
Der Metzger laßt da's steh im Stall,
wenns eahm net recht tuat gfall'n.

Der Butta, Kas tragt nix mehr aus,
de Alpzeit is viel z' kurz.
Dös Viech nimmt o, dös Salz schlagt auf,
alls tuat ma uns zum Trutz.
Am Bauern, da will jeder nagn,
der Bettler und der Herr,
als Gwand sollt er a Kuttn tragn,
es ghört eahm gwiß net mehr.

Bewilling muaß der Bauer alls,
de Daxn, Holz und Ströb (Streu),
sonst kriagt er glei an Strick an Hals
und auf 'n Hintern Schlög.

'n Wald, den hüatn iatz grad gnua,
sie deant auf dös studiern,
und streitst mit oan, dös tuat koa guat,
do werst du gwiß valiern.

De Burger hamt a anders Lebn,
Hantierer (Handwerker), dös san Herrn.
Da Bauer derf bloß 's Geld hergebn,
sie wissn 's scho z' begehren.
Da Gerber druckt eahm 's Häutl o,
net besser san de Schmied,
bein Müllner is wohl oawegs gar,
der gibt oan 's Halbe nit.

A so gehn unsre Kreuzer durch
und decht is alls viel z' guat!
Mir ham oft kaum an ganzn Schuach,
viel weniger gar an Huat.
Is oana in an Wirtshaus drin
und trinkt a Halbe aus,
na hoaßts: Du Lump, was host in Sinn?
da Bauer ghört ins Haus!

1751. In diesem Jahre rückten in Wasserburg die Froberg-Cuirassiere ein und machten unsere Stadt zu ihrer Garnison. Sie blieben, hauptsächlich in der Reiter-Kaserne auf dem Gries einquartiert, über sechs Jahre hier. Abzug 1757. Chronik Kirmayer

1764. Wasserburg erhielt in diesem Jahr eine Reitertruppe. Die Taxisschen Reiter wurden hierher verlegt und waren sechs Jahr am Gries untergebracht. — Ungern sah man die 1764 hier in Garnison gelegten Taxis-Reiter 1770 wieder abziehen. — Mit fröhlichem Trara zogen 1774 die Heidelberger Dragoner in ihre neue Garnison Wasserburg ein. — Was kaum gehofft wurde, wurde Tatsache. Die Taxis-Reiter, welche uns 1770 verlassen, kamen 1782 wieder nach Wasserburg in Garnison. — Aber 1788 verließen die Taxis-Reiter abermals unsere Stadt.

Chronik Kirmayer.

1773. Durch eine unglückliche Kreuzschiffahrt nach Alkötting ist Helene des Balthasar Hubers zu Kettenham Eheweib, durch Scheiterung des Schiffs unter der Brücke zu Kraiburg am 18. Juni 1773 mit noch fünf anderen Griesstättern armselig ertrunken, darunter die Wirtsleute Wolfgang und Anna M. Grainer. Chronik Kirmayer

„Heimat am Inn“ erscheint als Monatsbeilage des „Oberbayerischen Volksblattes“, Rosenheim, mit seinen Nebenausgaben „Mangfall-Bote“, „Mühldorfer Nachrichten“, „Wasserburger Zeitung“, „Haager Bote“, „Chiemgauzeitung“ Redaktionskollegium: Th. Heck, Josef Kirmayer, H. Ch. Kobe. Ständige Mitarbeiter die Kreisheimatpfleger Albert Aschl, Rosenheim-Stadt; Dr. Peter von Bomhard, Rosenheim-Land; Karl Braßler, Landkreis Aibling; Richard Glaser, Landkreis Mühldorf; Theodor Heck, Landkreis Wasserburg. Verantwortlich für den Inhalt: Josef Kirmayer, Wasserburg am Inn. Druck: „Oberbayerisches Volksblatt“, Rosenheim.



GEGRÜNDET 1927 VON ANTON DEMPFF

Blätter für Heimatkunde und Heimatpflege für den Heimatbund Mühlhof, den Heimatverein Wasserburg am Inn, den Historischen Verein Bad Aibling und den Historischen Verein Rosenheim

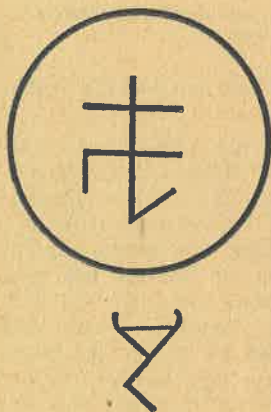
Jahrgang 1955

Juni

Nummer 6

Sinn und Bedeutung des Steinmetzzeichens

Von Dr.-Ing. Max Eberhard Schuster



Im Mittelalter, als die Kunst zu lesen und zu schreiben noch nicht Allgemeingut geworden war, behalf man sich mit einfachen Marken oder Figuren, um sich selbst oder sein Hab und Gut kenntlich zu machen. Die Krieger malten ihre Abzeichen auf ihre Schilde oder versahen diese mit einer besonderen farbigen Einteilung, um so schon von weitem von Feind

und Freund erkannt zu werden. Aus dieser Gepflogenheit entstanden die Wappen.

Bauern und Bürger, soweit sie bäuerlichen Grundbesitz oder ein städtisches Anwesen besaßen, kennzeichneten ihr Eigentum vermittlels der sogenannten Hof- und Hausmarken. Die Hausmarken bestanden ursprünglich aus Zusammenstellungen von einfachen geradlinigen Kerben verschiedener Größe, die leicht in den in Frage kommenden Gegenstand, wie etwa ein Floßholz oder den Stiel eines Handwerkszeuges, eingeschlagen oder eingeschnitten werden konnten. Sie waren Familiensymbole und ihre Entstehung liegt viel weiter zurück als die in der Frühzeit nur den Kriegern vorbehaltenen Wap-

pen. Zunächst wurden die Hausmarken freistehend für sich allein, seit etwa dem 14. Jahrhundert aber auch in Wappenschilden geführt. Die Hausmarke wurde, durch viele Generationen an das Anwesen gebunden, unverändert von dem jeweils ältesten Sohn, dem Stammhalter, übernommen. Die nachfolgenden Söhne übernahmen ebenfalls dieses Zeichen, doch fügten sie diesem zur besseren Unterscheidung ein weiteres kleines Merkmal bei.

In einer gewissen Verwandtschaft zu den Hausmarken standen die Handelsmarken der großen Kaufherren und die Künstler- und Handwerkerzeichen. Unter den letzteren gelangten die Zeichen der Steinmetze zu ganz besonderer Bedeutung. Sie waren Marken, die von den Steinmetzen des Mittelalters in natürliche, werkmäßig bearbeitete Steine nach der Fertigstellung des einzelnen Werkstückes vor dem Versetzen desselben auf dem Bau eingemeißelt wurden. Ihre Bedeutung kann man nur dann vollständig verstehen, wenn man über die Gebräuche der mittelalterlichen Steinmetzen und ihrer Bauhütten einigermaßen unterrichtet ist.

Im frühen Mittelalter waren zunächst die Bauhütten der Klöster die Pflanzschulen der Baukunst, die hier um Gotteslohn von den Mönchen ausgeübt wurde. Dort wurden aber auch bald Laien als Steinhauer, Maurer und Steinmetzen ausgebildet, die sich zu Berufsverbänden in den weltlichen Bauhütten zusammenschlossen, die unabhängig von den in den

Städten entstandenen einheimischen Steinmetzzünften selbständig, auch auf dem Gebiet der sakralen Baukunst, größere Aufträge übernahmen. Wie in den Bauhütten der Klöster, von denen sie naturgemäß vieles übernommen hatten, war auch in ihnen der Dienst nach alten Bräuchen durch zahlreiche Vorschriften bis in das kleinste genau geregelt, denn ohne straffe Disziplin wäre unter oft Hunderten von Hüttenmitgliedern an eine gedeihliche Zusammenarbeit nie zu denken gewesen.

Die einzelnen Hütten schlossen sich im Laufe der Zeit zu größeren Verbänden zusammen, die vier Haupthütten, und zwar den von Straßburg, Wien, Zürich und Köln am Rhein unterstanden. Straßburg wurde zuletzt die oberste und führende dieser Hütten, die in regem Verkehr untereinander standen. Sie bearbeiteten gemeinsam alle Berufsfragen, schlichteten die Streitigkeiten und stellten immer wieder in größeren Zeitabschnitten die „Ordnungen der Steinmetzen“ auf. Die erste dieser Ordnungen erschien im Jahre 1459 in Straßburg, nachdem sie vorher auf mehreren Tagungen durchberaten worden war. In Wirklichkeit brachte sie nichts wesentlich Neues, sondern faßte höchstwahrscheinlich nur alte, längst bestehende und in der Praxis ausgeübte Bräuche des Steinmetzhandwerkes zusammen.

Jeder Hütte stand ein Obermeister vor, auf ihn folgten nach dem Alter und Können geordnet in genauer Reihenfolge die anderen dort beschäftigten Werkmeister, Parliere, Gesellen und Lehrlinge. Alle waren zu strengster Geheimhaltung aller Dinge, die die Hütte betrafen, verpflichtet, selbst schriftliche Aufzeichnungen, die allenfalls in falsche Hände kommen konnten, waren verboten. Ihr Arbeitsplatz sowie die Baulichkeiten, die dazugehörten, waren jedem Uneingeweihten verschlossen. Der Werdegang eines Steinmetzen war folgender: Mit 14 Jahren erfolgte der Eintritt in die Hütte als Lehrling. Nach fünf Jahren Ausbildungszeit wurde er als Steinmetzgeselle freigesprochen. Nachdem er sich längere Zeit auf die Wanderschaft begeben hatte, konnte er sich, die erforderliche Eignung vorausgesetzt, um einen Posten als „Parlier“ bewerben. Dieser war in der Hütte der Vertreter des Obermeisters und hatte daselbst für Ordnung und Frieden, für eine sachgemäße Verteilung und Verrechnung der Arbeit sowie für den pünktlichen Anfang und Schluß der Arbeitszeit zu sorgen. Ehe er nicht an drei Bauwerken gearbeitet und die dazu notwendigen Reisen hinter sich gebracht hatte, konnte er selbst nicht Meister werden. Wenn ein Lehrling freigesprochen wurde, so erhielt er vom Meister sein Steinmetzzeichen, das in das Hüttenbuch eingetragen wurde.



Meisterzeichen am Chor des Liebfrauenmünsters
Ingolstadt

Er war nun frei und durfte sich auf die Wanderschaft begeben.

Das Zeichen wurde auf Lebenszeit verliehen und durfte ohne Wissen der Oberen nicht verändert werden. Der Geselle mußte über den Sinn oder die Entstehungsart seines Zeichens, das heißt über die geometrische Konstruktion, die jenem zu Grunde lag, genau unterrichtet sein, denn wenn er auf der Wanderschaft bei einer fremden Hütte um Arbeit vorsprach, mußte er nicht nur sein Zeichen als Ausweis vorzeigen, sondern mußte auch an einer Tafel nachweisen, daß er verstand, dieses „richtig in den Zirkel zu legen, und in den geheimen Steinmetzengrund einzuzeichnen“. Das Zeichen hatte aber noch weiterhin folgende praktische Bedeutung: Zu Beginn der Arbeit erhielt jeder Geselle rohe Steinblöcke zur Bearbeitung zugewiesen, die er unter Anleitung und ständiger Kontrolle durch den Parlier zurechthauen und bearbeiten mußte. Hatte er aus diesen genau nach Angabe und der vorgelegten Zeichnung, oder Schablone die vorgeschriebenen Werkstücke herausgeschlagen, so wurden diese vom Parlier besichtigt und geprüft, ob „sie recht gemacht seien“, und wenn dies der Fall war, durfte der Geselle auf die Vorderseite eines jeden Werkstückes sein Zeichen einhauen, um damit anzudeuten, daß es abgenommen sei.

(Schluß folgt)

Der Wirtssepperl z' Garching

Von Josef Dirscherl, Garching

Im ersten Weltkrieg, irgendwo in einem Waldlager zwischen Flandern und den Vögeln, habe ich meine erste Bekanntschaft mit ihm gemacht. Saßen da eine handvoll Feldgraue, einer blies den Foltzhobel, und schon hub er an, der Heldengesang vom „Wirtssepperl z' Garching“. Schön nicht, aber sehr laut.

„Jetzt wern ma oans singa, a Liadl a neus, vom Wirtssepperl z' Garching, und von seiner Schneid.

vom Wirtssepperl z' Garching habts öfter scho gehört,

is an Kini vo Boarn dreimal desertiert. Da Kini vo Boarn hat Steckbrief ausgebn, z'weg'n an Wirtssepperl z' Garching und sein' lustinga Leb'n.“

Und so weiter. Zwanzig Strophen und mehr, wie eben heute noch der Sang, der zum Volkslied geworden ist, fortwirkt, und wie die mündliche Ueberlieferung von seinem Leben und seinen Taten erzählt. Er ist unsterblich geworden in seiner Art. Hunderte Jahre nach seinem Tod lebt er noch quicklebendig weiter. Freilich, das Pulver hat er nicht erfunden, und mit Walter von der Vogelweide oder mit Richard Wagner kann man ihn nicht gut in eine Reihe stellen. Aber er verkörpert ein Stück unserer altbairischen Stammesart, kernig und derbfrohlich, und vor allem mit einer Liebe zur Zither, mit der er landauf, landab, Frohsinn und Heiterkeit in das Gemüt seiner Zeitgenossen trug.

Ich bin selbst mittlerweile ein Garchinger geworden und dem Leben dieses seltsamen Menschen nachgegangen. Das Taufbuch seiner Heimatpfarre Engelsberg weist aus: „Josephus Wasserburger, geb. am 15. Novembris 1788 als Sohn des Wirtes von Garching Jos. Wasserburger und seines Eheweibes Constantia Parthin. Pate Jos. Stecher, Wirt von Neukirchen.“ Wasserburger hat er sich also geschrieben, und der „Wirtssepperl“ ist er zeitlebens geblieben. Und im Totenbuch steht zu lesen: Joseph Wasserburger, Wirtssohn und Metzgerknecht, Garching, Landgericht Altötting, ledig, gestorben an Lungenlähmung am 1. Juli 1857, nachts 12 Uhr. Behandelnder Arzt Weißbrod, Chirurg; 4. Juli beerdigt, 69 Jahre 6 Mt. alt. Dazwischen liegt ein Leben voll unbekümmerter Heiterkeit und Wanderlust, die ihn weit hinaus führte in das altbairische Land, in den Bayerischen Wald, in das Inn- und Mühlviertl, bis hinunter nach Kärnten und in die Steiermark.

Sein Geschlecht stammt aus der Gegend von Velden a. d. Vils. Sein Großvater war dort Bürger und Metzger und heiratete eine Maria Kallingerin. Ihr Sohn Franz Joseph, geb. am

6. Oktober 1750, heiratete in erster Ehe Constantia Barth und kaufte das Wirtsanwesen der Herrschaft Wald in der Hofmark Garching. Das Erstgeborene von sechs Kindern dieser Ehe war unser Sepperl. Er lernte das Metzgerhandwerk und sollte einmal das Anwesen übernehmen. Dazu kam es aber nicht. Ein Zeitgenosse schreibt von ihm (Obb. Arch., Bd. 45): „... eines Tages hatte er die Macht der Zither verspürt. Hören und selber spielen wollen, war bei ihm eins, und diesen Wunsch führte er so lange mit Beharrlichkeit durch, bis er der beste Zitherschläger in der ganzen Runde wurde. Nun erwachte in ihm die alte germano-baiwarische Sanges- und Wanderlust. Er kannte von nun an kein höheres Ziel als „Zidanschlagn und roasn“. Er lehnte sogar die Uebernahme des väterlichen Anwesens ab, da er ein Leben für verloren hielt, welches nicht seiner Kunst geweiht war. Wie ein alter Barde zog er südlich und nördlich der Donau von Dorf zu Dorf, stets unzertrennlich von seiner Zither begleitet. Wo er weilte, kehrten Stunden der Lust und Freude ein.“

Den Zitherfreund mag interessieren, daß sein Instrument vier Griffsaiten hatte (a, a, d, g) ohne Bünde für Halbtöne, die er durch Seitwärtsdrücken hervorbrachte. Die Begleitung (je drei Saiten eng aneinander) gaben die Tonreihen f, c, g, d. Dazu kamen noch die Bässe F, C, D, G.

So zog er mit seinem „Kraigattern“ von Ort zu Ort. Daß er dazu beigetragen hat, die Zither volkstümlich zu machen, ist wohl sein Hauptverdienst. Ueberall war er gerne gesehen, zumal Heiterkeit und Mutterwitz Grundzüge seines Wesens waren. Eine Reihe von Geschichten, die sich an seinen Namen hängen, zeugen davon. Einmal hat ihm der Jaklmörner seinen Stier zugesagt als Geschenk, wenn es ihm gelingen würde, den Widerspenstigen zu zähmen und heimzubringen. Unser Sepperl wußte sich zu helfen. Er band den Stier an ein mächtig langes Seil, lief ihm mit einem roten Tuch voraus und brachte ihn nach Hause so übermüdet, daß er sich willig in den Stall führen ließ. Es ist selbstverständlich, wenn Sepperls Ungebundenheit und seine Freiheitsliebe nicht immer mit dem Gesetz in Einklang standen. Als er zu den Soldaten sollte, da war er verschwunden und mußte bei der Konskription zu den „Abgängigen“ geschrieben werden. Und seine Gnaden, der Herr Landrichter, hatte mit ihm wohl mehr als einmal zu tun.

„Und der Landrichter z' Mühlendorf schaukt mi fuchsteufelswild o,

bist da Wirtssepperl z' Garching,
 du bist da recht scho.
 Und d' Landrichterin z' Mühldorf schauht
 mi kreuzverliabt o,
 bist da Wirtssepperl z' Garching,
 du waarst da recht scho."

Auch der Landschandarm hatte unter der Respektlosigkeit des Künstlers viel zu leiden. So hätte dieser zum Beispiel wissen sollen, daß der Tschako eines Kgl. Bayer. Landschandarms eigentlich einen anderen Zweck hätte, als sich drauf zu setzen und ihn zu füllen. Ein andermal verirrte er sich in einen Beichtstuhl, kam aber nicht an armen Sünders Stelle zu knien, sondern an des Priesters Platz zu sitzen. Er soll dabei mit einem reuligen Schäflein nicht besonders gnädig verfahren sein. Und so mag man sich von unserem Sepperl noch manche bitter-heitre Geschichte erzählen — es braucht ja nicht jede wahr zu sein.

Alle Wege führen aus der Fremde wieder zurück in die Heimat. So fand auch unser fahrender Sänger wieder die Straße, die ihn zurückbrachte an den Ort seiner Jugendjahre. Ungefähr acht Jahre vor seinem Tode wurde er im Schwarzmangtüll zu Garching von dem Chirurgen Weißbrod operiert. Die Kunst des Arztes galt einem vierpfündigen Gewächs an jener Körpergegend, auf der man sonst zu sitzen pflegt. In seinem Heimathaus ließ sich der Sepperl nie sehen. Eines Tages brachte ihn der Wirt von Oberneukirchen auf einem Metzgerwagerl nach Garching zum Wirt Franz Antlinger, dessen Vater 1813 die Stiefmutter Sepperl Maria Anna Paulhuber geheiratet hatte. „Schwager“, sagte der Sepperl, „jetzt mußt du mich acht Tage behal-

ten, dann marschier ich wieder weiter.“ Und genau am achten Tag starb er. Im Angesicht des Todes erkannte der Sepperl, daß er während seines Lebens doch manche Irrwege gegangen war. Von Reue ergriffen, brachte er seine Rechnung mit dem Herrgott in Ordnung.

Ein Heimkehrer des letzten Krieges berichtete mir, er habe in einem kanadischen Lager zufällig eine deutschsprachige Zeitung in die Hand bekommen in der — freilich amerikanisch aufgefärbt — die Geschichte vom „Wirtssepperl z' Garching bei Altenmarkt in Bayern“ zu lesen war. Ist das nicht seltsam? Bis hinüber hat also der Kerl schon seinen Weg gefunden! Und noch etwas sei gesagt. Ich besitze den gedruckten Text eines „Neuen Rom-Liedes, nach der Melodie vom Wirtssepperl zu singen“.

„Jetzt woll' ma ans singa a heil'ges Lied,
 a neu's von Roma am Tiber zum Lob und Preis.“

Mag sein Verfasser in naiv-gläubigem Sinne das vielleicht gut gemeint haben, hoffentlich kommt es nicht zur Auswirkung. Bayerische Rompilger mit der Wirtssepperlmelodie auf den Lippen über den Petersplatz — es wäre nicht auszudenken. Nein! Wir wollen unseren Sepperl nicht in einem verfälschten Glorienschein sehen. Für uns ist er das letzte Spielmannsoriginal einer versunkenen Zeit. Wer aber wie er in der Unrast und im Zwiespalt seines Herzens nach langer Wanderfahrt zum Sterben wieder heim findet, der hat sich nicht verloren und darf fortleben in der Erinnerung. Und so wollen wir sein Andenken in Ehren halten.

Gegen „unglückliche Caffesiederei“ in Rosenheim

Von August Sieghardt, Grassau im Chiemgau

Das erste Kaffeehaus in Rosenheim ist im Jahre 1798 entstanden. Der Kammerdiener des Oberleutnants Grafen v. Preysing in München reichte beim Rosenheimer Magistrat ein Gesuch ein, in Rosenheim eine Caffee-, auch Weiß- und Braunbierschenke“ errichten zu dürfen. Er begründete sein Gesuch damit, „daß es allgemein kundbar und auch der laute Wunsch der Reisenden sei, sowie die alltägliche Klage der immer mehr sich anschwellenden Badegäste, daß in Rosenheim ein Caffeehaus exerciert werde“. Mit diesem Vorschlag hat der gräfliche Kammerdiener — er hieß Michael Hofmann — nicht bloß beim Magistrat des damaligen Marktfleckens Rosenheim, sondern auch bei den Vertretern des Rosenheimer Schank- und Braugewerbes helle Entrüstung hervorgerufen. „Die Weißbierzäpfler und die Braunbierwirte — heißt es in der Rosenheimer Chronik von Hefner (1860) — wehrten sich in corpore kräftig gegen das

Gesuch des Hofmann und der Magistrat selbst fügte hinzu: Der Markt sei Gott zu Lob und Dank von einem solchen Uebel des Caffeehaus, welches nur zu unnötigen schleckerhaften Geldzersplitterung reize und so weiter, bisher befreit gewesen. Auch habe er, als vor etlichen Jahren sich eine Fragnerin unterstanden, zu etlichenmalen einen Caffee zu machen, auf Ruchbarwerdung dieses ärgernisserregenden Vorkommnisses alsogleich erfolgreich dagegen eingeschritten. Er protestiere auch jetzt einzeln und für Alle gegen eine solche „unglückliche Caffesiederei in Rosenheim.“ Aber weder der Magistrat, noch die Weißbierzäpfler und Braunbierwirte drangen mit ihren Einsprüchen durch. Denn der Michael Hofmann wandte sich an den Kurfürsten; „dieser nahm sich des unglücklichen Hofmann an und das erste Caffeehaus in Rosenheim nahm seinen Anfang“.

as

Wie im Marckht Kraiburg am Rhat zu erwählen sei

Mit der Verleihung von Privilegien an Städte und Märkte durch die bayerischen Herzöge war die Rechtsgrundlage für deren selbständige Gerichtsbarkeit und Verwaltung gegeben. Doch diese Rechtsausübung beschränkte sich nur auf die niedere Gerichtsbarkeit; auf heutige Verhältnisse übertragen: auf die Geschäfte der Polizei, des Notars und des Magistrats.

Der Markt Kraiburg hatte schon 1324 diese Rechtsstellung im bayerischen Staatsverband erhalten. Mit der Vergebung von Privilegien (Vorrechte) und Gewährung von Marktfreiheiten, die uns für Kraiburg erstmals 1385 von Herzog Stephan und Johann in Urkunden überliefert sind, wird diese, vorhin angedeutete Stellung bestätigt. Die „ungewöhnlichen“ Steuern wurden damals dem Markte auf die Dauer von zehn Jahren erlassen, da der Ort noch an schweren Brandschäden zu leiden hatte. (Riedl). Zwei Jahrmärkte wurden gewährt und der wöchentliche Markt am Montag — „als sye dann (den) von alter(s) her gehabt und bracht haben“ — bestätigt. Diese Bestätigungen und Weitergewährung der „Freiheiten“ und Privilegien des Marktes Kraiburg begleiten uns durch die folgenden Jahrhunderte bis herauf ins 18. Jahrhundert.

Mit der Zeit hatten sich bei der Durchführung der gegebenen Freiheiten verschiedene Unstimmigkeiten und Unrichtigkeiten eingeschlichen. Am 3. Juni 1541 sahen sich die damaligen Herzöge, Wilhelm und Ludwig, endlich gezwungen, „nachdem“, wie es in der Urkunde heißt, „mit der Wahl und Satzung des Rates, und Erforderung und Zusammenberufung einer Gmein etliche Zeit dermaßen Unordnung gehalten worden, daß darauf zwischen Rat und Gemein mehrmals Widerwille und Uneinigkeit entstanden ist“, dagegen einzuschreiten.

Nach der höflichen und umständlichen Begrüßungsformel und nach der Bemerkung, daß auch in anderen Städten und Märkten seines Landes diese „Satzung“ und neue „Ordnung“ der Einigkeit wegen gegeben wurde, bestimmte der Herzog für den Markt Kraiburg: „daß nun furohin nicht mehr, dann (als) vier Personen des Rats gemeldeten Markte Kraiburg sein und also erkiesen (erwählt) werden sollen“. Alle Jahre soll am dritten Tag des Monats Mai die vier Personen des Rates (innerer Rat) und die vier Vertreter der „Gmain“ (äußerer Rat) zusammenkommen. Die Männer vom Rat (inneren) sollen einen Vertreter aus den vier (bisherigen) Abgeordneten der Gmain und die vier Männer aus der Gmain sollen einen Mann aus dem alten Viererrat wählen. Diese so bestimmten zwei Wahlmänner sollen dann aus

der Gemeinde einen dritten Mann erwählen. — Wenn wir das auf unsere heutigen Verhältnisse übertragen, so bedeutet das, daß der Gemeinderat nicht direkt, sondern über die sogenannten Wahlmänner gewählt wurde. Dieser Drei-Mann-Wahlkörper hatte nun zu schwören: „daß sie nach ihrer Verständigung vier wohlangesehene, ehrbare Bürger zu Kraiburg, die besten und nützlichsten zu einem Rat, das Jahr hinum (ein Jahr lang), erkiesen und benennen und darin keine Gunst, Freundschaft, Neid noch Haß gebrauchen, sondern solche Wahl zum Treulichsten tun wollen“. Hatten nun diese drei Männer unter sich den Rat (inneren) gewählt, so mußten sie weiterhin ihre Wahl geheimhalten und von der Regierung in Burghausen die Bestätigung „begehren und gewarten“. Die Bestätigung der Regierung, die aber auch nach deren Gutdünken eine Aenderung insofern erfassen konnte, als sie andere Männer zu Rat bestimmen konnte, war die Voraussetzung für die Amtseinsetzung des Rates für ein ganzes Jahr. Die oberwähnten drei Wahlmänner bestimmten aber nur die vier Männer vom „inneren“ Rat. Um die Rechte der gesamten Bürgerschaft noch besser sicherzustellen, wählte der Rat aus der Bürgerschaft vier angesehene, ehrbare Bürger des Marktes Kraiburg aus, „daß Erachtens die Verständigsten und Tauglichsten“. Sie bildeten den „äußeren“ Rat. Solcherweis war nun die ganze Gemeinde vertreten und es erübrigte sich die Zusammenberufung der Gmain für jede Verhandlung und Beschlussfassung.

Die nunmehr ermittelten acht Vertreter mußten vor dem „Hauptmann“ (Regierungspräsident) oder einem seiner Amtleute einen „gelehrten Eid schwören und eines jeden Jahres solche Pflicht tun und erneuern“. Die Gemeindevertretung schwört, daß sie „das Beste und Nützlichste allzeit betrachten, raten und handeln“, daß sie „die Geheim (Geheimnisse) eines Rats bis in den Tod verschweigen“, und daß sie, falls es „von Rats wegen zu Krieg (Streit) kam, alsdann soll die Sach vor und ehe wir aus dem Rat gehen, vertragen und im argen nicht mehr geahndet werden, allerdings getreulich und ohne Gefährde; daß (des) bitten wir, uns Gott zu helfen“.

Der Bürgermeister wurde vom und aus dem inneren Rat gewählt. Das Amt des Kammerers — wie der Bürgermeister damals geheißen hat — währte ebenfalls nur ein Jahr.

Der gesamte Rat (innerer und äußerer) hatte nun die Pflicht, eine Gemeindeversammlung einzuberufen. Auf dieser Zusammenkunft hatte die Gemeinde dem Bürgermeister, Rat und den Vertretern der Gmain

Bauern danken der Weihenlindener Gnadenmutter . . .

Als am Ende des Dreißigjährigen Krieges nochmals die Heimat besonders gefährdet war, hatten die Bauern große Bekümmernis und Sorge um ihr Vieh. Da machten manche Viehbesitzer ein hl. Gelöbniß nach einem der Wallfahrtsorte. Ein noch erhaltenes handschriftliches Verzeichnis der Weihenlindener Opfergaben aus den Jahren 1649 bis herauf ins 19. Jahrhundert erzählt uns von solchen Viehsorgen des Landvolkes aus dem letzten Jahre des Schwedenkrieges.

Lassen wir das alte Buch beziehungsweise den Verfasser des alten Einschreibbuches in der Sprache und Art seiner Zeit zu Wort kommen!

„Den 26. Juni (1649) hat Caspar Tumb von Mitraching ein jarigs Kheibl alhero geopfert. Hats versprochen vor einem Jahr, weil die Reiter zu nachts eingefallen und er sein Vich und Roß alles dahaimb gehabt und nichts genommen — oder dafür zwei Gulden in Stock zelegen und ein Hl. Maß zelesen. Den 26. diß außgericht.“ (Seite 2)

„Den 11. November (1652) Hanns Hagnrainer von Mienersperg (Müntsberg) Pfaffenhofen bei Rosnhaimb hat mit seiner Hausfrauen Anna, da man Ihnen im negstvergangnen Lärm und Kriegslauf ihr ainige tragende Stuethen in das Kriegswesen genommen, wovon die guten Leith deshalb so betrieht, und weilen sie eben ein junges Kälblein hatten, so an der Khue saugte, verlobten sie selbiges U. L. Frauen aufzuziglen, bis eine Khue wurde und dann U. L. F. zu

präsentieren, sofern anderst Gott und U. L. F. ihnen die Stuethen wieder gesund würde haimb kommen lassen, weilen dann dieses geschehen und all ander Vih item Pferd ausblieben, ihr Muetterpferd wieder frisch allein haimkommen und schon das vierte Füllen davon erziglet, haben sie auch U. L. F. das Khalbl ziglet, zwei Kälber davon bekommen und zum dritten jetzt bis Georgi tragend U. L. F. zur Danksagung offerieret, in Gegenwart der Volksmenge.“ (S. 17)

„Den 18. Jenner (1653) Hanns Lechner von Moß, Aiblinger Pfarr, hat im Schwedischen Lauf U. L. Frauen ein Khalb verlobt, wann ihm sein Vichel vorm Feind und im Vichfall behütet würde, ist bederseits erhört worden, sein Vich erhalten und gesund verblieben, heut das Kalb offerieret, ist gelöst und das Geld in Stock gelegt worden.“ (S. 19)

„1654. Melchior Hauser von Thürnhaar (Dürrnhaar) zu Kriegszeiten in großer Gefahr stehend, hat sich und sein Vichel U. L. F. befolchen, indem er ihr das erste Khalb aufopfern wolle, so er erhört würde werden. Und ist vor den Reitern behietet, heut den 22. Februari alhiehero kommen, sein Glibt verrichtet.“ (S. 26)

So erzählen diese Einträge gar eindringlich und anschaulich von der Not jener Tage heute noch vor dreihundert Jahren, auch vom frommen Vertrauen der Vorfahren und ihrer Treue in der Erfüllung heiliger Gelübde. Was könnten unsere lieben bayrischen Wallfahrtsstätten nicht alles erzählen aus längst vergangenen Zeiten!

Anton Bauer, Hochstätt

Die Chronik

1090 schenkt eine Halgräfin von Limburg und Hall, Irmengard, der Kirche von Baumburg Besitzungen zu Babensham.

Chronik Kirmayer

1137. Die Hallgrafenburg in Wasserburg ist unbedingt vor 1137 erbaut worden, denn die Urkunde aus diesem Jahr besagt: „Ich, Engelbert, Hallgraf, habe meine Burg Lintpurk, aus Begierde zur Wiederaufrichtung des Ortes Attl, mit freudigem Gemüte niedergerissen und meine Haushaltung in die Burg Wasserburg verlegt.“ Das genaue Erbauungsjahr kann jedoch nicht angegeben werden.

Chronik Kirmayer

1140. Nach einer im Pfarrarchiv aufbewahrten Abschrift zweier Urkunden, die dem 17. Jahrhundert entstammen, hat Bischof Otto I. von Freising am 11. Juli 1140 die Kirche St. Leonhard in Ramerberg zu Ehren der hl. Dreifaltigkeit geweiht.

Chronik Kirmayer

zu schwören, daß sie gehorsam und gewärtig sein und auf dieselbe ihr Aufsehen haben sollen und wollen, wie sich ihrer bürgerlichen Pflicht nach zu tun gebührt. Damit ist der gesamte Rat als Vertreter der Gmein bestätigt. Zu den Pflichten des Bürgers aber gehörte noch, — und es scheint schon zu allen Zeiten eine nachdrückliche Aufforderung dazu notwendig gewesen zu sein, daß „in was (wes) Stand der ist, sein Vermögen und davon er zu steuern schuldig ist, eines jeden Jahres bei geschworenen Eid, versteuern soll“. Für diese gegebene „Satzung“ hält sich der Landesfürst jederzeit das Aenderungsrecht vor. Damit aber die Durchführung gewährleistet ist, „haben Wir diese Schriften mit unsren anhangenden Siegel befestiget (befestigt) und diese unsere Ordnung und Satzung treulich zu halten und vollziehen, darzu wollen Wir uns gänzlich verlassen“.

„Geschehen zu Burghausen am Freitag den dritten Monatstag Juni nach Christi unseres lieben Herrn Geburt fünfzehnhundert und im eins und vierzigsten Jahr.“

Der Bockreiter sichelt

Ueberkommenes erzählt von Lorenz Strobl

Wenn das Getreide im letzten Schuß, die Aehren bereits zu gilben und reifen beginnen, steckt der altbayerische Bauer, wenn er dies nicht bereits am Ostersonntag besorgt hat, an allen vier Ecken und Enden seiner Felderbreiten angebrannte Holzscheite von geweihten Karsamstagsfeuer, um damit den Bockreiter, Bilmes oder Bilwitzschneider, den Eintritt und Einschnitt zu verwehren. In den Freinächten am St. Veit, St.-Peter-und-Pauls-Tag richtet der Teufelsmäher den größten Schaden an, auf den unbeschützten Aeckern. Große Kreise und breite Fahrten sieht man da inmitten der wogenden Halme. Die Aehren sind geköpft. Braun und brandig, von den glühenden Hufen des Bockreiters versengt, stehen die Halme in den Gassen. Der Bock oder Bilmes ist der Leibhaftige selber. Der Reiter hingegen irgend ein armes Bäuerlein, ein Gütler oder Häuslmann, der dem Spitzäugl (Teufel) mit seinem Blutsaft Leib und Seel verschrieben hat, um durch großen Ernteertrag zu Reichtum zu gelangen. Was die eigenen, dürren Aecker nicht zu geben vermögen, wird mit des Teufels Hilfe auf den benachbarten Feldern zusammengehohlen.

In Mondnächten ruft das Bäuerlein seinen Helfer Satanas, der in Gestalt eines Zottelbockes mit großen Sichel an den Beinen erscheint. Der Bauer sitzt auf. Der Bock säbelt die Aehren von den Halmen und der Bauer, der rücklings auf dem Bockrücken hockt, stopft sie in den Sack.

Jeder Bauer, von dem der Bockreiter im Laufe des Jahres sich ein Stück ausgeliehen, eine Kreuzhaue, eine Sichel, eine Gabel, einen Rechen, einen Sensenstiel, ist der Rache des Reiters ausgeliefert, sofern er vergessen hat, seine Fluren mit dem „heiligen Brand“ zu schützen.

Am Pfingstmorgen schleichen auch die Bauern mit ihren Feuerstutzen unbeschrien (ohne vorher mit einem Mitmenschen gesprochen zu haben) vor Sonnenaufgang auf den Anger hinaus und jagen dort einige Schüsse über die Getreidefelder. Die Kugeln gehen dem Bockreiter unfehlbar durch das Bein, und wer in das Pfingstsonntagsamt mit krummen Haxen humpelt, ist sicher ein Bockreiter, den die gerechte Strafe erreicht hat.

Bock und Reiter bleiben bei ihrem Schandwerk den Menschen unsichtbar, sollen aber trotzdem schon oftmals beobachtet worden sein. Der Reiter bleibt trotzdem unentdeckt, weil dem Zeugen Zung und Sprache gelähmt bleibt, bis den Reiter der Teufel holt.

Der Teufel hilft aber auch auf andere Weise seinem Blutsbruder: Die Donibauern

Ehhalten waren beim Habermähen. Dreiviertel der Breiten lagen bereits am Boden. Da stiegen mit einem Mal im Westen, aus dem Wetterloch, kohlschwarze Wolken auf. Rückten näher. Immer schneller und schneller. Ein wütender Sturm brach los.

Die Schnitter flüchteten in die nahe Feldkapelle. Da kam über die Straße ein Windwirbel auf das Feld. Hob Dreiviertel der Mahd und trug sie quer durch den Wald — der Weg war leicht an den Halmen zu finden, die im Geäst der Bäume hingen — hinüber auf das Feld des Bachweber, der schon lang als Bockreiter verschrien war.

Der Donibauer wollte nach dem Sturm sich seinen Ernteteil wieder holen. Aber da stand schon der Bachweber auf seinem mageren Haberacker und band die dicksten Garben. Streiten wollt der Donibauer nicht, da sonst der Bockreiter noch über die Ernte in der Scheune gekommen wär, denn auch das ist nicht so selten, wie der alte Grundnervater erzählte:

„Den allerschönstn Woaz von der ganzn Gmoa hobn ma ghabt. Schö im Stroh und schö im Korn. Kimmt da net am Bockreiter sei Alte, die Bachweber Ursch, an unserm Acka vorbei?“

„Habts ja an Prachtwoaz“, schreits mir zua.

„Es tuats scho“, hob i gsagt und dabei de TeuflsheX zu tiafst in die Höll eini gwunschn.

„Därf scho a paar Echern (Aehren) mitnehma und meim Altn zoagn“, hats gfragt.

„Meintswegn“, hob i gsagt und mir scho denkt, daß de nix Guats im Sinn hot.

Wir bringen unsern Woaz schö trucker hoam. Unterdem wir uns beim Ausdreschn gschundn und plogt hobn, hockt der Bockreiter beim Wirt dreht und sauft oa Maß um de andere, bis auf oamal sei Knecht in die Wirtsstuben grennt kimmt: „Baua.. Baua..“, schnell sollst hoam kömma, .. der Woaz (Weizenkörner) rinnt scho beim Stodltor aussa..“ — „Und wirklich wahr is gwen. Der Bockreiter mit seim halbn Fuder! Woaz hat an die fuchzg Maltersäck vokafft. Und wir mit unserm Prachtwoazn..? An Pfifferling hobn ma kriagt. Lausige drei Metzn voll und dös andere hot uns der Bockreiter gstohln.“ —

Machtlos über die Ernte in der Scheune ist der Bockreiter, wenn der erste, volle Erntewagen rückwärts in die Tenne über einen geweihten Gegenstand gefahren wird, was aber große Müh und Arbeit macht, weil der Teufel stets dabei das Fuder umwerfen will.

Das vierzehnjährige Riedbauerndirndl stieg einmal zur Abendzeit auf den Baum, um Kirschen zu pflücken. Während sie sich an den süßen Früchten gütlich tat, hörte sie plötzlich

Im nahen Hohlweg ein unheimliches Schnaufen und Keuchen.

Das Mäd'l schob das Astwerk beiseit. Ein zottiger Geißbock mit feurigen Augen und krummen, langen Hörnern kam die Feldstraße heraufgeschnauft. Die rote Zunge hing ihm aus dem lefzenden Maul und auf dem Geißbock saß ein Mann.. ein Mann.. der Söllhäusler.., der Nachbar vom Riedbauern. Einen großen Maltersack hatte er am Buckel. Der Bock an jedem Hinterfuß eine Grassichel. So jagten sie im Kreis durch den schönsten Weizenacker vom Riedbauern. Immer rundum. Kreis neben Kreis sichelte der Bock in den schweren Halmen nieder. Der Söllhäusler stopfte die Fruchtfähren in den Sack. Dann ritten sie weiter zur Kornbreiten vom Lenzbauern hinüber, zum Gerstenacker vom Asanger, verschwanden hinterm Langholz.

Das Dirndl wollte schreien. Sie konnte nicht. Es war, als ob ihr jemand den Mund und Hals mit Gewalt zupressen würde. Totenbleich kehrte sie in das Haus zurück. Die Mutter fragte sogleich nach ihres Kindes Schrecken. Dem Dirndl war die Zunge gelähmt. Nicht ein einziges Wort konnte es heraufwürgen.

In der folgenden Walpurgisnacht fand man den Söllhäusler mit abgedrehtem Genick und verzerrtem Gesicht steif und kalt und tot an der Kreuzstraße. Auf diese Weise sterben alle, die mit dem Spitzäugl im Bunde gestanden. Jetzt konnte auch das Riedbauendirndl von ihren Aengsten und dem Bockreiter berichten und alle wußten nun, daß es der Böse gewesen, der damals ihre Sprache gebannt hatte.

Wie sich der Bockreiter einmal selber ver-raten hatte..?

Der Hansensepp war von den Leuten als Bockreiter verdächtigt worden. Von seinen wenigen Dezimalen an Aeckern hatte er immer das Dreifache an Getreide zu verkaufen, wie der größte Bauer in der Gemeinde.

Nach einer großen Mißernte ließ der Hansensepp den Getreidehändler rufen. Mit einem Doppelgespann kam derselbe angefahren, mußte aber sehen, daß der Hansensepp nur knapp zwei Metzen Körner auf dem Boden aufgeschüttet hatte.

„Zwegn dem lausigen Häufelr hättst mich net holn lassn brauchen. Dös langt ja net amal für dei Hennavieh.“

Der Händler wurde zornig.

„Zeit lassn.. Zeit lassn“, beruhigte der Hansensepp. Handelte um den Preis und als das kleine Häuflein gefaßt wurde, mußten die Knechte an die sechzig Säcke auf den Wagen laden.

Der Hansensepp grinste dem Händler in das Gesicht und strich die harten Talerstückl ein.

Der Dirn hatte der Hansensepp auch auf

das strengste verboten, seinen Melkschemel zu benutzen. Wenn er nämlich selber auf dem Stühlchen sitzend den Kühen die Milch nahm, bekam er wenigstens zehn große Sechter (Eimer) voll, während die Dirn mit größter Müh nur zwei Kübl alle Tag in die Kuchl bringen konnte.

Einmal versuchte sie es aber trotz des Verbotes mit dem Schemel vom Hansensepp. Kaum hatte sie darauf richtig Platz genommen, saß sie auch schon im großen Stall des Keilerbauern, mitten unter den Kühen und konnte nun auch begreifen, wie der Sepp immer zu der vielen Milch gekommen war.

Diese Vorfälle sprachen sich im ganzen Dörfel herum. Nach dem nächsten Abdrusch mischte der Keilerbauer Fichtennadeln unter seinen Weizen.

Wieder kam der Getreidehändler, um beim Hansensepp zu kaufen. Er mußte aber davon abstehen, da der ganze Weizen mit Fichtennadeln durchsät war.

Unzählige Sagen und Geschichten über den Bockreiter laufen und leben heute noch im Altbayernvolk.

„Aber Wildsteige, Hasenfraß, Reifschäden..?“

„Geh weiter mit deim Aberglaubb“, widerlegt der alte Grundnervater. „Solche Kindergschichtn von de Gschtiertn glaubt dir doch koa richtiger Bauer net.“

Lacht, bricht eine dicke Weizenähre vom Halm, steckt sie in das grüne Hutbandl und taucht unter im schmalen Weggangerl seiner wogenden Getreidefelder.

★

1228 erscheint Königswart im Besitz des Bischofs Konrad IV. von Regensburg, der ein Welfengraf von Frontenhausen war. — Ein frühromanisches Säulenkapitäl vom alten Burgbau von Königswart ist an der 1855 vom Königswarter Bauern Alois Köbinger und seiner Ehefrau Bastula erbauten und mit oberhirtlicher Genehmigung zu Ehren der Himmelskönigin feierlichst eingesegneten Kapelle zu Königswart angebracht.

Chronik Kirmayer

1234 wird Rosenheim zum erstenmal genannt, da Graf Konrad von Wasserburg dem Kloster Rott den Zehenten „ex officio Rosenheim de curia ante ipsum castrum“ schenkt (Obb. Arch., I. Bd.).

Chronik Kirmayer

„Heimat am Inn“ erscheint als Monatsbeilage des „Oberbayerischen Volksblattes“, Rosenheim, mit seinen Nebenausgaben „Mangfall-Bote“, „Mühldorfer Nachrichten“, „Wasserburger Zeitung“, „Haager Bote“, „Chiemgauzeitung“ Redaktionskollegium: Th. Heck, Josef Kirmayer, H. Ch. Kobe, Ständige Mitarbeiter die Kreisheimatpfleger Albert Aschl, Rosenheim-Stadt; Dr. Peter von Bomhard, Rosenheim-Land; Karl Bräbier, Landkreis Aibling; Richard Glaser, Landkreis Mühldorf; Theodor Heck, Landkreis Wasserburg. Verantwortlich für den Inhalt: Josef Kirmayer, Wasserburg am Inn. Druck: „Oberbayerisches Volksblatt“, Rosenheim.



GEGRÜNDET 1927 VON ANTON DEMPPE

Blätter für Heimatkunde und Heimatpflege für den Heimatbund Mühldorf, den Heimatverein Wasserburg am Inn, den Historischen Verein Bad Aibling und den Historischen Verein Rosenheim

Jahrgang 1955

Juli

Nummer 7

Neubeuern, Traditionsort alter Innschiffahrt

Von Karin Strixner-Vollrath, Rosenheim

Eines der schönsten Landschaftsbilder unserer Heimat genießt man auf dem Weg von Raubling nach Neubeuern auf der Innbrücke gegen Süden. Wie ein untrennbarer naturbedingter Dreiklang scheinen hier Wasser, Wälder und Berge vereint.

Schon in den Zeiten der Römer galt der Inn als wichtiger Verkehrsweg und blieb es, bis ihm Bahn und Lastauto Menschen und Güter zur Beförderung abnahmen. Der Fluß trug einst Ausflugschiffe der Fürsten, Kriegsboote im spanischen und österreichischen Erbfolgekrieg, Handels- und Wallfahrerschiffe, Platten voll Holz und Kalk, Gips und Haar, Eisen, Getreide, Wein und Bier, Mühl- und Schleifsteine, fremdländischen Zierat, aber auch die kräftigen auf dem Rossersberg (Samerberg) gezüchteten Saumpferde sowie Marmor und Schmuck für die Kirchen in Alten- und Neubeuern. Menschen verschiedener Art und Sprache fuhren lange Strecken auf dem Inn oder von Ufer zu Ufer.

Wie wichtig die Schifffahrt für Neubeuern und Umgebung war, bestätigt das Wappen des 1393 gegründeten Marktes: zwei gekreuzte Schiffshaken. Die „Naufahrt“ auf dem Strom begann im „Lanngs“ (Frühjahr) und endete in „heristzeiten“ (Herbst). Die Schiffsleute sollten „in guter ainigkeit und nachperlichem wesen auf dem Schiff werken und wohnen“, waren sie doch Wochen und Monate aufeinander angewiesen.

Wenn die Schneeschmelze begann, erwachte die tiefeingewurzelte Sehnsucht, „gon Waeser

z'fahr'n“. Weder Familie noch Feldarbeit fürs eigene „Sach“ konnten

die Neubeurer Schiffsleute

dann halten. Sie rüsteten sich und ihr Schiff für die Reise in die Fremde, aus der sie manches Neue mitbrachten. Sie kündeten von auswärtigen Katastrophen und berichteten dort, wo sie Ware verluden oder den „Hufschlag“ wechselten, aus der Heimat. Ab und zu gefiel es einem Neubeurer sogar in der Ferne so gut, daß er dort blieb. Manche menschlichen Tragödien werden mit solchen Entschlüssen verbunden gewesen sein.

Befahren wurde das Gebiet von Tirol bis Belgrad — ein langer Weg, wenn man die Gefahren der damaligen Wasserfahrt, Untiefen und verborgene Felsen, „Hungersteine“, talwärts und die Mühen der Bergfahrt berücksichtigt. Innaufwärts konnten täglich nur rund 5 Stunden zurückgelegt werden, weil ja die mitgenommenen 20 bis 30 Pferde abwechselnd eingesetzt wurden. Innabwärts ging es „bei Glück“ schneller. Deshalb wurden manche Ladungen für Ungarn gleich mit dem Schiff verkauft. Bereits 1642 kündete ein Zifferblatt der Neubeurer Kirchenuhr „gegen das Wasser zu“ den Schiffern die Zeit. Besondere Platten trugen die schweren Mühlsteine, die in und bei Neubeuern gebrochen wurden, nach Oesterreich und in andere Donauländer. Wie Mühlsteine mit Pulver, eisernen Stangen und mit Wasser begossenen Holzkeilen aus dem Berg „gehackt“ wurden, kann man sich heute noch aus dem



Schiffsbaumeister Michael Schmidl von Altenmarkt in historischer Schiffsleut-Festtracht (um 1700). Foto: Doerk

einst im Besitz des Schiffsmeisters Niedermayr befindlichen Steinbruch in Hinterhör (kurz nach der Straßenabzweigung beim Friedhof in Altenbeuern) recht gut vorstellen.

Seit Menschengedenken hatten die Säumer mit ihren Rossen Getreide befördert. Man unterschied „Herdttraidt“, hartes Getreide: Weizen, Roggen, Gerste, sowie „Ringtraidt“: Hafer und Hirse. Zoll und Maut übersahen das auf den Schiffen transportierte „Troad“ nicht; Jungobstbäume und Obst in Fässern aus den damals hier ertragreichen Obstanlagen reisten oft als Beiladung mit. Auch für die Lebensmittel der Schiffsleute und das Futter der Pferde mußte Platz sein.

Da die Schiffsmeister den Bug ihrer Fahrzeuge mit ihren Hausfarben, Kransen genannt, bestrichen, wußten die Leute am Ufer oder auf Landeplätzen schon von weitem, welcher Schiffszug vorüberfuhr oder ankam. So hatten zum Beispiel die Schiffsmeister Niedermayr in Hinterhör, Dettendorfer in Haus bei Nußdorf und Stadler in Neuwöhr ihre eigenen Farben. Die Schiffsmeister, deren Häuser oft großzügiger errichtet waren, als manche Nachbarsbauten (der Kath. Pfarrhof Neubeuern ist im ehemaligen Neumayer-

haus), trugen auch zur Verschönerung der Kirchen Neu- und Altenbeuern bei.

Wenn die Schiffsleute nach Wochen und Monaten heimkamen, wollte lang gestaute Lebenslust sich behaupten. Der aus Ungarn mitgebrachte oder in Tirol gekaufte „welsche“ Wein, aber auch das weitum berühmte Bier vom Neubeurer „Bräu“ wurde ausgiebig probiert, es wurde geliebt und gefreut und — zur nächsten Schifffahrt gerüstet, denn die echten Schiffsleut' waren auf den unsicheren Planen lieber als auf festem Land.

Die alten Innfähren

Die Ueberführung von Personen geschah auf Plätten (Fichtenplatten), die 20 bis 30 Leute faßten. Die „Mutzen“ trugen 16 und weniger Fahrgäste. Der Tiefgang durfte zweieinhalb bis drei Fuß betragen. Ueberfuhren gab es in unserer Gegend bei Wasserburg, Altenhohenau, Rosenheim, Neubeuern, Seilenau und Windhausen. Als der Dampfzug von Rosenheim nach Kufstein und anderwärts verkehrte, waren auf dem Inn noch 7 Raddampfer und an der Neubeurer Fähre noch mehrere Schiffe vorhanden. Nachdem es um 1890 auch eine Neubeurer Innbrücke gab, war die Fähre hier überflüssig geworden.

Die Erhaltung der Dämme und Ufer nannte man früher „Archenbau“. Von den Besitzern der Burg Neubeuern haben sich besonders die von 1403 bis 1642 dort herrschenden Thurner um Schifffahrt und Uferschutz gekümmert. Sie lieferten Holz, Steine und Faschinen aus ihren Wäldern und Steinbrüchen. Die anliegenden Bauern leisteten Hand- und Spanndienste, auch die Kirche zahlte „Wasserhilfsgeld“. Kurfürst Karl Theodor ließ zwar eine großzügige Innkorrektur durchführen, „vom Kaisertum bis zur Brücke in Rosenheim“, aber der wilde Fluß war noch lange nicht gebändigt. Damals war der Inn zwischen Redenfelden und Rohrdorf mit Seitenläufen und Altwasser immer noch „eine geometrische Stunde“ breit. Manches Fuhrwerk blieb in den wenigen aber notwendigen angrenzenden Straßen stecken. Am Anfang des 19. Jahrhunderts war infolge Krieg und Mißwachs eine Hungersnot entstanden. Das Getreide war durch lange Regenzeit auf dem Felde verfault — das Brot war rar. Der Scheffel Weizen kostete 100 fl. Wohl brachten die Schiffe aus Ungarn Getreide mit, aber es konnten nicht alle Hungrigen gesättigt werden.

Wasser und Feuer, Sturm und Hagel suchten die Gegend oft heim. Der Inn trat fast jedes Jahr über die Ufer. 1851 war die Landschaft zwischen Redenfelden und Rohrdorf in einem riesigen See „ertränkt“. Nach dem Abzug der Fluten zeigte sich, daß kostbarer Ackerboden fortgerissen worden war.

(Schluß folgt)

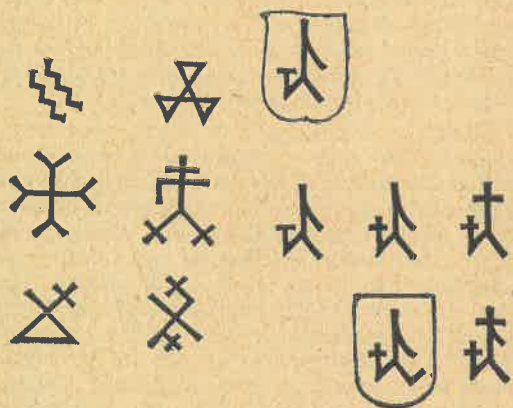
Sinn und Bedeutung des Steinmetzzeichens

Von Dr.-Ing. Max Eberhard Schuster

Erst dann durften die Stücke in der Steinhütte auf Abruf gelagert werden. Dies geschah vor allem bei den einfachen glatten Quadern, von denen stets mehrere durch einen Gesellen in einer Löhnungsperiode im Akkord angefertigt werden konnten. Wurde nach deren Abschluß abgerechnet, so konnte der Parlier an Hand der Zeichen feststellen, wieviel Stücke dem jeweiligen Arbeiter gutzuschreiben seien. Anfänglich, und zwar bis ins 14. Jahrhundert hinein, werden profilierte und reicher behandelte Werkstücke selten mit Zeichen versehen. An diesen Stücken, an denen lange gearbeitet wurde, und die der Parlier häufig überprüfen mußte, war die Kontrolle wesentlich einfacher. Dasselbe gilt noch mehr von Stücken mit reichem ornamentalem Schmuck oder Bildhauerarbeiten figürlicher Art, deren sorgfältige Bearbeitung die Hand eines selbständigen Meisters erforderte. So sind leider gerade derartige Arbeiten nicht mit Zeichen versehen worden, die uns Aufschluß über die Künstler hätten geben können, der sie angefertigt hatte. Später jedoch, vor allem zu Ende des 15. und 16. Jahrhunderts, als die Menge der profilierten Stücke immer mehr zunahm, wurden auch diese mit Zeichen versehen. Sowohl die Form als die Größe der Zeichen waren im Laufe der Jahrhunderte einem dauernden Wechsel unterworfen. In der Frühzeit entnahmen die Steinmetzen die Vorbilder zu ihren Zeichen aus ihrer unmittelbaren Umgebung. Sie standen noch ganz unter dem Einfluß ihrer klösterlichen Umwelt.

Die ältesten Steinmetzzeichen treten unter anderem an dem Dom von Mainz, an St. Jakob in Regensburg, an der Ostpartie des Münsters zu Straßburg sowie an den oberen Geschossen des Südturmes der Abteikirche von Murbach im Elsaß auf. An letzterem Bau erscheinen gegen Ende des 12. Jahrhunderts Formen wie das Kreuz, der Krummstab, der Buchstabe E sowie die von Bauschablonen. Diese Zeichen sind verhältnismäßig sehr groß. Das Kreuz hat ein Ausmaß von $16,5 \times 10$ cm. Die durchschnittliche Größe der Zeichen schwankt in den folgenden Jahrhunderten ungefähr zwischen etwa 3 und 8 cm, an ganz feinprofilierten Stücken, deren gerundete Flächen wenig Raum bieten, kommen nicht selten Miniaturzeichen bis zu 1,5 cm vor. Die Zeichen der romanischen Zeit sind noch recht primitiv. Sie zeigen Buchstaben, geometrische Figuren einfacher Art, wie den Kreis, Vierecke wie das Dreieck, Quadrat, Penta- und Hexagramm. Es erscheinen die wichtigsten Werkzeuge des Steinmetzgewerbes: Klopflholz, Winkel, Spitzflächen und die Reißnadel des Parliers. Die letztere bestand aus einem an einem Ende zugespitzten Stückchen Drahtes, der am anderen Ende in der Form eines Dreiviertelkreises aufgebogen wurde, damit man ihn besser fassen konnte. Mit dieser Nadel wurden die Profile auf den Werkstücken aufgerissen. Die Spitzfläche ist ein mittelalterliches Steinmetzwerkzeug, das zum Abspitzen und Glätten der Steinoberfläche diente. Es wurde mit beiden Händen angefaßt und ähnlich wie ein Beil gehandhabt. Es ähnelte einer Doppelaxt, nur war statt zweier Beilflächen die eine zu einer Spitze ausgeschmiedet, während die andere eine Beilschneide aufwies. Die Glattfläche, aus der dieses Werkzeug entwickelt wurde, wies ursprünglich zwei Schneiden auf. Eine leichtere, schmälere Form der Glattfläche war die Pille. Später wurden in die Schneide der Fläche und der Pille Zähne eingehauen, die den Stein noch stärker angriffen. Sowohl die Zahnfläche als die Zahnpille waren jahrhundertlang sehr beliebt, bis sie durch das Scharriereisen um die Mitte des 15. Jahrhunderts verdrängt wurden.

Die Frühgotik bringt bei den Steinmetzzeichen eine Vermehrung der bisherigen Motive. Gegenstände des täglichen Lebens treten neben Blättern und Blüten auf. Im 14. Jahrhundert erscheinen daneben Zeichen, die nur abstrakte, meist aus geraden Linien zusammengesetzte Gebilde darstellen. Im 15. Jahrhundert gewinnen diese Zeichen die Vorhand, ihre Formen sind nun ganz abstrakt geworden und erscheinen in einer



Links: Romanische und gotische Zeichen. Rechts: Steinmetzzeichen der Meisterfamilie Böblingen. Beispiel für die Veränderung der Zeichen. Links oben Hans; mitte von links nach rechts Söhne: Hans, Matthäus, Lukas; untere Reihe Enkel: Hans und Sohn des Lukas.

fast unglaublichen Fülle von Abarten. Daß es bei der Verleihung der abstrakten Zeichen, die doch nur aus in gewissen Winkeln zusammengesetzten geraden Linien bestanden, möglich war, für jeden von oft vielen Hunderten von Gesellen ein eigenes Zeichen zu schaffen, ist wohl dem Umstand zu verdanken, daß der Meister dieses aus einer Mutterfigur als Grundlage herauskonstruierte, was ihm eine gewisse Uebersicht und Kontrolle über die bereits verausgabten Zeichen gestatten. Auf diese Weise wurde nach Möglichkeit vermieden, daß zwei Gesellen dasselbe Zeichen erhielten. Um die Wende vom 15. zum 16. Jahrhundert werden die Zeichen durch kleine Bögen und Kreuzendigungen bereichert, später am Ende des 16. Jahrhunderts treten geschweifte und gebogene Kurven auf, die an die Linienführung der Kielbögen erinnern. In der Barockzeit wurden die Zeichen wieder einfacher, um im 18. Jahrhundert im freien Gewerbe durch die Anfangsbuchstaben der Namen der Verfertiger ersetzt zu werden. Mit der Auflösung der Zünfte verschwanden die Steinmetzzeichen gänzlich, am längsten erhielten sie sich im Gebrauch an der Münsterbauhütte von Straßburg, wo die letzten Zeichen in den Jahren 1835/36 verliehen wurden. Erwähnenswert ist noch, daß die Steinmetzen häufig ihr Zeichen auch im Spiegelbild verwandten.

Im allgemeinen trägt ein Stein nur ein Zeichen. Fiel ein Geselle aber durch irgend einen Umstand wie beispielsweise Krankheit aus, so setzte sein Nachfolger, der den Stein weiter bearbeitete, sein Zeichen daneben. Am Straßburger Münster haben am Oktogon des Turmes in geringer Höhe über der Plattform eine Menge Steinmetzen ihre Zeichen auf einem Block angebracht. Es waren reisende Gesellen, die sich hier verewigten.

Neben den Bauhütten bestanden in den Städten die Werkstätten der einheimischen Meister, die von kleineren Aufträgen aus den Reihen der Bürgerschaft lebten. Auf ihren Arbeiten ist selten ein Zeichen zu finden, was wohl aus dem Grunde nicht notwendig war, weil sie diese selbst anfertigten und dann direkt mit dem Auftraggeber verrechneten.

Im übrigen führten in den Bauhütten die Meister auch Zeichen. Gegen Ende des 14. Jahrhunderts wurde es Brauch, daß der Meister eines Baues oder eines besonders künstlerischen Teilauftrages, wie eines Portales oder einer Kanzel, sein Zeichen eingemeißelt in einem Wappenschild oder umgeben von einem Kreis, sozusagen als Urhebermarke, an einer besonders auffälligen Stelle des Baues anbrachte. So kennzeichneten die großen Baumeisterfamilien der Parler, Roritzer, Böblinger und Ensinger ihre Werke. Wie bei den Hausmarken unterschieden sich

die Zeichen der Söhne von denen der Väter durch kleine Beistriche oder ähnliche Veränderungen.

Nicht selten erscheinen die Meisterzeichen zusammen mit dem Monogramm, bzw. den Anfangsbuchstaben des Vor- und Familiennamens des Meisters. Häufig ist eine Jahreszahl beigefügt, die auf die Beendigung des Baues hinweist. Zuweilen findet sich das Zeichen in Verbindung mit einer porträtähnlichen Büste des Meisters, wie auf dem auf der Südseite von St. Martin in Landshut befindlichen Grabstein Hans Stethaimers.

Ein anderes Bildwerk stellt den Urheber des Mortuarius in Eichstätt dar. Das Mortuarium, eine frühere Begräbnisstätte der Domherrn, befindet sich an der Südwand des dortigen Domes in Form einer zweischiffigen Halle. Unter einer Konsole auf der Nordwand dieser Halle, die hier einige zusammenlaufende Rippen des spätgotischen Kreuzgewölbes trägt, ist der Kopf des Meisters, zweifelsohne auch ein Porträt, angebracht, unter ihm ist sein Meisterzeichen im Schild und zwar erhaben geformt abgebildet. Beiderseits dieses Schildchens sind die Anfangsbuchstaben seines Namens h und p sowie die Jahreszahl 1479 eingemeißelt.

Wenn in diesen obengenannten Fällen die Meisterzeichen an direkt auffälligen, kaum zu übersehenden Stellen angebracht sind, so gibt es auch Beispiele, wo Meister ihr Zeichen geradezu an ganz unübersichtlichen Stellen versteckt haben. Oft tragen die Baldachine, die über den Heiligenfiguren an Portalen schweben, an der Innenseite ihrer Decke, meist am Schlußstein dieses Miniaturgewölbes, einen winzigen Meisterschild mit Zeichen.

Beide, Meister- und Gesellenzeichen, sind für die Datierung eines Bauwerkes und seiner einzelnen Bauperioden unendlich wertvoll. Man kann sie mit den Leitfossilien in der Geologie vergleichen, die das Alter der einzelnen Gesteinsschichten anzeigen.

Eine oberflächliche Auswertung der Steinmetzzeichen ohne gründliche Kenntnis der mittelalterlichen Steinbearbeitung kann aber sehr leicht zu schweren Irrtümern führen. Nur wer die Entwicklung der mittelalterlichen Steinmetzenwerkzeuge im Laufe eines Jahrtausends kennt und weiß, welche Spuren sie nach der Bearbeitung auf der Steinoberfläche zurücklassen, ist in der Lage, beurteilen zu können, ob er sich in der Datierung der daselbst eingemeißelten Zeichen nicht geirrt hat. Lediglich im Zusammenhang mit der Bearbeitung des Steines und im Verein mit der archivalischen Forschung sowie einer stilkritischen Beurteilung der baulichen Einzelheiten werden die Steinmetzzeichen zu einem wertvollen Hilfsmittel bei baugeschichtlichen Untersuchungen.

Vom Landchirurg zum Sanitätsrat

100 Jahre Doktorhaus in Albaching

Auf der freien Höhe südlich von Albaching steht das sogenannte „Doktorhaus“, heute ein ideales Heim, neuzeitlich und geschmackvoll eingerichtet, mit einem schönen, wohlgepflegten Garten. An dieses Haus knüpft sich eine mehr als 100jährige Geschichte der ärztlichen Praxis für Albaching und Umgebung. In früheren Zeiten war es auf dem Lande oft schlecht bestellt mit der Pflege und Behandlung der Kranken. Da und dort war wohl ein Bader oder Chirurg, der seine Gerechsamkeit ausübte, der mit primitiven Instrumenten hantierte, den Aderlaß besorgte und Schröpfköpfe setzte und wohl auch manch heilsames Tränklein zusammenbraute.

In Albaching erscheint nach der Chronik von Pfarrer Käser zum erstenmal 1833 ein Chirurg namens Franz Zwergler. Er war ein Lederersohn von Wasserburg, erst 22 Jahre alt und wohnte anfangs im Haunolterhäusl (heute Herzinger), später beim Bachweber (heute Bayerhof). Sieben Jahre lang war er hier tätig als Bader und Chirurg. Er wollte sich noch ein eigenes Haus bauen, doch konnte er seinen Plan nicht mehr ausführen, denn er starb 1840 unerwartet im Alter von 28 Jahren.

Bald darauf erwarb das Baderrecht der junge Chirurg und Wundarzt Josef Steingasser von Augsburg. Dieser erbaute 1842 das Doktorhaus, wozu er den Baugrund von der Pfarrpfünde erworben hatte. Der Neubau erhielt die Hausnummer 20 von dem ehemaligen Größlhäusl im Garten des Wagners Betzl, das 1836 abgebrochen wurde, nachdem der letzte Besitzer Johann Zacherl das Haunolterhäusl gekauft hatte. Nach 14 Jahren verkaufte Steingasser seinen Besitz um 4200 Gulden an Josef Bernauer, Bader in Zorneding. Dieser waltete hier nur kurze Zeit seines Amtes nach alter primitiver Baderart (1856 bis 1858).

Nun aber folgte ein ausgebildeter Fachmann, Dr. Anton Zintl aus München (1858 bis 1892). Er kaufte von seinem Vorgänger das Doktorhaus um 5600 Gulden. 34 Jahre wirkte er in Albaching als tüchtiger und gewissenhafter Arzt. Sein Porträt zeigt einen markanten Kopf mit scharfem Blick, das Kinn mit einem Kaiserbart umrahmt. Er hat das sogenannte Doktorkreuz aufstellen lassen, das heute noch neben der reizenden neuen Kapelle steht. Der Sohn Anton Zintl studierte Theologie und feierte 1890 seine Primiz. Er war dann in Wasserburg von 1892 bis 1894, später Pfarrer in Ascholding und Feldmoching. Der Vater Dr. Zintl ging 1892 in den Ruhestand zu seinem Sohn nach Wasserburg, dann nach Ascholding bei Wolfrats-

hausen, wo er 1903 gestorben ist. In Albaching hält noch eine Gedenktafel am Doktorgrab die Erinnerung wach an die hier verstorbenen Angehörigen, Mutter, Frau und Sohn. — Auf Dr. Zintl folgten zwei Aerzte, die nur kurze Zeit hier gewirkt haben: Dr. Ignaz Endres (1892 bis 1894) und Dr. Hubert Ziller (1895 bis 1903).

In bestem Andenken aber steht noch Sanitätsrat Dr. Rupert Mayer, der 30 Jahre lang (1904 bis 1934) die ärztliche Praxis hier ausübte. Er hatte einen großen Freundeskreis in der ganzen Umgebung, die er anfangs noch mit dem Fahrrad besuchte, was bei den schlechten Wegen zumal im Winter oft große Anforderungen stellte. Auch in den letzten Jahren, als er selbst schon leidend war, hat er noch mit großem Opfersinn seines Amtes gewaltet. Die riesige Teilnahme an seinem Begräbnis im Januar 1934 zeugte von der hohen Achtung und Wertschätzung, deren er sich in weiten Kreisen erfreute.

Die 100jährige Geschichte wird seit 1934 durch Dr. Karl Vigener fortgeführt. Er hat aus dem alten Doktorhaus einen schönen Landsitz geschaffen. Erwähnt sei die reizende Kapelle neben dem Doktorkreuz, welche Dr. Vigener 1952 in Einfühlung der alten bodenständigen Bauweise geschaffen hat. In der Altarnische grüßt St. Christoph, der Schutzpatron der Kraftfahrer. Ueber dem Eingang aber steht das sinnige Wort: Quo vadis? Wohin geht du?

J. Noderer, Wasserburg

Berg und Alm

Is's wirkli a Fortschritt,
Oda schier a G'schäftswahn,
Wenn Berg, aa dö kloana,
Wern „g'schmückt“ mit da Bahn?
Wenn s' „fahrn“ nur, is d' Hauptsach,
Wei' oiß soi geh geschwind;
Weh' denk i ans Liadl:
„Auf da Alm gibts koa Sünd.“
So geht vui Naturwert
Und was g'hört zum Sport,
Da recht Alpinismus
Und da Schöpfungesinn fort.
Vui Leit ham dö Wunda
Iatz gar nimma wahr;
Da Draht mit da Technik
Beherrscht Tag und Jahr.
I woäß, i wea ausgelacht
Als zruckbliebna Mo,
Der net „fahrn“ mitn Zeitgeist! —
Mia liegt gar nix dro.
So lang mia da Herrgott
Dö Gesundheit no laßt,
Wead auf dö Berg „ganga“
Und drobn g'heiligt d' Raet.

F. Fritz

Rosenheimer Bürgersohn wurde Staatskanzler und Schloßherr

Beziehungen zu Niederbayern und Frauenchiemsee

Zu Rosenheims bedeutenden Söhnen gehört der am 2. Februar 1596 einem geringen Haus in der Botengasse als Sohn eines Nestlers geborene **Johannes Adlzreiter**, von dem die heimatkundlich interessierten Rosenheimer wissen, daß er es in seinem Leben zu hohen Ehren gebracht hat, gibt es doch in München (bei der Lindwurmstraße) eine Straße, die nach diesem Rosenheimer Bürgersohn benannt ist. Der junge Johannes Adlzreiter studierte in München und Ingolstadt; das Geld zum Studium verdiente er sich teilweise durch Schreifarbeiten. Im Jahre 1622 erhielt er den Dokortitel und im gleichen Jahr wurde er Regierungsrat in Straubing. Von dort kam er 1646 in die fürstliche Hofkammer nach München, wo er sehr rasch eine ehrenvolle Laufbahn absolvierte. Er wurde Geheimer Rat und 1649 Vizekanzler, welches Amt er bis zu seinem Tod bekleidete. Auch als bayerischer Geschichtsschreiber hat er sich einen Namen gemacht, vor allem als Verfasser (oder Mitarbeiter) der „*Annales boicae gentis*“. Seine Heimatstadt Rosenheim hat er immer geliebt und geschätzt; als nach dem großen Brand von 1641 viele abgebrannte Bürger in Not kamen und Geld zum Wiederaufbau ihrer Häuser benötigten, hat Dr. Johannes Adlzreiter vielen von ihnen große Geldbeträge zu vorteilhaften Bedingungen zur Verfügung gestellt. Auch des Adlzreiters Frau Euphrosine war eine gebürtige Rosenheimerin. Die einzige Tochter des Ehepaares, die ebenfalls Euphrosine hieß, wurde die Gattin des kurbayerischen Pflegers Johannes v. Wämpl zu Kraiburg am Inn.

Seltsam ist, daß Dr. Johannes Adlzreiter den niederen Adelstitel führte (eine einwandfreie Urkunde darüber ist nicht vorhanden, als Vizekanzler und Inhaber einer Hofmark hatte er dazu das Recht) und trotzdem ein Feind des alteingesessenen Adels war. Diesen hat er vielmehr da, wo er konnte, schikaniert, weshalb man seinen Namen zu einem spöttischen Wortspiel benutzte, man nannte den Dr. Adlzreiter nämlich „*Adels-Reiter*“, weil er auf Privilegien des Adels herumritt...

Bei seinem fürstlichen Herrn, dem Kurfürsten Maximilian I., stand Dr. Johannes Adlzreiter auf jeden Fall in sehr hoher Gunst und das war auch der Grund, daß ihm als Zeichen besonderer Dankbarkeit die im Gericht Griesbach im Rottal (Niederbayern) gelegene Hofmark **Tettenweis** verliehen wurde. Von da an nannte sich Adlzreiter „*Dr. Johannes Adlzreiter v. Tettenweis*“, nun stand ihm der einfache Adelstitel erst recht zu. Der Edelsitz zu Tettenweis — an der Fahrstraße Pocking - Ortenburg — gehörte im Mittelalter

den Grafen zu Ortenburg, die bis vor 150 Jahren auf ihrem benachbarten Stammschloß Ortenburg ansässig waren und seitdem auf Schloß Tambach bei Coburg leben. Unter ihren Besitznachfolgern waren die Edlen v. Schachner (1514—1649), dann ward Schloß und Hofmark Tettenweis Eigentum des bayerischen Staatskanzlers Dr. Johannes v. Adlzreiter. Als dieser am 11. Mai 1662 in München starb (er wurde in der dortigen Karmeliterkirche begraben), fiel der Tettenweiser Besitz an seine Enkelin Ursula Katharina v. Wämpl, die Tochter des schon genannten Kraiburger Pflegers Johannes v. Wämpl. Durch Heirat kam Tettenweis dann später an Matthias v. Joner. Von diese erbten es dessen Nachkommen, die Kinder des aus dem Elsaß eingewanderten Grafen v. Joner. Die gräfliche Familie v. Joner hat ein Jahrhundert Schloß Tettenweis bewohnt; Graf Peter v. Joner baute 1797 das jetzige neue Schloß. Von 1873 bis 1893 war Schloß Tettenweis Eigentum des Freiherrn Weiß v. Starkenfels, dann folgten bürgerliche Besitzer. Im Jahre 1896 erwarb Schloß und Gut Tettenweis im Tauschweg Graf Max von Löwenstein-Scharffeneck.

Tettenweis steht in enger Beziehung zu Frauenchiemsee. Im Jahre 1899 kaufte nämlich die Benediktinerinnenabtei Frauenwörth Schloß Tettenweis samt 32 Tagwerk Grund um den Betrag von 45 000 Mark und gründete dort eine Zweigniederlassung der Chiemseer Benediktinerinnen. 14 Ordensfrauen sind damals von der Fraueninsel nach Tettenweis in Niederbayern übersiedelt. Das neue Schloß, ein kleiner Edelsitz, mit der Hauskapelle wurde der hl. Gertrud geweiht. Im Jahre 1902 errang das Benediktinerinnenpriorat Tettenweis seine finanzielle Selbständigkeit. Ein Jahr danach wurde an das Schloßchen ein Flügel angebaut. Weihnachten 1924 erhob Papst Pius XI. das Priorat Tettenweis zur Abtei; aus diesem Anlaß stiftete das Mutterkloster Frauenchiemsee der ersten Äbtissin M. Editha Gasselhuber einen kunstvoll gearbeiteten Äbtissinnenstab.

Heute leben in der Benediktinerinnenabtei Tettenweis, mit der eine schon 1903 gegründete Volksschule für Mädchen, eine Nähsschule, ein Kindergarten, eine Lebkuchenbäckerei, eine Hostienbäckerei, eine Paramentanabteilung, eine Wachszieherei und eine Buchbinderei verbunden sind (auch eine Gärtnerei und eine große Landwirtschaft fehlen nicht), rund 90 Ordensfrauen. Äbtissin ist die Ehrw. Michaela Haberberger, der die Abtei Tettenweis die im Jahre 1949 geweihte neue Abteikirche verdankt.

August Sieghardt

Der Weber an der Wand

Von Eduard Stempler

Als ich im Juli 1894 das Doktordiplom aus der Hand des Geheimrats Dr. Th. Heigl erhielt, wurde die Sache nicht nach herkömmlicher Weise mit einem solemnem Kater gekrönt, sondern ich nahm Ferien vom Ich und fuhr nach Oberaudorf. Man hatte mir gesagt, der Wirt vom Weber an der Wand besitze ein Fremdenbuch mit wertvollen Einträgen seit 1829.

Prächtige Blumenbeete vor dem Hause an der Felsenwand, kleine Laubengänge, schattige Ruheplätze heimelten den Ankömmling schon von vornherein an. Ich setzte mich an einen der freien Tische, bestellte Kaffee und Kuchen und fragte nach dem Fremdenbuch. Die Kellnerin sagte: „Zwegn an Fremdenbuch müassens an Herrn Schober selber fragn.“ Dabei winkte sie einem alten Herrn, einem wahren Hünen, der mit schlohweißem Haar und langem Bart unter der Haustüre stand. Er kam langsamen Schrittes herbei, begrüßte mich und nahm neben mir Platz. „Sands zum erstenmal da?“ — „Jawohl.“ — „Gfallt ihna dös Platzlerl?“ — „Nicht zum sagen! Diese Aussicht! Haben Sie selbst sich hier angebaut?“ — „Koa Spur! Zerst isch an Oasidl dagwen, nachher isch a oasichtiger Jaager aufzogn, nachher is's a Schul worn. 1809 hat die Klausen der Webermoaster Seywald von der Gmoa kauft, aufs Häusl a paar Stockwerk draufbaut“ — „Aha! Drum Weber an der Wand!“ — „Jawoi, und 1827 hat er endli vom Landgericht Rosenham die Erlaubnis zum Bierausschank kriagt. 38 hat er mir sei Tochter Wabn zur Frau gebn und setdem bin i da.“ — „Also schon mehr als 60 Jahre?“ — „Stimmt!“ — „Sie haben ein altes Fremdenbuch?“ — „Stimmt wieder. Wissens, was Rares!“ — „Dürfte ichs einsehen?“ — „Liesl s' Fremdenbuch! Verstehns, i legs nit offen auf. Drent in der Klausen hams ausm Fremdenbuch ganze Seiten außerschnitten oder saudumme Spruch und Verserl einigfuselt. Dös mog i nit.“

Da brachte die Liesl das Buch. Er zeigte mir stolz die Namenseinträge von Kronprinz Ludwig, dem späteren König Ludwig I., von Kaiser Alexander I. von Rußland, von Prinz Adalbert und seinem Adjutanten Frh. von Laroche, von Prinz Luitpold, der sich als Graf von Scheyern einschrieb, von Graf Pallavicini, Kammersänger Oberhöffer, von Thorwaldsen, Peter Cornelius, M. Schwind, Steub, Noë, Scheffel und Gabelsberger. Mit besonderem Stolz wies er auf die Unterschrift von König Max II. und seiner Söhne Otto und Ludwig hin. Bei verschiedenen Namen wußte er ein paar Bemerkungen hinzuzufügen und freute sich, an mir einen sehr aufmerksamen und dankbaren Zuhörer zu finden. Beim Abschied

drückte er mir noch fest die Hand und rief mir noch nach: „Geltens, kemmans fei wieder!“

Ich sah ihn nimmer: Anfang 1895 schloß er die Augen, darüber sind sechzig Jahre vergangen, zwei Menschenalter, und wie inhaltschwere!

Das Kolofanibüchl

Von Lorenz Strobl

Was ein fürwitziges Ding, die zwanzigjährige Ecker Gret. Als sie an einem Sonntag während der Kirchenzeit zu Hause blieb, fiel ihr beim Kruschen und Suchen ein altes, in Schweinsschwarten gebundenes Büchl in die Hand. Es standen gar grause Schriftzeichen darinnen mit wunderlichen Kreuzen und Schnörkeln, mit grauslichen Bildern und absonderlichen Tabellen.

Das Dirndl ruckte die Tischbank vor und hub zu lesen an. Es stand nicht lange an, da ging ein dunnermäßiges Poltern vom Kamin in die Kuchl hinein. Die Tür sprang auf. Ein zottiger Hund mit feurigen Lichtern stürzte herein, kroch unter den Tisch in der Herrgottsecken und legte sich kausend und belend zu des Dirndls Füßen.

Die war vor Schrecken totenbleich. Wollte das Büchl von sich stoßen. Das ging mit bestem Willen nicht. Wie verwachsen klammte sich das Lesert in die Hände. Sie wollt die Augen eindrücken. Auch das konnt nicht gelingen. Sie mußte weiterlesen und weiterlesen und bei jedem Satz hob im Kamin ein neues Donnergröllen an. Kröten, wilde Sauen, Nattern und Schlangen hüpfen, rannten und krochen in der Stube herum. Vögel mit langen, nackichten Hälsen und krummen Schnäbeln fluderten um den Herd, setzten sich auf die Fensterbänke, schlugen krächzend die Flügel. Langschwänzige Ratten krochen aus Kästen und Bodenklumsen. Niegesehenes, gar grauses Getier tobte und tollte um die Ecker Gret in der Stube herum.

Und sie konnte nicht aufhören. Mußte weiterlesen, Zeil um Zeil, Seit um Seit, Kapitel für Kapitel. An den Fensterscheiben krochen faustgroße, faiste Spinnen. Stahlen der Sonne das Licht. Dicke, schleimige Nachtschnecken mit verzerzten Mauköpfen krochen über die Tischplatte, über des Mädchens Hände.

Als der Schreck das Dirndl lähmen wollte, kam gerade noch rechtzeitig der Altknecht vom Bauern. Er riß der verzweifelten Gret das Büchl aus der Hand und las all die Seiten rückwärts, Blatt um Blatt, und siehe da, das wilde Getier verschwand Stuck um Stuck, wie es gekommen war, durch den Rauchfang der Kuchl.

Doch die Ecker Gret hatte von dem Tag an das Lachen verlernt. Sie war eine hinter-sinnige Dirn geworden.

Der „Weisatwecken“

Von Josef Sauer, Törwang

Im Inntal und im Chiemgau ist seit einigen Jahren wieder ein alter Heimatbrauch lebendig geworden, der „Weisatwecken“.

Kommt in einem Bauernhause der Erstgeborene, des Hofes künftiger Erbe, auf die Welt und ist getauft, dann nehmen die Nachbarn oder ein Ortsverein (Gebirgstrachtenerhaltungs- bzw. Schützenverein, Landjugend usw.), dessen Mitglied der Vater des Sprößlings ist, dieses frohe Ereignis zum willkommenen Anlaß, ins „Weisat“ zu gehen und einen endlangen Weißbrotwecken vor das Haus zu fahren. Dieses Geschenk wird beim Ortsbäcker bestellt und von ihm aus gesammeltem Weizenmehl gebacken. Das „Meisterstück“ hat gewöhnlich eine Länge von mindestens sechs bis sieben Metern und ist etwa 35 bis 40 cm breit. Der „Weisatwecken“ wird auf einem Brett befestigt und vor dem Hause des Bäckermeisters auf einen girlanden- und fähnchengezierten Langholzwagen geladen. Freundinnen der Kindsmutter hängen an den langen Wecken ein Dutzend „Diezl“ und Schnuller, Milchflaschl, „Trenzerl“, Windln und was sonst noch ein Säugling alles brauchen kann. Vier prächtige Bauernrosse werden vor den Wagen gespannt. Unterdessen versammeln sich die erwachsenen Burschen und Dirndl der Gemeinde in der heimischen Tracht und formieren einen Festzug, den drei

Reiter auf mascherlgeschmückten Pferden mit der Standarte des Vereins unter den Klängen einer Musikkapelle eröffnen. Vor dem Wirtshaus wissen die durstigen Burschen das Gefährt so an das Hauseck zu lenken, daß es einer vom Wirt gestifteten Lage Bier bedarf, um es wieder flott zu machen.

Nach längerer Schaufahrt durch das Dorf, an der sich die gesamte Schuljugend beteiligt, gruppiert sich vor dem Geburtshaus des jungen Erdenbürgers ein farbenfrohes Bild. Vettern und Basln aus der ganzen „G'freundschaft“ sind schon versammelt. Der Hochzeitslader der Gemeinde übernimmt meistens die Rolle als Gratulant und übergibt mit launigen Versen unter dem Tusch der Musikkapelle den Eltern des Kindes den „Weisatwecken“ als Geburtstagsgeschenk. Wiederholt versuchen dann die Burschen auf alle mögliche Weise nach umständlichen Messungen den langen Wecken ins Haus zu tragen, was ihnen aber nicht gelingen will. Weil sich der „Flöz“ (Hausgang) gewöhnlich als zu kurz erweist, wird das Geschenk auf dem Brett über die Altane im ersten Stock ins Haus gebracht. Der junge Bauer lädt dann alle Beteiligten zu einer kleinen Feier („Kindeiwoacha“) ins Haus oder Wirtshaus ein, wo bei guter Bewirtung und Ziehharmonikaklängen die Stunden rasch fröhlich vergehen.

Die Chronik

1240 erscheint die erste Zollordnung für die Innschiffahrt. Chronik Kirmayer

1246 starb zu Haag das Geschlecht der Gurren aus, deren Wappen ein ungezäumter trabender Schimmel war. Besitznachfolger der Gurren wurden die Herren von Frauenberg, welche den Haager Schimmel zäumten und aufsteigend ins Wappen nahmen.

Chronik Kirmayer

1248. Der rechts vom Inn gelegene Besitzteil des geflohenen Grafen Konrad von Wasserburg-Kling kam unter eigene Verwaltung. Getrennt durch den Inn entstanden die Gerichtsbezirke (Pflegergerichte) Wasserburg und Kling mit den beiden Burgen als Verwaltungssitze. Chronik Kirmayer

1292. Am 7. Januar dieses Jahres gestattet Herzog Ludwig den Nonnen zu Altenhohenau, auf dem Inn neben dem herzoglichen einen Klosterfischer zu halten, doch

ohne Schaden für die Klöster Rott und Attel. Chronik Kirmayer

1308. Die von den Wasserburgern 1255 erbaute Kirche St. Jakob ward in diesem Jahr zur Filialkirche des Klosters Attel erklärt. Chronik Kirmayer

1315. Freimehring, als Freimöringen 1315 unter den Filialen von Kirchdorf bei Haag erwähnt, hatte schon 1414 eine Taferne, welche in genannten Jahr zum Kloster Ramsau geschenkt wurde. Chronik Kirmayer

1338 erhielt man für einen Pfennig zwei Maß Bier. Chronik Kirmayer

„Heimat am Inn“ erscheint als Monatsbeilage des „Oberbayerischen Volksblattes“, Rosenheim, mit seinen Nebenausgaben „Mangfall-Bote“, „Mühldorfer Nachrichten“, „Wasserburger Zeitung“, „Haager Bote“, „Chiemgauzeitung“ Redaktionskollegium: Th. Heck, Josef Kirmayer, H. Ch. Kober. Ständige Mitarbeiter die Kreisheimatpfleger Albert Aschl, Rosenheim-Stadt; Dr. Peter von Bomhard, Rosenheim-Land; Karl Bräfler, Landkreis Aibling; Richard Glaser, Landkreis Mühldorf; Theodor Heck, Landkreis Wasserburg. Verantwortlich für den Inhalt: Josef Kirmayer, Wasserburg am Inn. Druck: „Oberbayerisches Volksblatt“, Rosenheim.



GEGRÜNDET 1927 VON ANTON DEMPF

Blätter für Heimatkunde und Heimatpflege für den Heimatbund Mühldorf, den Heimatverein Wasserburg am Inn, den Historischen Verein Bad Aibling und den Historischen Verein Rosenheim

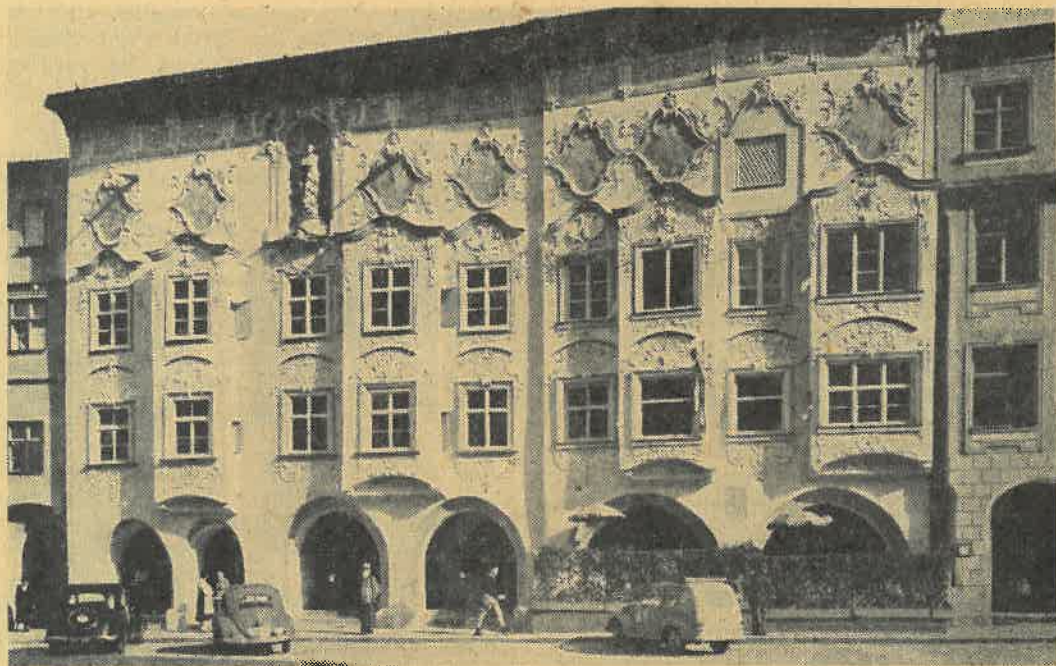
Jahrgang 1955

August

Nummer 8

Die Wiederherstellung der Wasserburger Kernhausfassade

Von Kreisheimatpfleger Theodor Heck



Die Kernhaus-Fassade renoviert 1955

Foto: Hochwind

Mit einer kleinen Feier wurde kürzlich die Wiederherstellung der um 1740 vom Wessobrunner Meister Joh. Bapt. Zimmermann geschaffenen kostbaren Rokoko-Fassade am Kernhaus zu Wasserburg abgeschlossen. Eine Gedenktafel für den verstorbenen großen Sohn der Stadt, Dr. Fritz Huber, gibt Kunde,

daß dessen hochherziges Legat — einer Anregung seiner Brüder Fr. Xaver und Hans Huber zufolge — wesentlich zum Gelingen des Werkes beitrug.

Wenn wir nun nach der glücklich vollendeten Arbeit unsere Gedanken rückwärts schweifen lassen, erinnern wir uns, daß es

Im Anfang nur einige wenige waren, die für die Erhaltung der kulturhistorischen Kostbarkeit eintraten, bis der Gedanke immer weitere Kreise zog, der Heimatverein seine beschwörende Stimme erhob, die Stadtverwaltung sich mit dem Problem beschäftigte, Staats- und Kommunalbehörden Hilfsstellung gaben und somit der Plan endlich in die Wirklichkeit umgesetzt werden konnte.

Jetzt, wo die Fassade wieder im alten Glanze erstanden ist, sehen wir erst so recht, was wir an ihr besitzen, und mancher, der vielleicht ursprünglich gar nicht so interessiert an ihrer Wiederherstellung war, ist nun herzlich froh darüber, daß andere weitblickender und tätiger waren, als er selbst.

Nun haben wir aber in Bayern noch eine Fülle von Heimatwerten, die genau so bedroht sind, wie ehemals die Kernhaus-Fassade, die aber nicht so prominent erscheinen und außerdem nicht an so exponierter Stelle durch ihren drastisch sichtbaren Verfall eine ständige Anklage gegen ihre Vernachlässigung erheben.

Gemeint sind nicht einmal in erster Linie die große Zahl von Baudenkmälern, die einfach aus Mangel an Geldmitteln nicht so instand gehalten werden können, wie sie es verdienten, auch nicht einer unserer größten heimatlichen Werte, das bodenständige Bauernhaus, das heute weniger durch die rationalisierte Landwirtschaft, als durch eine, das Heimatliche ignorierende Wirtschaftspolitik aufs schwerste gefährdet ist, gemeint ist das noch wertvollere, als alle diese Schätze, nämlich der Geist, dem wir all dieses Schöne verdanken.

Dieser Geist der Heimat ist heute ebenso bedroht wie die Kernhaus-Fassade, bei der es gelang, sie noch in letzter Minute zu retten. Er ist sogar noch stärker gefährdet, denn dieser Geist ist nicht sichtbar, er zeigt keine ruinöse Außenseite, die auch dem Gleichgültigsten erkennen läßt, daß hier etwas nicht in Ordnung ist. Lautlos, von den meisten unbemerkt, geht er seinem Verfall entgegen.

Da sind tausend kleine Dinge, die im einzelnen völlig belanglos erscheinen, so daß sich der Kritikübende dem Ruf engstirniger Nörgelei aussetzt: zum Beispiel ein gedankenloses Modewort, das einen uralten Volksausdruck verdrängt, eine geflüssentliche Nachahmung ausländischer Lebensformen und Modetorheiten und viele andere Nichtigkeiten, die man im einzelnen nicht tragisch nehmen braucht, in ihrer Summe aber eine schwere Gefahr für unsere heimatliche Lebensart bilden.

Auch in Bayern wollen wir nicht einfach auf dem Stand von Anno dazumal stehenbleiben. Wir haben das noch nie getan, schon deshalb nicht, weil es gar nicht möglich ist. So haben wir auch in Bayern verschiedene

Stilarten; aber unsere Gotik, unser Barock sind trotzdem immer typisch bayerisch, weil wir bei aller zeitlichen Veränderung Bayern geblieben sind; und das sind wir, weil wir es bleiben wollten.

Heute liegen die Verhältnisse merklich anders. Durch die moderne Technik und Wirtschaft, durch das ganze Weltgeschehen der jüngsten Vergangenheit, hat sich unsere kulturelle Lage so bedrohlich gewandelt, daß die Frage nicht mehr heißt: Wollen wir dem guten alten Brauch treu bleiben?, sondern: wird es überhaupt noch möglich sein, unsere heimatliche Eigenart zu bewahren, oder wird unser Volkstum in einer charakterlosen Allweltszivilisation aufgehen?

Diese Sorge hat mit Lokalpatriotismus nichts zu tun. Der wahre Heimatmensch achtet auch das Volkstum anderer Länder und sieht im Verlöschen jeder heimatverbundenen Kultur einen Verlust. Wer es einmal begriffen hat, daß die Vielfalt unserer Kulturen einen besonderen Reichtum dieser Welt darstellten, wird die Bestrebungen der Heimatpflege nicht mehr für eine unzeitgemäße Eigenbrötelei halten. Da aber zunächst noch den meisten die Erreichung eines möglichst hohen Lebensstandartes unendlich viel wichtiger erscheint, als die Erhaltung bodenständiger Art und Sitte, muß es die vordringlichste Aufgabe der Heimatpflege sein, über diesen Irrtum aufzuklären.

Die Gefahr liegt nicht darin, daß der oder jener irgend ein nichtbayerisches Modewort aufgreift oder einen fremdländischen Brauch nachmacht, sondern darin, daß es immer mehr Leute gibt, die in solchem Gebaren den Ausdruck von Vornehmheit, zum mindesten von Weltläufigkeit sehen, oder deutlicher gesagt, das Heimatliche als ordinär und rückständig empfinden und daher schon aus Gründen ihrer Reputation zu keiner Rücksicht auf die heimatlichen Belange bereit sind.

Das A und O jeder Heimatpflege muß deshalb die Sorge sein, heimatliche Sitte und Lebensart wieder zu Ehren zu bringen. Unter Brauchtum ist ja nicht nur ein zu besonderen Anlässen übliches, sonst ungewohntes Handeln zu verstehen, sondern, im weiteren Sinne, jede, einem Volk, Stamm oder einer gewissen Landschaft eigene Lebensäußerung, also auch der Dialekt und überhaupt die ganzen bodenständigen Umgangsformen, die unserem Wesen entsprechen.

Die Kernhaus-Fassade konnte nur deshalb in ihrer ganzen Schönheit wiederhergestellt werden, weil trotz allem Verfall die wesentliche Substanz noch erhalten war. Hoffen wir, daß es auch zur Rettung des heimatlichen Geistes noch nicht zu spät ist!

Neubeuern, Traditionsort alter Innschiffahrt

Von Karin Strixner-Vollrath, Rosenheim

(1. Fortsetzung)

Schiffsmeister hieß in alter Zeit der Unternehmer, der den Schiffszug ausrüstete, die Waren verfrachtete und im Auftrag oder für eigene Rechnung auf dem Wasser „führte“. Der Schoppermeister war der Schiffsbauer, der durch seine zuverlässige Arbeit die immer riskante Schifffahrt eigentlich erst ermöglichte. Da eine Platte, ins Wasser gesetzt, wegen ihrer Schwere nie mehr aus dem Flusse kam und deshalb fortgesetzt dem Wetter und Wasser preisgegeben wurde, war sie nach fünf bis sieben Jahren verbraucht. Deshalb hatte der Schoppermeister bei dem damaligen starken Schiffsverkehr ständig für sich und seine Gesellen Arbeit. Wohl gab es auch in Wasserburg und Neuötting, in Ulm und Niederaltaich sowie anderwärts Schopperstätten, aber die Schopper von Neubeuern-Altenmarkt hatten ihre festen Kunden. Wenn auch die damalige Schifffahrt durch die Technik zum Erliegen kam, werden für die Pflege und Neuanlage von Uferschutzbauten sowie für die Flußregulierung und den Bau von Stau-stufen immer noch Fahrzeuge gebraucht, die Steine, Faschinen, Sand und Kies auf dem Wasser an Ort und Stelle bringen. Die heute verwendeten Platten sind in der Regel 21 Meter lang, 5 Meter breit und bei einem Tiefgang von 80 Zentimeter meist 1,10 Meter hoch. Sie tragen etwa 40 Tonnen. Die Bauzeit umfaßt fünf bis sechs Wochen.

Die Form ist die gleiche wie vor hundert Jahren, aber die Bauweise ist durch Maschinen und Elektrizität verbessert. Die für eine Platte bestimmten Bäume wurden früher mit der Hand der Länge nach (!) durchgesägt — eine mühevollen Geduldsarbeit! Das Holz zum Schiffsbau liefern die heimatischen Wälder. Nur langsam wachsendes, zähes Bergholz, das einige Jahre lagern muß, ist geeignet.

Der Name „Schopper“ kommt daher, daß beim Bau von Flußfahrzeugen früher ein besonders wasseraufsaugendes Moos zwischen etwaige Lücken „geschoppt“ wurde. Heute nimmt man dafür Schiffswerg (Hanf). Auch naturgewachsene Wurzeln hatten einst beim Schiffsbau ihre Aufgabe. Auf den bayerischen Flüssen Inn, Salzach, Isar, Donau, Lech sind außer den ausnahmsweise bis 28 Meter langen Platten, innabwärts „Gams“ geheißen, auch die leichteren „Zillen“, meist als Beiboote, im Gebrauch. Sie sind etwa 14 Meter lang. Auch Fähren zum Uebersetzen von Menschen, Vieh, Fahrrädern, Lebens- und Futtermitteln sind mancherorts noch in Betrieb.

Um die Schiffe früher haltbarer zu machen, wurden sie streifenweise gebrannt. Jetzt tut

der Schiffsteer bessere Dienste. Das heute in unserem Landstrich sehr seltene, früher für die Innschiffahrt so bedeutsame Gewerbe des Schoppers wird im Brucknerhaus in Altenmarkt nachweislich seit 400 Jahren ausgeübt. Auch der jetzige Träger dieses traditionsreichen Handwerks, Schiffsbaumeister Michael Schmidl, baut neben Platten und Zillen Fähren und Sportboote, letztere größtenteils für Norddeutschland. Der Hausname besagt, daß hier früher der Inn vorbeiführte, der sich vor der Verbauung wild und zügellos, mit willkürlichen Abzweigungen, durch die Gegend ergoß. Daß hier schiffbares Wasser vorhanden war, beweist auch der Ring am alten Pallaufhaus unterhalb des Neubeurer Berges, an dem Schiffer ihre Kähne festbunden. Wie ein Schiffszug um 1770 aussah, zeigt das breite Wandbild am Gasthaus „Stangenreiter“ auf dem Marktplatz in Neubeuern. Die 60 Mann, die in der Regel für eine Schifffahrt gebraucht wurden, erlebten genug Zwischenfälle durch die Flüsse selbst, auch Unwetter und Seuchen bedrohten sie. Ihr schwerer, gefahrvoller Beruf machte sie im Wesen oft rauh, aber handfest. Das etwa 15 Meter lange Steuerruder einer Platte zu bedienen, war kein Kinderspiel. Was bei den heutigen Platten das Motorboot besorgt, leisteten damals wirkliche Pferdekräfte. Es kam auch vor, daß Zillen aus Tirol „geschwärzt“ wurden.

Die früheren „Hauptschiffe“ konnten, 38 Meter lang und 5 Meter breit, 1600 Zentner tragen, der 36,5 Meter lange „Nebenbeier“ 1400 Zentner, der kleinere „Schwemmer“ 1200 Zentner. Zwei Roßplatten, die „Seilmuze“ und die notfalls zur Rettung der Schiffsleute dienende „Stoierplatte“ gehörten ebenfalls zum Schiffszug. Die Mannschaft war in „Seßtaler“, Schreiber, Steuerleute, Küchenmeister, Seilträger, „Bruckknechte“ und Zillführer eingeteilt. Die Betreuer der Pferde hießen Vor- und Voraufreiter, Derblseil- und Außenbeireiter, Spaneller, Neunt-, Siebent-, Fünft- und Drittreiter sowie Afterreiter. Bei stärkeren Schiffszügen wurde ein zweites Zugseil, der „Aufstricker“, vom Marstaller angeführt. Die Bergfahrt dauerte von Preßburg bis Hall 15 Wochen. So konnte ein Schiffsmeister jährlich höchstens zwei Schiffszüge nach Ungarn und zurück „führen“.

(Schluß folgt)

Ergänzung für die Augustfolge

Die in der Junifolge der Beilage „Heimat am Inn“ erschienene Abhandlung: „Wie im Markkht Krayburg a in Rhat zu erwöhlen sei“ hat Franz Jackl, Ampfing, zum Verfasser.

Burg Marquartstein im Achental

Das Bergschloß der Hohensteiner und der bayerischen Herzöge

Von August Sieghardt, Grassau im Chiemgau

Wo die aus Tirol kommende Große Ache sich anschickt, das Gebirge zu verlassen und ihre Wasser ins weite offene Achental gegen den Chiemsee hinauszuwälzen, am Fuße des 1745 Meter hohen Hochgern und des 1561 Meter hohen Hochlerch, erhebt sich stolz über dem Pfarrdorf Marquartstein auf schroffem Fels ein altersgraues Bergschloß, das dem Ortsbild dieses Dorfes einen romantischen Hintergrund verleiht und sehr wesentlich zur Schönheit des Landschaftsbildes rings um Marquartstein beiträgt. Es ist die Burg Marquartstein, zu der man auf dem neugebauten Prügelweg emporsteigt. Vor dem Burgeingang, zu dem man auf einer hölzernen Brücke über den mit Ruinentteilen flankierten Abschnittgraben schreitet, eröffnet sich dem Beschauer ein herrlicher Blick auf die Berge des Achentales und des Wössener Tales, hinüber zur Hochplatte und hinauf zum Geigelstein mit dem Breitenstein, der Rudersburg und der Rauhen Nadel. Ueber dem Eingang zum Torbau, den Treppengiebel und rechteckige Schießscharten beleben und an dem auch noch die Blende für die einstige Zugbrücke erkennbar ist, prangt das Wappen der Freiherrn von Tautphoeus und jenes der Familie Montgomery mit der Jahreszahl 1857. Es erinnert an den einstigen Schloßherrn Freiherrn Cajetan v. Tautphoeus, kgl. bayer. Kämmerer und Ministerialrat, der die Burg Marquartstein im genannten Jahr durch Ankauf vor dem Verfall gerettet und zusammen mit seiner Gattin Jemina, geborene Montgomery, aus dem Hause der Grafen von Englinton-Winton, einer Linienverwandten des englischen Feldmarschalls Montgomery, stilvoll wiederhergestellt hat. Die Baronin Jemina v. Tautphoeus war eine weitbekannte Schriftstellerin, deren bayerische Romane ihr viel Geld einbrachten. Man erzählt sich, daß von dem Erlös eines ihrer Bücher die ganze Wiederherstellung der Burg Marquartstein bestritten werden konnte. Sie und ihr Gatte ruhen auf dem Unterwössener Friedhof.

Durch den gewölbten Torweg kommt man in den viereckigen, nicht großen Burghof, der mit seinen Holzgalerien und dem alten Burgbrunnen einen malerischen Eindruck macht. Der südliche Trakt, ein ehemaliger Wirtschaftsbau, verbindet den kleineren Westflügel mit dem größeren Ostflügel, der lange Zeit als Getreidekasten diente. An der Nordseite des Burghofes, wo eine hohe Mauer aufragt, befand sich früher der Frauenbau.

Die Mauer des größeren Flügels, des erwähnten Troadkastens, sind dreieinhalb Meter dick. In diesem Gebäude, das man auch das Hinterschloß nennt, befindet sich ein großer Saal, der ehemalige Rittersaal, der vom letzten Schloßherrn mit Galerien und Wappen adeliger Geschlechter geschmückt wurde, er dient seit seinem Umbau im Spätherbst 1948 als Speise- und Festsaal für das in der Burg untergebrachte Staatliche Landschulheim (Oberrealschule) und ist mit einer unmittelbar daneben neuengerichteten Elektroküche versehen. Der stilvolle Umbau wurde vom Landbauamt Traunstein vorgenommen. Der unmittelbar über dem Dorf aufsteigende kleinere Herrschaftsbau an der Westseite der Burg, von dessen Fenstern und Altane man entzückende Ausblicke auf das Achental und zum Chiemsee hat, enthält noch einiges von der alten Inneneinrichtung der Burg. Man sieht schöne Türfüllungen aus Holz in Renaissance, kunstvoll geschnitzte Plafonds, große schöne Kachelöfen, einen marmornen Kamin, mächtige Renaissance- und Barockschränke und auch ein paar alte Familienporträts der freiherrlichen Familie v. Tautphoeus. Im übrigen ist das ganze Schloß für den Schulbetrieb eingerichtet. Das Äußere der Burg, das sich dem Auge schlicht und ohne Turm darbietet, wurde unverändert gelassen. Daß es sich bei der Burg Marquartstein um einen Bau der Spätgotik handelt, das erkennt man an den spätmittelalterlichen Türöffnungen und anderen architektonischen Merkmalen. Ein Teil der alten Burgmauern befindet sich übrigens — es klingt seltsam genug — drunten im Dorf, über dem Bahnhof. Als man nämlich im Jahre 1822 auf dem Hügel über dem heutigen Bahnhofplatz ein neues Forstamtgebäude errichtete, da verwendete man die Steine der verfallenen und abgebrochenen Nordseite der Burg, der früheren Frauenkemenaten, zum Bau dieses Amtshauses.

Gegenüber dem Burgeingang steigt man zur ehemaligen Burgkapelle hinan. Sie ist erst 1843 anstelle der größtenteils abgebrannten mittelalterlichen Burgkapelle entstanden, die von einer weitgespannten Mauer umgeben war. Ein Teil der stehengebliebenen Mauerreste wurde beim Neubau des Gotteshauses mitverwendet. Die Kapelle ist dem hl. Vitus (St. Veit) geweiht und dient der Evangelisch-Lutherischen Pfarrgemeinde Marquartstein als Gotteshaus. Der Chor ist noch spätgotischer Herkunft, das Langhaus barocken



Burg Marquartstein nach einer Zeichnung von M. Wening v. 1701.

Foto: Sieghardt

Grundcharakters. Die Deckengemälde im Chor veranschaulichen eine Ansicht der Burg Marquartstein, den Hochaltar ziert ein Gemälde des 18. Jahrhunderts, das in der Mitte Maria mit dem Jesuskind zeigt und das der damalige Fürsterzbischof von Salzburg, Kardinal Friedrich Fürst zu Schwarzenberg, gestiftet hat. Auch von der Kapelle aus hat man reizende Ausblicke ins Achantal und zum Chiemsee.

Rund 900 Jahre sind über die Burg Marquartstein hinweggeschritten. Die Inschrift über dem Burgeingang verkündet, daß Burg Marquartstein in der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts erbaut worden ist, und zwar von den Rittern von Hohenstein, die auf Burg Hohenstein oberhalb Egerndach, also in naher Nachbarschaft (bei Staudach) gehaust haben. Graf Marquart II. von Hohenstein gilt als ihr Schöpfer, nach ihm wurde die Burg „Marquartstein“ genannt. Die Hohensteiner entstammten dem Edelgeschlecht der Chiemgauer Gaugrafen von Baumburg (bei Altenmarkt an der Alz). Graf Marquart II. von Hohenstein auf Marquartstein hat durch eine Liebesgeschichte mit der Tochter Adelheid des Grafen Kuno v. Mögling von sich reden gemacht, welch letztere er im Jahre 1096 zur Frau nahm. Das führte zu

einer erbitterten Feindschaft zwischen den beiden Familien v. Hohenstein und v. Mögling und an dieser Feindschaft soll der Graf Marquart II. von Marquartstein, wie wir ihn nennen wollen, zugrunde gegangen sein. Man erzählt sich, er sei bei der Jagd auf dem Schnappen ermordet oder zum mindesten getötet worden, wobei eine frühere Liebe von ihm, eine Edelfrau von Schloß Stein an der Traun, eine Rolle gespielt haben soll. Marquarts Witwe Adelheid war an der Stiftung des Klosters Berchtesgaden im Jahre 1122 beteiligt. Sie heiratete in zweiter Ehe den Edlen Ulrich v. Pütten, in dritter Ehe den Grafen Berengar von Sulzbach in der Oberpfalz; mit diesem bedachte sie das Kloster Baumburg reich mit Schenkungen. Gräfin Adelheid, ihr Vater und ihre drei Ehegatten sind in der Kirche zu Baumburg beigesetzt.

Nachfolger im Besitz von Burg und Herrschaft Marquartstein wurde der Pfalzgraf Rapoto II. von Ortenburg-Kraiburg. Verwandtschaftliche Beziehungen verbanden die Burgherren von Marquartstein — wie der um die Erforschung der Burggeschichte hochverdiente Freiherr Helmuth v. Tautphoeus in Marquartstein festgestellt hat — mit den angesehensten und mächtigsten Dynastenfamilien des damaligen Europa: mit den Hohen-

staufen, den Wittelsbachern, den Hohenzollern, den oströmischen Kaisern und den Herzögen von Lothringen und Kärnten. Der Name der Burg Marquartstein erstrahlte in frühmittelalterlicher Zeit im hehrsten Glanz! Nach dem Jahre 1256 wurde die Burg von ihrem damaligen Besitzer Hermann Grafen v. Warthenburg, der die verwitwete hohenzollerische Pfalzgräfin von Marquartstein, Adelheid, geheiratet hatte, um 11 000 Silbergulden an den wittelsbachischen Herzog Heinrich XIII. von Niederbayern verkauft, samt der zur Burg gehörenden Besitzungen. Dieser bestimmte Burg Marquartstein 1273 zum Sitz seines Pfleggerichtes, zu einem Pfleg- und Kastenamt Marquartstein, dem auch die Herrschaft Grabenstätt zugehörte, einschließlich der Fischerei im Chiemsee. Der erste herzogliche Pfleger und Kastner auf Burg Marquartstein war Graf Engelbert von Hohenstein-Egerndach, der daraufhin die Witwe Adelheid von Kraiburg-Ortenburg, die Hohenzollerin, heiratete. Engelbert v. Hohenstein verlegte seinen Sitz nach Burg Marquartstein. Nach Tautphoeus Angaben amtierten die Hohensteiner von Egerndach wahrscheinlich bis zum Ende des 14. Jahrhunderts als herzogliche, Pfleger, Kastner, Mautner und Richter auf der Marquartsteiner Burg. Diese behielt ihre Eigenschaft als herzoglicher und zuletzt kurfürstlicher Amtssitz bis zum Jahre 1803, also 530 Jahre lang. Sie war — ganz nebenbei bemerkt — keine „Raubritterburg“, wie man in der Regel laienhaft zu sagen pflegt, sondern eine landesherrliche Amtsburg, ein landesfürstlicher Verwaltungssitz.

1803 (bzw. 1804) hat man den Amtssitz auf Burg Marquartstein aufgehoben und mit dem kurfürstlichen Pflegamt Traunstein vereinigt. Die Burg verblieb im staatlichen Besitz, wurde zum Sitz des Forstamtes bestimmt, das aber nur vier Jahre in der Burg bleiben konnte, weil letztere baufällig geworden war. 1808 verlegte man das Forstamt aus der Burg ebenfalls nach Traunstein. Die außerhalb der Burg gelegenen Gebäude wurden abgebrochen oder verkauft, die Vorderburg stand leer, die Hinterburg wurde „Troackasten“, Getreidespeicher. Burg Marquartstein wäre Ruine geworden, wenn sie nicht in den 50er Jahren des vorigen Jahrhunderts, wie schon bemerkt, Freiherr Cajetan v. Tautphoeus durch Ankauf und Restaurierung vor dem Verfall gerettet hätte.

Natürlich gäbe es aus der vielhundertjährigen Geschichte der Burg Marquartstein allerlei Ereignisse, besonders solche kriegerischer Art, zu berichten. Wir wollen uns dies hier ersparen und nur darauf hinweisen, daß während des Landshuter Erbfolgekrieges

1504 Kaiser Maximilian I., von Kufstein und Bernau kommend, am 28. Oktober mit seinen Soldaten vor der Burg Marquartstein erschien und Einlaß und Uebergabe verlangte, was auch sogleich geschah. Er hat in der Burg gut und ruhig geschlafen und zog am andern Tag nach Traunstein weiter. Bauernkrieg 1525 und Dreißigjähriger Krieg haben Marquartstein nicht sehr beunruhigt. Im Spanischen Erbfolgekrieg 1703 ist der gut verteidigt und befestigt gewesenen Burg nichts passiert, auch nicht im Oesterreichischen Erbfolgekrieg Mitte des 18. Jahrhunderts. In den Tiroler Freiheitskriegen blieb unsere Burg ebenfalls vor Beschädigung oder gar Zerstörung bewahrt. Der letzte landesfürstliche Pfleger und Kastner war Ignaz Karl v. Spitzel. In der Grassauer Pfarrkirche liegen etliche Marquartsteiner Pfleger begraben. Von den Urkunden in der Burg hat sich soviel wie nichts erhalten, weil diese zu Beginn des vorigen Jahrhunderts von den Töchtern des damaligen Pflegamtsdieners — gegen Kaffee an jüdische Händler verschachert wurden.

Burg Marquartstein, die uns der bayerische Topograph M. Wening in einer Zeichnung aus dem Jahre 1701 im Bild überliefert hat, ist heute Eigentum der in Florenz lebenden Gräfin v. Picori-Geraldi, einer geborenen Freiin v. Tautphoeus, und deren Schwester, die ebenfalls einen Italiener heiratete. Der letzte bayerische adelige Besitzer, der Gesandte Rudolf Freiherr v. Tautphoeus, hatte es seinen beiden Töchtern unter der Bedingung vererbt, daß beide deutsche Staatsbürger heiraten; Versuche, die Burg auf Grund dieser Bestimmung wieder in den Besitz der bayerischen Familie v. Tautphoeus zu bringen, wurden hintertrieben. Gräfin v. Pecori vermietete die Burg an das zuerst private, dann Staatliche Landerziehungsheim, die heutige Oberschule. Hellmuth Freiherr v. Tautphoeus, der nach dem ersten Weltkrieg die ihm behördlich übertragene Zwangsverwaltung der Burg Marquartstein innehatte, lebt seit Jahren in dem hinter der Burg gelegenen uralten Weberhäusl. Sein Heim schmückt auch ein Porträt der schon genannten Schloßherrin Jemina v. Tautphoeus, geborene Montgomery, auf Sea View und Hall, die durch ihre deutschfreundliche Gesinnung, ihre Hilfsbereitschaft und ihren Wohltätigkeitssinn bei der älteren Bevölkerung Marquartsteins heute noch in bester Erinnerung ist. Das Marquartsteiner Gemeindewappen zeigt das Wappen der Grafen von Hohenstein und das „geminderte“ Wappen der freiherrlichen Familie v. Tautphoeus, deren Name für immer mit der Burg Marquartstein verbunden bleiben wird.

Warum wurde in der Hochstätter Gemeinde einst Hanf angebaut?

Von Anton Bauer, Pfarrer in Hochstätt

Immer wieder melden alte Aufzeichnungen, daß in früheren Zeiten in und um Hochstätt viel Hanfanbau betrieben worden ist. Heute hat kein Anwesen mehr ein „Hanfland“.

Man könnte viele Belege beibringen, um zu zeigen, wie einst fast jedes Gut oder Gütl seinen „Honif“ oder „Hanif“ anbaute und verkaufte. So enthält zum Beispiel das Steuerbuch des Gerichts Rosenheim vom Jahre 1671 im Münchener Kreisarchiv zahlreiche Einträge von Einnahmen aus Hanfverkauf. Da gibt der „Kurzstacheter“ von Hochstätt einen Erlös von 24 Gulden, der Wirt einen solchen von 50 Gulden, der „Heiß“ von Schechen von 16 Gulden und der Schmied dortselbst einen Betrag von 6 bis 7 Gulden an. Beim Mesnerhäusl von Schechen, das der Margarethenkirche zu Schechen gehörte, heißt es: „Kann nichts verkaufen, weil er nichts zu bauen, als ein eigenes Hanfland, davon er jährlich bei 10 Gulden schätze, muß entgegen all bedürftiges Treidt kaufen.“

Wie die Höfe, welche Flachs oder „Haar“ anbauten, eine „Haarrouß“ hatten — der Familienname Harrasser leitet sich davon ab! — also eine Flachsrostgrube, so besaßen die Hanfbauern eine „Hanfrouß“ zum Einsumpfen des Hanfes. In welcher Gegend der bayerrische Familienname „Hanfstingl“ (Hanfstängl) entstanden ist, entzieht sich unserer Kenntnis, jedenfalls erinnert er an einstigen Hanfbau.

Warum hat die Inntalgemeinde Hochstätt einst Hanfbau aufzuweisen? Er lieferte den für die Innschiffahrt nötigen Rohstoff zum Anfertigen der Schiffsseile. Die Seiler kauften den Hanf auf. Das Rosenheimer Ratsprotokoll von 1559 — im dortigen Stadtarchiv — berichtet uns (Seite 78): „Hanns Rotmüller von Schechen beklagt den Leyrer Sailer um 2 Gulden 22 Kreuzer. Ist bekenntlich und in 14 Tagen verschafft.“ Um den gleichen Betrag beklagt Michel Gännter von Schechen den genannten Seilermeister (S. 49). Im Protokoll des Jahres 1560 finden wir die Klage des „Habverguet von Schechen“, also des Hafengut gegen denselben Seiler. Es kommt zu einem Vergleich. Der Kläger soll sein Geld, nämlich 6 Gulden und 7 Kreuzer, auf dem nächsten Haller Markt in Tirol bar erhalten (S. 18). 1562 erfolgt wieder ein Vergleich zwischen dem Hafengut von Schechen und der „Leirsailerin“ (S. 54). Und laut Ratsprotokoll von 1600 beklagt die „Zechetmairin von Au“ bei Schechen den Seiler Christoph Stern. Stern hat ihr „Honif“ abgekauft. Sie hat den Hanf daheim liegen und wartet längst auf Abholung und Bezahlung. Daher der Ent-

scheid der Behörde: Er soll ihn abholen und bezahlen.

Mit dem Aufhören der Innschiffahrt nach Mitte des vorigen Jahrhunderts wird möglicherweise die Einstellung des Hanfanbaues zu erklären sein.

BUCHBESPRECHUNG

Dr. P. Schmalzl: Garser Heimatbuch „2000 Jahre Gars am Inn“. 90 Seiten mit Abbildungen. Druck und Verlag: K. Neuburger, Wasserburg. Preis 3,70 Mark. Durch die bereits 1938 veröffentlichte Studie von Dr. Josef Hauser über die Geschichte des Augustiner Chorherrenstiftes Gars am Inn ist man über die Klostergeschichte dieses interessanten Innortes gut unterrichtet. Vorliegende Schrift von Pater Dr. Schmalzl, CSR, ist nun als Fortsetzung jener Studie gedacht und geht vornehmlich auf die noch ältere Geschichte des Ortes und Marktes Gars ein. Damit hat sich im Heimatschrifttum eine Lücke geschlossen, denn gerade über den Markt Gars fehlte eine zusammenfassende Darstellung und vor allem eine Behandlung der rätselhaften Frühzeit. Nach einer kurzen Betrachtung der geologischen Verhältnisse geht der Verfasser auf die Frühgeschichte des Ortes ein und bringt eine gut fundierte Ableitung des Ortsnamens Gars, läßt aber zugleich die Möglichkeit für andere Deutungen offen. Neben der indogermanischen Wurzel „gherdh“ = „umgürten, umzäunen“ könnte man also auch an das römische „Quadratum“ oder an das Carrodunum des Ptolemäus denken. Jedenfalls dürfte es nach den Ausführungen des Heimatbuches sicher sein, daß Gars schon vorgermanisch ist. Es folgt dann die Entwicklung des Marktes Gars, die eng mit dem Inn als Wasserstraße verknüpft ist, eine Geschichte der Burgen Hampersberg und Königswart und die Schulgeschichte. Zu rühmen ist an diesem Werk die Klarheit der Darstellung und Uebersichtlichkeit. Dabei ist die Arbeit gründlich und geht auf reiches Quellenstudium zurück, eben ein richtiges Heimatbuch, wie man es sich schon lange wünschte und das trotz der strengen Wissenschaftlichkeit auch für den Schulunterricht geeignet erscheint.

Dr. H. K.

★

1343. Kaiser Ludwig verschreibt „an sant Niclas abent“ den Chorfrauen zu Altenhohenau zu seinem, seiner Ahnen und Nachkommen Seelenheil jährlich „vier lachsfoerchen (= Forellen) us dem Grazzauer tal“.

Chronik Kirmayer.

Der Schatz unter dem Ofen

Von Jakob Albrecht, G. R., Pfarrer in Bad Aibling

Da wo der Irschenberg gegen Norden abfällt, bereits im Mangfalltal, liegt der Weiler Oberstaudhausen. Ein Hof heißt beim Tumm. Es war vor fast 150 Jahren, da hatte der Besitzer des Hofes einen Traum. Es war ihm, als hörte er eine Stimme: „Du mußt nach Regensburg reisen, da wirst du auf der Donaubrücke eine wichtige Neuigkeit erfahren.“ Dieses Wort hatte er beim Erwachen so lebhaft im Gedächtnis, daß er es auch seiner Bäuerin mitteilte. Die beiden lachten darüber und machten sich nichts daraus. Nun hörte er aber auch in der zweiten und dritten Nacht dieselbe Stimme, und zwar immer dringender. Die Sache ließ ihm keine Ruhe mehr und so machte er sich auf den Weg. Da es damals keine Eisenbahn gab, mußte man mit der Postkutsche reisen, und das war eine umständliche und langweilige Reise. Er brauchte drei Tage, bis er spät abends nach Regensburg kam. Am nächsten Tag, es war ein Sonntag, ging er zuerst in die Kirche, um seiner Christenpflicht zu genügen. Dann begab er sich hinaus zu der berühmten Steinernen Brücke mit ihren vielen Jochen, die schon seit Jahrhunderten den breiten Strom überspannt. Da es Sonntag war, wogte lebhafter Verkehr auf der Brücke hin und her; denn es war die einzige Verbindung zwischen Regensburg und dem auf der anderen Seite liegenden Stadtamhof. Unser Landmann ging langsamen Schrittes über die Brücke nach dem jenseitigen Ufer; dort kehrte er wieder um und blieb auf dem Rückweg einige Male stehen, betrachtete sich den Verkehr auf der Brücke und schaute auch sinnend dem Spiel der Wellen zu, die sich zwischen den Pfeilern der Brücke durchzwängten. Allein solange er auf der Brücke weilte, es ließ sich niemand blicken, der ihm die wichtige Neuigkeit verkündete. Schon wollte er sich einen Esel schenken, als ein Schutzmann auf ihn zutrat, der ihn schon seit einiger Zeit beobachtet hatte, und bei dem Landmann Selbstmordabsichten vermutete. Auf seine Frage, was er denn auf der Brücke vorhabe, erzählte ihm der Landmann, wie er drei Nächte nacheinander im Traum die Worte vernommen habe, er solle nach Regensburg reisen, da werde er auf der Steinernen Brücke eine wichtige Neuigkeit inne. Da bedauerte ihn der Schutzmann und erwiderte ihm: „Da hast du die weite Reise ganz umsonst gemacht. Schade für das schöne Geld, das du ausgegeben hast! Weißt du, auf Träume darf man gar nichts geben. Träume sind Schäume. Schau, mir hat heute nacht auch geträumt, daß beim Tumm in Staudhausen unter dem

Ofen in der Stube ein großer Schatz verborgen ist, aber ich gebe nichts drauf. Weiß Gott, ob es überhaupt ein Staudhausen gibt und wo dieses Staudhausen gelegen ist. Ich gebe dir den guten Rat: Fahr' nach Hause und laß dich durch keinen Traum mehr narren.“ Der Tummbauer ließ es sich nicht zweimal sagen, daß er nach Hause fahren solle. Er machte sich auf den Heimweg, und als er zu Hause ankam, verkündete er die Neuigkeit sofort seiner Frau und machte sich dann daran, den alten Stubenofen abzubreaken. Siehe, da fand sich unter dem Pflaster eine hölzerne Kiste, die bis zum Rand herauf mit Geldstücken von ansehnlicher Größe gefüllt war. Da waren Guldenstücke, Frauenthaler mit dem Bild der bayerischen Kurfürsten auf der einen Seite und dem Bild der Gottesmutter auf der anderen Seite und sogar ein ziemliches Häuflein Golddukaten war in der Kiste. Aus den Jahreszahlen und den Bildern der Landesfürsten ging hervor, daß dieser Schatz ungefähr hundert Jahre früher während des spanischen Erbfolgekrieges vergraben worden war. Der Besitzer scheint unvermutet gestorben zu sein, so daß er seinen Erben das Versteck des Geldes nicht mehr verraten konnte. Was der glückliche Finder mit dem Schatz gemacht hat, ob er damit seine Schulden bezahlt oder sein Haus neugebaut oder ob er ihn seinen Töchtern als Heiratsgut mitgegeben hat, darüber ist nichts mehr bekannt. Jedoch die Moral von der Geschichte: Träume sind nicht immer Schäume.

★

1354. Die Hofleute haben den jungen Bayernherzog Mainhard, Sohn des Herzog Ludwig des Brandenburgers und der Margaretha von Tirol, zugenannt Maultasch, nach Tirol entführt. Darauf schlossen die Wasserburger mit denen von München und Landsberg gegen die Entführer ein Bündnis mit der Erklärung, „sie wollen keinen anderen Herrn haben als ihren lieben Herrn Herzog Mainhard“. Herzog Ludwig starb 1361.

Chronik Kirmayer.

„Heimat am Inn“ erscheint als Monatsbeilage des „Oberbayerischen Volksblattes“, Rosenheim, mit seinen Nebenausgaben „Mangfall-Bote“, „Mühldorfer Nachrichten“, „Wasserburger Zeitung“, „Haager Bote“, „Chiemgauzeitung“ Redaktionskollegium: Th. Heck, Josef Kirmayer, H. Ch. Kober. Ständige Mitarbeiter die Kreisheimatpfleger Albert Aschl, Rosenheim-Stadt; Dr. Peter von Bomhard, Rosenheim-Land; Karl Bräbler, Landkreis Aibling; Richard Glaser, Landkreis Mühldorf; Theodor Heck, Landkreis Wasserburg. Verantwortlich für den Inhalt: Josef Kirmayer, Wasserburg am Inn. Druck: „Oberbayerisches Volksblatt“, Rosenheim.



GEGRÜNDET 1927 VON ANTON DEMPFF

Blätter für Heimatkunde und Heimatpflege für den Heimatbund Mühldorf, den Heimatverein Wasserburg am Inn, den Historischen Verein Bad Aibling und den Historischen Verein Rosenheim

Jahrgang 1955

September

Nummer 9

Kunstwerk aus Kloster Attel am Inn entdeckt

Ein „gegeißelter Heiland“ von Ignaz Günther

Was uns Altbayern der am 22. November 1725 in dem oberpfälzischen Marktflecken Altmannstein im Schambachtal unweit Riedenburg geborene große Rokokobildhauer und Bildschnitzer Ignaz Günther, der Hauptmeister des höfischen und klösterlichen Rokoko in Altbayern, bedeutet, das bewiesen Art, Umfang und Besuch der Ignaz-Günther-Ausstellung, die im Sommer 1951 im Bayerischen Nationalmuseum in München veranstaltet wurde und die in künstlerischen Kreisen nicht geringes Aufsehen erregte. Wer diese Ausstellung gesehen hat, der mußte in die Meinung aller mit einstimmen, die da besagt, daß wir in dem Altmannsteiner Schreiner-, Bildhauer- und Bürgermeistersohn einen der allergrößten Künstler der Oberpfalz und Altbayerns überhaupt erblicken dürfen. „Denn sein Werk ist die schönste Blüte der Plastik des bayerischen Rokoko“ heißt es im Vorwort zum Katalog der genannten Ausstellung. Ignaz Günther darf sich als Rokokokünstler den zwei nicht weniger berühmten oberpfälzischen Meistern der Spätgotik und des Spätbarocks, dem 1450 in Schmidmühlen bei Amberg geborenen Erasmus Grasser und dem 1691 in Burglengenfeld geborenen Johann Michael Fischer würdigen an die Seite stellen.

Nun hört man, daß ein bisher unbekanntes Frühwerk dieses Meisters entdeckt worden ist. Und zwar handelt es sich um eine in Privatbesitz befindliche 70 cm hohe, aus Lindenholz geschnitzte Statue des „gegeißelten Heilandes“, des bekannten „Heilandes an der Geißelsäule“, wie wir ihn in man-

chen Dorfkirchen, von einfachen ländlichen Bildschnitzern gefertigt, antreffen. Eine solche Statue steht auch in der berühmten Wieskirche zwischen Unterammergau und Stein-gaden. Auf diese müssen wir hier hinweisen, um über die Entstehung des erwähnten Frühwerkes von Ignaz Günther berichten zu können. Es ist nun aber nicht etwa so, daß der große Rokokoplastiker Ignaz Günther den „gegeißelten Heiland“ in der Wies, der unter der Bezeichnung „Das Wiesherrle an der Geißelsäule“ volkstümlich geworden ist, geschnitzt hätte. Nein — die Statue in der Wies stammt nicht von seiner Hand, die ist völlig kunstlos, unbedeutend und hat wahrscheinlich einen derbbäuerlichen Holzschnitzer zum Meister. Eine Bäuerin aus der Gegend von Steingaden hat dieses Wiesherrle an der Geißelsäule dorthin verehrt, weil sie beim Gebet vor dieser Statue eine wundersame Erscheinung hatte, die Statue soll nämlich — nach beeidigter Aussage von Zeugen — wirkliche Tränen geweint haben. Die Bäuerin, Maria Lory mit Namen, war die Schwiegertochter jenes berühmten Wessobrunners Dominikus Zimmermann, der die heute von aller Welt bewunderte Wieskirche Anno 1754 gebaut hat.

Von diesem „Wiesherrle an der Geißelsäule“, der, wie gesagt, kein Kunstwerk ist, der teilnahmslos und scheinbar müde, ohne besonderen Ausdruck gefesselt am Marterpfahl steht, hat der große Künstler Ignaz Günther — eine Nachbildung angefertigt. Diese sieht freilich wesentlich anders aus als das Original, sie ist in der Einzelbildung der

Körperteile und in der ganzen Haltung hochkünstlerisch herausgearbeitet und verrät vor allem auch überaus fein abgewogene Bewegungen des Gegeißelten, in der Haltung des Oberkörpers, in der Stellung der Beine und in dem Gebrauch der Arme und Hände. „Die weich modellierte Haut scheint seidig zu glänzen, die Haltung des sehnigen Körpers sich gleitend zu verschieben, das zart artikulierte Werk besitzt nervöse Grazie von musikalischem Reiz, schwerelose Harmonie der Erscheinung. Das Gleichgewicht der Maße schafft einen Eindruck, die diese Plastik wie alle anderen Arbeiten Günthers als sehr bedeutsam kennzeichnet. Das Haupt des Heilandes mit den hochgezogenen Brauen, den schräggestellten, von schwer gewölbten Lidern halb bedeckten Augen, der langen Nase und dem feinen Kinn, dann das edle, fast gezierte Spiel der feingliederigen Hände, die flüssige Durchbildung des schlanken Körpers mit seinen immerhin muskulösen Armen und Wadenpartien sind charakteristisch für Günthers Frühzeit ... Obwohl diese Statue eine Nachbildung darstellt, ist das Werk doch eine durchaus eigenwillige Schöpfung des bayerischen Meisters.“ Also urteilt der österreichische Kunsthistoriker Dr. H. Decker über den künstlerischen Wert dieses „gegeißelten Heilandes“. Dem Genannten verdanken wir die Entwicklung dieses bedeutungsvollen Frühwerkes des Meisters.

Für wen, in welchem Auftrag und wann hat Ignaz Günther diese Statue aus Lindenholz, die durch eine spätere Bemalung leider an Freiheit verloren hat, geschnitzt? Die Zeit steht einwandfrei fest: am Sockel der Plastik steht die Jahreszeit 1754 und dabei liest man die Anfangsbuchstaben „F. I. G.“ Diese bedeuten „Franz Ignaz Günther“ (Gündter), wie sich der Künstler auch stets zu schreiben pflegte. Geschaffen hat sie Günther für die Stiftskirche des Benediktinerklosters Attel am Inn unweit Wasserburg, für die der Künstler später auch eine herrliche Maria Immaculata angefertigt hat. Wir wissen ja, daß er für mehrere Inttalklöster zwischen Rosenheim und Wasserburg tätig war: für Attel, für Rott am Inn und für Altenhohenau hat er gearbeitet. Die Figur für die Atteler Stiftskirche ist entstanden, als sich Ignaz Günther eben ein Jahr zuvor als selbständiger Meister in München niedergelassen hatte, sie ist eines seiner Frühwerke. Daß sie sich im Privatbesitz befindet (wahrscheinlich in Oesterreich), ist schmerzlich für uns.

Bei dieser Gelegenheit sei vermerkt, daß am Kirchweihsamstag 1954 auch ein anderes hervorragendes Werk Ignaz Günthers eine Auferstehung feierte: nämlich das sechs Meter hohe und 30 Zentner schwere, aus Eichenholz geschnitzte Hauptportal der Münchener Frauenkirche, das der Meister 1772 geschaffen hatte und das im Kriegs-

jahr 1944 zum großen Teil den Bomben zum Opfer gefallen war. Künstlerisch veranlagte Handwerksmeister der bayerischen Landeshauptstadt haben es im Auftrag des Domkapitels und des Landesamtes für Denkmalpflege so gut als möglich und — was eigens betont werden muß — im Geist Ignaz Günthers erneuert, so daß das Portal heute wieder so aussieht wie es ehemals gewesen ist, von gewissen Feinheiten natürlich abgesehen. Die Grundgedanken des Werkes blieben bei der Restaurierung, die mehr einer Zusammensetzung und Ergänzung glich, auf jeden Fall vortrefflich gewahrt. In gleicher Weise wird gegenwärtig auch mit dem bombenbeschädigten Brautportal der Frauenkirche verfahren, das ebenfalls aus der Hand Ignaz Günthers stammt.

Die vorstehende Entdeckung des Kunstwerkes von Ignaz Günther aus dem Inttalkloster Attel ist ein neuer Beitrag zu der Tatsache, daß dem oberpfälzischen Meister ein namhafter Anteil an der künstlerischen Ausschmückung unserer Inttalklöster zukommt. Wer insbesondere die von seinem Landsmann, dem schon genannten Münchener Kirchenbaumeister Johann Michael Fischer aus Burglengenfeld, geschaffene ehemalige Benediktinerklosterkirche in Rott am Inn besichtigt, dem begegnen im Innern mehrere hervorragende Bildhauerwerke Ignaz Günthers, von denen der nach dem Entwurf Günthers ausgeführte Hochaltar, der hl. Papst Gregor und der hl. Kardinal Petrus Damiani, sowie die beiden großen hölzernen Standfiguren der Bistums- und Landespatrone St. Korbinian und Benno, die besondere Aufmerksamkeit der Kunst- und Heimatfreunde beanspruchen dürfen.

August Sieghardt

Die Chronik

1343. Kaiser Ludwig der Bayer befestigte das Schloß Kling mit einer „Rinkmauer“, zu welchem Schutzbau alle Untertanen des Gerichts „Dienst und Steuer“ leisten mußten. Auch die Klöster Attel, Rott und Beyharting mußten alljährlich beitragen zur Erhaltung der Veste.

1357. Für den Fall seines Ablebens ver schrieb Herzog Ludwig der Brandenburger seiner Gemahlin Margaretha Maultasch Wasserburg und Kling. 1363 — 1369 besaß sie auch wirklich diese Wittumsbesitzungen.

1743. Von Rosenheim her kamen auf der Wasserreise 1200 Eichen in Wasserburg durch, die für das Zeughaus in Wien bestimmt waren. Die Oesterreicher hatten sie ausgesucht als die besten von etwa 1500 Stämmen, welche sie im Windschlag bei Aibling hatten schlagen lassen.

Chronik Kirmayer

Zwischen Inn und Salzach . . .

Schon vor mehreren Jahren wurde die Festtagstracht der Frauen für den Stadt- und Landkreis Wasserburg wiederbelebt.

Da in zunehmendem Maße die Tracht auch für gesellschaftliche Veranstaltungen Bedeutung gewinnen soll, folgt jetzt eine weitere, mehr bürgerlich betonte Festtracht. Bestimmte Merkmale wurden den Darstellungen ehemaliger Wasserburger Bürgerinnen auf der Stiftungstafel vom Beginn des 18. Jahrhunderts in der Pfarrkirche zu Halving entnommen. Dorthin wallfahrten ehemals die Wasserburger Bürgerfamilien alljährlich mit Kreuz und Fahnen. Die älteren Frauen auf diesem Bild tragen vielfach noch den spitzen

sich zwischen Inn und Salzach noch eine große Zahl von Belegen einer vom Rokoko beeinflussten Zeittracht, die engere Verbindung mit der Mode hielt als spätere Volkstrachten. Ihre Farbenwahl, ihr Stil wurde in den neuen Entwurf eingebaut. Deshalb ist diese zweite Festtracht der Frauen nicht an Wasserburg allein gebunden, sondern in Mühldorf, Haag, Altötting und anderen ehemals bedeutenden Märkten und Städten des Isengaus tragbar.

Die Wiederbelebung paßt sich der Jahreszeit und jeweiligen Festlichkeit an. Darum wurde auf das Mieder zurückgegriffen, das die leichtere kurz- oder langärmelige Unterziehhose zuläßt, die nicht aus Seide, sondern aus feinstem Leinen- oder Wäschestoff genäht ist. Der ovale Halsrand mit einer Rüsche von Valenciennes-Spitzchen kann durch einen Seidenschnurzug in der Weite geregelt werden. Eine Brosche sichert die Schleife aus den gebundenen Enden. Die Bluse selbst wird unter der Brust durch Gummizug gehalten, so daß keine Stoffbausche den Sitz des Mieders stört. Der Ärmel soll an der Kugel fein gereiht, aber nicht allzu weit sein, damit das Seidenjäckchen ohne Stoffanhäufung darüber getragen werden kann. Er reicht nur bis über die Ellbogen, wo er sich verengt und in einer reichlichen Spitzenrüsche aus etwa 4 cm breiter Spitze oder mehreren Reihen schmaler Spitzchen endet. Diese Spitzenrüsche wird sichtbar unter der Manschette der Ueberziehjacke, die ebenfalls nicht weit über den Ellbogen reicht, aus Seide gearbeitet ist und an- oder abgelegt werden kann, wie es Jahreszeit und Ort erfordern. Nach dem Rokokovorbild läßt diese Jacke vorne in einem schlanken dreieckigen Ausschnitt, der in einer schmalen Schnappe ausläuft, Farbe und Form des Mieders, das spitzenbesetzte Blüschen und den Schmuck in Erscheinung treten. Ein doppelter Besatzstreifen von dunklerem Samt und guter, golddurchwirkter Borte legt sich in langer Randlinie herum und bildet am Nackenausschnitt einen kragenähnlichen Abschluß. Drei Haften sichern in Gürtelhöhe das genaue Zusammentreffen der beiden Schnep্পenspitzen. Der Rücken ist aufgeteilt mit einer Mittelnahrt und zwei Bogenlinien, die in der Kreuzgegend sich stark einander nähern, dann aber durch einen eingefügten Keil die Wirkung des früheren Schößchens („Hundsohren“) erreichen. Die Rückenteilung kann durch Samtpassepoile betont werden. Die Jackenärmel sind dreiviertellang, an der Achsel nur wenig gebauscht und gerade so weit gehalten, daß der Blusenärmel nicht zu stark gedrückt wird. In die typische abstehende gestreifte Manschette ist eine festliche Spitzenrüsche eingenäht, die durch die gefalteten Spitzen des draunterliegenden Blusenärmels



Wasserburg am Inn: Erneuerung der bürgerlichen Festtagstracht (Sommer)

Nach Angaben von Dr. Barb. Brückner

schwarzen Schwedenhut über einer gestickten weißen Haube. Dazu gehören langärmelige Jacken und zweifarbige Röcke mit Tunika. Nicht bei der älteren Frau jedoch, sondern bei der „Jungfrau Tochter“, deren Kleidung eine Trachtenerneuerung jener Zeit im Vergleich zu den Müttern darstellt, wurde eine Anleihe gemacht. Da ist das kleine Häubchen, der reiche Spitzenbesatz der dreiviertellangen Ärmel, die spitzenumrandete Schürze und der Rock, der aus zwei übereinanderliegenden Teilen besteht. Die junge Generation jener Zeit zeigt ähnlich gestaltete Formen auch auf vielen anderen Bildern. Ueber den Wasserburger Bereich weit hinaus fand

verstärkt wird. Schnitt und Farbe des Seidenjäckchens entsprechen der Isengauer Tradition mehr als eines halben Jahrhunderts.

Das Mieder ist am Rock angesetzt. Der Schnitt ist der alte vielverbreitete des Herzmieders. Roter oder brauner, gemusteter oder glatter Seidenstoff oder Brokat werden dazu verwendet. Ein fester Futterstoff ist notwendig, einem glatten Miederstoff entspricht ein gemusteter Rock im gleichen Farbton und umgekehrt. Die Ränder sind mit etwas dunklerem Samt oder mit Goldlitze eingefasst. Die Verschnürung fällt weg, der vordere Verschuß wird durch gegenständige Hafteln bewerkstelligt. Die Armöffnungen sind beim Herzmieder weit ausgeschnitten, da das nicht nur hübsch aussieht, sondern auch einen guten Sitz der Träger sichert.

Eigenartig sind auf der Wasserburger Stiftungstafel die Röcke der Frauen gearbeitet, nämlich zweiteilig aus jeweils verschiedenen Stoffarten und Farben, so daß eine Art Tunika lose über einen abstechenden längeren unteren Rockteil fällt. Eine Erinnerung daran soll der nicht einfach fest angenähte, sondern an einem Futterteil unter dem kürzeren Rockteil „blind“ angesetzte andersartige untere Streifen sein. Der Stoff ist entgegengesetzt zu der Tunika gewählt, glatt zu gemustert oder glänzend zu matt. Im ganzen ist der Rock weit, an der Taille fein gereiht; die Farbmöglichkeiten sind braun, gedämpftes Rot, in sich gemustertes Schwarz, auch Seidenmoirée.

Die Schürze, die auch bei der Festtracht nicht wegfällt, ist reichlich gehalten. Doch sind die Bänder nicht vorne, sondern rückwärts oder seitlich an der Hüfte, zu einer nicht bauschenden Schleife gebunden. Die drei Seiten sind entweder mit einer zarten Klöppelspitze oder einer guten schmalen Borte umrandet. Der Stoff, ein Seidengewebe, passende Changeantseide, Damast oder Brokat, paßt sich im Ton der Gesamttracht an.

Eine Kopfbedeckung ist zum Eindruck voller Festlichkeit notwendig. Es wurde dazu das im 18. Jahrhundert allgemein herrschende Häubchen gewählt. Es ist eine kleine, hauptsächlich auf dem Hinterkopf sitzende Form mit zartem Spitzenbesatz am vorderen Rand und einem Böderl aus Brokat. Es kann auch handgestickt sein oder aus dem bei den Chiemgauer Hutstickerinnen immer noch vorhandenen alten Goldstickereien, die von früheren Hüten abgelöst wurden, gebildet werden.

Feine weiße oder helle Strümpfe und gutgeformte festliche Schuhe aus weichem Leder, wenn möglich mit schönen Silberschnallen runden das Bild ab. Daß nur echter Schmuck zur Tracht getragen werden sollte, ist selbstverständlich. Granat- oder Goldschmuck wäre besonders zu begrüßen.

Ueber die Farbenwahl für die Festtags-tracht wäre noch zu sagen, daß in erster Linie Rot, Braun, auch Schwarz in Frage kommen. Innerhalb von Rot und Braun kann mit helleren oder dunkleren Tönen variiert werden oder ein Ockerton sehr fein zu Schwarz passen. Auch der gleiche Ton von Rot, Braun und Schwarz kann gemustert beziehungsweise in sich gemustert eine Unterscheidung bringen, so etwa bei leichtem Wollbrokat. Zur Isengauer Tradition gehört außer Braun hauptsächlich Grün. Es dürfte beim Jäckchen im Passepoil und Futter, sehr vorsichtig, um nicht tirolerisch zu wirken, eventuell in einem fein abgewogenen Ton auch im ganzen auftreten. Die Schürze ist mit gutem Farbsinn frei wählbar. Niemals sollen Rock und Mieder beide gemustert sein. Das Jäckchen kann ein Muster zeigen, wenn der Rock als Ganzes ungemustert ist.

Als Beispiele möglicher Farbkombinationen seien genannt: Schwarzer Rock, rotes Mieder, Jäckchen in Rot, eventuell anderer Ton oder helles Braun, helle Schürze; Rock in gemustertem gedämpftem Rot, Mieder in gleichem, aber ungemustertem Rot, braunes Jäckchen, dunkle Schürze; brauner Rock, rotes Mieder, schwarzes Jäckchen, Schürze in Goldton: brauner oder roter mit Grün gemusteter Rock, Mieder in gedämpftem Grün, braunes, ungemustertes Jäckchen, ockerfarbene Schürze.

Die Schöpferin dieses Entwurfes, der fast das halbe Hundert von Erneuerungen vollmacht, übergibt ihn den festfrohen Frauen zwischen Inn und Salzach mit dem Wunsch, daß er in vielen Feststunden des Lebens in Familie und Gemeinde sichtbarer Ausdruck echter Freude sein möge.

Barbara Brückner

Der Hausl

Von A. Leiß

Wir Aelteren haben ihn noch gekannt, den echten, urwüchsigen Hausl, und haben ihn noch regieren sehen in Hof und Stall jedes altbayerischen Gasthauses. Mir ist, als sähe ich ihn vorm Tor stehen, so nach Feierabend: Groß und kräftig, die charakteristische Balonhaube auf dem Kopf, hemdärmelig und den blauen Schaber vorm Leib. Um den Mund hing ihm ein struppiger Schnauzer, der ihm was Knurriges verlieh. Ob mit Recht oder Unrecht: Alle Hausln standen im Geruch der Grobheit und jedem haftete etwas Grantiges an, vielleicht in langen Jahren erworben in schmerzhafter Laufbahn vom Stallbuben über den Roßknecht zu seiner jetzigen Würde.

Die Glanzzeit des Hausls war die „gute alte Zeit“ vor Einführung der Eisenbahn, als Pferd und Wagen die Landstraße beherrschten und in jedem Gasthof geräumige Ställe

auf eigene und fremde Rosse warteten. Da war der Hausl Herr über Mensch und Vieh, wobei er unter „Vieh“ natürlich nur das ehrsame Roß verstand.

Ja, Roß und Wagen und Hausl gehörten zusammen. Heut war's die prächtige vier-spännige Kalesche eines großen Herrn — morgen das Gäuwagerl eines Metzgers oder „Kaiwipraxers“ und immer war der Hausl da als Hüter und Sorger, und jeder Gast konnte sich drauf verlassen, daß den Gäulen Wart und Pflege und die Ration Haber zuteil wurde.

Nun, an gewöhnlichen Wochentagen brauchte er sich nicht „zu zerreißen“ — aber an Markttagen! Wenn Hof und Straße gepfropft voll von Bauernwagen aller Art standen und die Ställe die Gäule nicht faßten. Ausspannen, füttern, tränken — und abends wieder einspannen und den schwerbeladenen Gästen auf den Bock helfen — da konnte man sehen, wie der Hausl seinen Mann stellte.

Seine Autorität stand gleich nach jener des Herrn und alles männliche Gesinde unterstand seinem strengen Regiment. Sie reichte aber auch in die Gaststube hinein, wo er oft das Amt sozusagen der Hauspolizei übernehmen mußte. Schon seine mächtige Gestalt machte es ihm leicht, einem widerspenstigen Radaubruder die „Furcht Gottes“ beizubringen. Da brauchte der Wirt nur zu blinzeln, was bedeutete: Hausl, schmeiß 'n naus!, dann erhob er sich zu seiner ganzen Größe, wuchtig und drohend, und ehe der Bedrohte nur das Maul zu einem Protest auf tun konnte, lag er schon draußen. Trat er den Rückzug rechtzeitig an, so geschah es wohl, daß ihm der Hausl noch mit einem gutgezielten Fußtritt zu beschleunigter Abreise verhalf.

Was nun dieses An-die-Luft-Setzen betraf, so gab's nirgends mehr Gelegenheit dazu als beim Oktoberfest auf der „Wies'n“. Da hatte früher natürlich jede Brauerei ihren Hausl und wenn in der Festbude gegen Abend irgendwo ein Krawall aufkam und ein paar wackere Trinker ihre Steinkrüge „zweckentfremdet“ gebrauchen wollten, dann war der Hausl schon da, packte mit jeder Hand einen der Kämpfer und beförderte sie an die friedliche Herbstluft.

Aber nun ist unser guter, alter Hausl verschwunden. Die Ställe, wo er regierte, sind in Garagen umgewandelt, aber in ihnen schaltet kein Hausl mehr. Manche sagen, er habe sich in den modernen Portier verwandelt — aber ich glaub's nicht. Nein, Hausl und Portier ... das sind zwei ganz verschiedene Gestalten.

Oft ist der alte Hausl in Wort und Schrift gefeiert und mit Stift oder Pinsel verewigt worden. Aber keiner hat ihn so lebensvoll geschildert wie unser Ludwig Thoma in seiner köstlichen Geschichte „Altaich“. Eine Szene sei hier angefügt:

Grad wollte der Posthalter in die Stube zurückgehen, da fiel ihm was ein. „He, Martl!“ Der Hausl kam langsam heran. „Wos is?“

„Paß auf, morgn is Sonntag ... da kunntst du eigentli amal de neue Haubn aufsetzn ...“

„Warum nacha? Müaßt i Maschkera geh im Summa, grad weil's der trapfte Kramawaschl ham möcht? Sie ham ja selm gsagt, daß dös a Dummheit is ...“

„Was hab i gsagt? Daß d'net auf d' Station abi steh muaßt, hab i gsagt.“

„Und daß i den Malafizkrama, dem damischn, sein dumma Bletschari net aufsetzn muaß, hams gsagt. Und dös sag i pfeigrad, dös tua i amal net ...“

„Von mir aus brauchst 'as net aufsetzn, abagar so aufdrahn brauchts a net, wann i di um an Gfalln o'geh ...“

„Dös kunnt aa no a Gfalln sei, daß i als Hanswurscht umanandlaffa soll.“

„Laß da sagn, Martl, i hab de Gschicht am Ofang anders o'gschaut und hab aufn Krama sei Gred aa nix gebn. Aba iatz schaut si de Sach anders o ... es kemma Fremde, san scho fümfe do, sie bringa a Geld her ... folgedessn waar dös net ganz so dumm, was der Krama gsagt hat. Na kunnt ma eahm do aa an Gfalln erweisen. Und wenn er de Haubn eigens macha hat lassn, schau, Martl, da tat di net gar so druckn ...“

„Na, i geh amal net Maschkera!“

„Was hast denn allwei mit dein Maschkera-geh? Gibt do gnua Hausmoasta, de wo sellene Haubn ham. Z'Minka is da ganz Bahnhof voll.“

„De sans net anders gwöhnt ...“

„Gwöhnt! Oamal hats a jeder 's erstmal aufgesetzt. Probierst halt amal in deiner Stubn! Vielleicht gfallts da bessa, wia's d' moanst.“

„Net mag i! Sie ham selber gsagt, daß's a Dummheit is, nacha wer i de Dummheit net macha müßn z'wegn dem spinnatn Krama ...!“

Der Posthalter sah, daß er nichts erreichen konnte und ging. Martl schob seine Ballonhaube ganz windschief nach rechts und schaute grimmig vor sich hin, als Herr von Wlazeck und der Kanzleirat, zwei Sommergäste, an ihm vorübergingen.

„Särvus, Herr Haus- und Hofmeister!“ rief der Oberleutnant jovial.

Martl schaute ihn spinngiftig an. Um Mund und Nase zuckte es ihm wie einem bissigen rauhhaarigen Schnauz. Er wollte etwas sagen, wie man deutlich wahrnehmen konnte. Er sagte es aber nicht, sondern drehte sich um und ging.

„Ein Prachtexemplar“ sagte Wlazeck fast zärtlich. „So was von einem gutkonservierten, vorsündflutlichen Hausknechtsideal ist mir überhaupt noch nicht vorgekommen. Ich sehe in ihm den letzten einer aussterbenden Edelrasse, sozusagen einen Azteken der Grobheit.“

Neubeuern, Traditionsort alter Innschiffahrt

Von Karin Strixner-Vollrath, Rosenheim

(Schluß)

Der denkwürdige Baum

Die Schopperstätte war immer in der Nähe des Flusses, der das begonnene Werk einst tragen sollte. Nach der Bändigung des Innstroms wurde der Schopperplatz von Altenmarkt ans Ufer verlegt. Damals, 1817, wurde dort eine Pappel gepflanzt, die wegen ihres mächtigen Wuchses später unter Naturschutz stand. Sie erreichte einen Umfang von 8 Meter, ihr Stamm aber wurde im Lauf der Zeit unten hohl. Als sie einmal von einer auswärtigen Schulklasse besichtigt wurde, hatten 18 Buben samt Rucksäcken darin Platz. 1947 brannten die Gebäude der „alten Schopperstätte“ ab. Auch der 130 Jahre alte Baum wurde versengt, so daß er umgesägt werden mußte. Sonderbarerweise fiel auch ein Bild dieses historischen Baumes beim Brand des Münchener Glaspalastes den Flammen zum Opfer. Seitdem werden die Schiffe in Altenmarkt in der Werkstätte und neuen Halle beim „Bruckner“ oder auswärts im Bereich der Auftraggeber gebaut.

Die Schiffsleut-Bruderschaft

Die gemeinsame Arbeit und Gefahr ihres Berufes führte die Schiffsleute zur „schiffenden Bruderschaft“ zusammen. Sie wollten zusammen Gottes Schutz für ihre Fahrten erleben und sich in Not, Krankheit und Alter gegenseitige Hilfe bieten. Als erster Vorstand erscheint in der auf erstaunlich gutem Papier durch die geistlichen Herren geführten Mitgliedsliste im Gründungsjahr 1622 Schiffsmeister und „Gastgeb“ zum Hofwirt Christoph Hupf auf von Neubeuern. Nicht nur Schiffsleute und Troßknechte, auch viele andere mit Schifffahrt und Handel verbundene Personen gehörten dieser gemeinnützigen Genossenschaft an. Die Bruderschaft hält heute noch ihren festlichen Jahrtag ab und zählt Freunde von Oberaudorf bis Neuötting in ihren Reihen. In früheren Jahrhunderten enthielt das Mitgliedsbuch sogar ungarische Namen. Ein Totenbuch vermerkt einheimische und auswärtige Mitglieder vom Anfang des 17. Jahrhunderts an. Die Schiffsleut-Bruderschaft wollte der „Burgerschaft zu Neuenpeyern, welche Ir Nahrung und Aufenthalt den mehreren thail auf dem Wasser gewinnen“, dienen. In den Wirtshäusern waren eiserne „Schiff“ aufgestellt, in die Mitglieder Spenden einlegen konnten, besonders vor Wasserfahrten „mehrsers gliccks wegen“, und zwar „Nauförge“ drei Kreuzer, Nachkehrer zwei und „gemeine Knecht“ einen.

Die Schutzheiligen der Schifffahrt

sind auf der grünseidenen barocken Fahne der Schiffsleut-Bruderschaft abgebildet: Der

hl. Johannes mit dem Lamm, St. Nikolaus mit Bischofsstab und einem Buch, auf dem drei Äpfel liegen. Neben ihnen knien Gläubige in einem von den Innwellen umbrandeten Kahn. Inmitten des Schiffeleins steht die Himmelsmutter und breitet schützend ihren Mantel um die Gruppe. Kirche und Burg von Neubeuern schmücken den Hintergrund des Bildes, das auch als Deckengemälde die Pfarrkirche ziert. Die historische Fahne ist bei den jährlichen Fronleichnamsprozessionen in Neu- und Altenbeuern heute noch zu sehen. Die Schiffsleut-Bruderschaft hatte sogar eine eigene Münze als Medaille in Silber, die Schutzheiligen der Schifffahrt zeigend, geprägt.

Die „Kriegsläufe“ haben die Bewohner an den Ufern des Inn durch Einquartierung, Plünderung und Kämpfe oft heimgesucht. Wenn die Feldfrucht verwüstet war und die Vorräte durch Raub oder Ablieferung dahinschwanden, wurden manche Innanlieger kriegsmüde. Als wieder einmal „halbwegs taugliche Männer“ durch Gerichtsdienere herbeigeschafft worden waren, hieß es: „Welcher dann der wenigste im Schmirben, der blieb hängen.“ Aber im Ernstfall stellten die Vorfahren ihren Mann und taten auf dem Wasser und Land unverdrossen ihre Pflicht zum Schutz der Heimat, wenn in diesen unruhigen Zeiten oft die „Thrumbl“ schlug. War der Feind angekündigt, wurde der Inn „gegen die Wasserleite“ besonders bewacht.

Das Mirakel von Neubeuern

Am Sebastianitag 1428 fing die kleine Glocke in der Kirche zu Neubeuern von selbst zu läuten an und in der Karfreitagnacht 1512 zeigte sich im selben Gotteshaus ein ungewöhnliches, helles Licht, das die Wächter und andere Ortsbewohner staunend sahen. In beiden Fällen war die Kirche verschlossen und Menschenhand nicht am Werk. Durch die Schiffsleute und andere Reisende verbreitete sich die Kunde von diesen unerklärlichen Vorfällen weitem und Tausende kamen daraufhin zur Gnadenmutter von Neubeuern. Viele Pilger benützten den Wasserweg.

Der jahrhundertlang lebhafteste Schiffsverkehr auf dem Inn vertrieb seine ureigensten Nutznießer, Aeschen, Verchen, Zynnen, Ruten, Hechte, Barben, Huchen und Brachsen, durchaus nicht. Das Recht der Hoffischerei für die „Herrschaft“ Neubeuern übte der Fischer in Winkl aus. Auch „khrebs“ gab es vor einem halben Jahrtausend im Inn.

Der Inn prägt Flurnamen

Es gibt im Flurbereich von Neubeuern und Umgebung ein Rauchen-, Roß- und Sturmwöhr als Grundstücksbezeichnung, ferner den

Trostberger Pfleger als Rosenheimer Trunkenbold

Im Jahre 1614 amtierte auf der landesfürstlichen Burg zu Trostberg im Auftrag des wittelsbachischen Herzogs Seine Gnaden der fürstlichen Durchlaucht in Bayern Truchseß, Pfleger und Kastner sowie Fähndrich der adeligen Ritterschaft Oberlands Herr Carl v. Etdorff aus Warnpach und Griesstett. Dieser oblag am 1. August des genannten Jahres mit seinem Schwager, dem Hanns Konrad v. Pienzenau auf Schloß Kuglmoos bei Rosenheim, in der Nähe von Prutting der Jagd. Am Sonntag, 2. August, begaben sich beide nach Rosenheim und veranstalteten in der Bierwirtschaft des Bernhard Wider eine feuchtföhliche Zecherei, die bis nachts 10 Uhr dauerte. Bei dieser hatten die beiden dem Alkohol so kräftig zugesprochen, daß sie das Gasthaus in betrunkenem Zustand verlassen mußten. So kamen sie „bezechterweis“ an das Inntor, das sie fest verschlossen fanden. Die vor dem Tor stehenden zwei Wächter brüllten sie in beleidigendem Ton an, sie sollten das Tor sofort aufmachen, andernfalls sie alle zwei erschlagen würden. Die Wächter entgegneten, sie könnten und dürften das nicht tun, denn die Oeffnungszeit sei längst vorbei, außerdem habe der Herr Bürgermeister die Schlüssel zum Tor. „Da erzürnte sich der Trostberger Pfleger Herr v. Etdorff noch mehr und ließ seine Begleiter auf das Tor schlagen, inmaßen auch geschehen ist; er selbst entriß einem der Wächter die Hellebarde und drohte ihm dann bei aufgezogenem Hahn mit dem Erschießen, wenn er das Tor nicht sogleich öffne. Der andere Wächter ward daraufhin ebenfalls entwaffnet, und nun liefen der Herr v. Etdorff mit seinem Schwager, dem H. v. Pienzenau, und den übrigen Weidleuten im äußeren Markt herum. Vor dem Ruedorffer-Haus machten sie einen Heidenlärm, schrieten in die Nacht hinaus, die Rosenheimer wären allemiteinander

Schelme und Diebe und der Bürgermeister sei der größte von allen diesen; ein Rosenheimer soll sich freuen, wenn er einmal ihm, dem Etdorff, oder dem Pienzenauer in die Hände fielen. Auf dieses Geschrei hin war auch der in der Nähe wohnende Bürgermeister Gabmair wach geworden, er erschien im Nachtgewand am Fenster und rief den randalierenden fremden Besuchern zu, sie sollten sich beruhigen, er werde gleich hinunterkommen. Der Pfleger von Trostberg aber schrie zu ihm hinauf, er brauche nicht herabzusteigen, man könne ihn wohl auch vom Fenster herabschießen. Worauf der Bürgermeister eiligst das Fenster schloß. Als nun der Bürgermeister mit den Torschlüsseln unten ankam und das Tor öffnen ließ, da strömten die Rumorer lärmend hinaus, nicht, ohne den beiden Wärttern die Hellebarden zu entreißen und diese mitzunehmen.“

Die Angelegenheit, die in vorstehendem Wortlaut in der Hefner'schen Chronik von Rosenheim (1860) verzeichnet ist, hatte natürlich ein Nachspiel. Es entstand ein heißer Briefwechsel zwischen dem Rathaus in Rosenheim und der Burg Trostberg, bei dem es sich vor allem um die Rückgabe der widerrechtlich mitgenommenen beiden Hellebarden handelte. Dieser Briefwechsel zog sich zweieinhalb Monate hin. Endlich am 20. Oktober wurden die zwei Hellebarden gegen ein in Rosenheim zurückgebliebenes Gewehr, ein Püschrohr des Pflegers v. Etdorff, beim Wirt in Prutting gegenseitig ausgewechselt, denn das waren die einzigen Gefangenen bei dieser Affäre gewesen. Was weiterhin geschehen — heißt es in der Chronik —, darüber schweigen die Akten. Dem renitenten Trostberger Pfleger wurde ob seines nächtlichen Rumors in Rosenheim kein Haar gekrümmt.

A. S.

Ueberfuhracker, den Tibisteg, die Landen (an der Lände), die Schopperstatt, den Griesenacker (beim Dammbruch), das Neugereut (auf einstiger Anlandung). Bei der „steinernen Säule“ an der Straße Altenmarkt—Neuwöhr—Thansau zogen die Franzosen vor eineinhalb Jahrhunderten über den Inn. Die Ortschaften Neuwöhr und Rohrdorf weisen auf den nahen Fluß hin.

Der reißende Innstrom forderte im Laufe der Jahrhunderte manches blühende und reifere Menschenleben, Schiffe und Ladungen. Waren die Güter noch brauchbar, fielen sie vor 500 Jahren der Herrschaft zu, in deren Bereich sie gekentert waren. In der Liste der Gefallenen des ersten Weltkrieges erscheint

noch ein Johann Andrä, Schiffsmeister von Altenmarkt, und Michael Stadler, Schiffsmeisterssohn von Neuwöhr. Unter den im Innstrom Ertrunkenen waren auch der Vater des jetzigen Altenmarkter Schoppermeisters Florian Meyl und seine Ehefrau.

An der Straße Nußdorf—Riedlberg beginnt das Gedenken an einen der letzten Wasserrfahrer, der, erst 22jährig, im fremden Land starb, mit einem für alle Schiffsleute gültigen Bekenntnis: „Das Wasserrfahren war mein' Freud'!“ Die zahlreichen Schiffsleute, die hochbetagt in der Heimat verschieden, ruhen im mehr als 1000jährigen Altenbeurer Friedhof, einer uralten Kult- und Zufluchtstätte, von ihren Fahrten aus . . .

BUCHBESPRECHUNG

Unsere Heimat im Roman

„Die Stadt Wasserburg, die ich in mein Herz geschlossen habe und bei deren Namen alle Freude meines Herzens aufrauscht“, so lesen wir in dem Roman „Hinfelstal“ von Artur Landgraf, 1941 erschienen bei Kösel-Pustet in München. Woher der Titel dieses Buches und die Liebe und Begeisterung für Wasserburg? Der Vater des Verfassers war 1898 leitender Ingenieur bei dem Bahnbau von Thann-Matzbach nach Haag und 1902 bei dem Bau der Zweigbahn Reitmehring – Wasserburg. Er wohnte damals mit seiner Familie erst in Höseltal bei Isen und dann in Wasserburg. So ist dem jungen Landgraf unsere Gegend zur Heimat geworden und er hat seine Jugenderinnerungen besonders an Isen, Haag und Wasserburg in seine Erzählungen mit hineinverwoben. — Da hören wir von einem jungen Menschen, der nach mißlungenem Examen bei dem Bahnbau arbeitet. Dann folgen neben feinen Naturschilderungen bunte Studentenerlebnisse und köstliche Einblicke in das kleinbürgerliche und bäuerliche Leben und Treiben jener Zeit. Alles wird erzählt in echt volkstümlichem Plauderton mit sonnigem Humor und warmerherziger Liebe zu unserer Heimat.

Vom gleichen Verfasser erschien 1954 der Roman „Die Madonna mit der Birne“ (Bayer. Verlagsanstalt Bamberg und Wiesbaden). Wir folgen dem Lebensweg des elternlosen, aber strebsamen Karl Rosenbrunner aus Wasserburg. In herrlicher Sprache wird der Stadt ein Denkmal gesetzt. Mutig und entschlossen kämpft sich dieser Karl durch entbehrungsreiche Jugend- und Studienjahre sowie durch die Not der Kriegs- und Nachkriegszeit. Später führt ihn das Studium nach Süden an die römischen Bibliotheken. Dort findet er mit Hilfe hoher Gönner sein Glück und eine angesehene Stellung. Der breit angelegte Roman zeigt ein gar buntfarbiges Leben, den kleinbürgerlichen Alltag und die Stätten hoher Wissenschaft, alles übergossen vom Humor eines siegesfrohen Glaubens.

Ein weiterer Roman unseres Verfassers im gleichen Verlag trägt den Titel: „Pflüger im steinigen Acker.“ Er spielt an der Ostgrenze nahe dem „Eisernen Vorhang“ in der schweren Zeit nach dem Kriegsende 1945. Der katholische Priester Stürmer bemüht sich, die dortige Flüchtlingsgemeinde zu sammeln und zu betreuen. Dort findet er auch einen Schulfreund, den protestantischen Pfarrer Burkard. Beide sind nun die im Titel genannten Pflüger auf dem steinigen Acker des Unglaubens, der Gottferne und der Verzweiflung. Es ist ein schwieriges, aber auch ein ideales aufopferndes Leben und Wirken aus

tiefem Glauben, wahrer Nächstenliebe und edelster Menschlichkeit.

Noch ein anderes köstliches Buch hat uns derselbe Verfasser geschenkt: „Die verschwundene Madonna“ und andere Geschichten (Sebaldus-Verlag Nürnberg 1954). Von den 18 Erzählungen spielen wieder zwei in Wasserburg. Das Buch führt uns zuerst in das schöne Tiroler Bergdorf Hafing, hoch über Meran gelegen.

Dort lauschen wir den Gesprächen einer buntgemischten Tischrunde. Lustig und humorvoll ist die Geschichte von dem heimlichen Künstler Puck aus dem Knusperhäuschen oder jene von dem Studenten und den drei Parzen. Gar seltsam ist das Schicksal eines jungen Schiffers. Er hat im Streit einen Wasserburger Bürgersohn erstochen und ist zum Tode verurteilt, wird aber noch unter dem Galgen von der Jungfrau Hrosiwita Walterin weggeheiratet. Ganz köstlich ist die umgekehrte Legende der „verschwundenen Madonna“.

Zusammenfassend können wir sagen: Landgrafs Bücher sind gediegene Volkslektüre im besten Sinne des Wortes: volkstümlich, anregend, besinnlich, durchsonnt von goldenem Humor und zwar auf dem Hintergrund unserer schönen altbayerischen Heimat. Der Verfasser schreibt nicht um zu verdienen, sondern um anderen Freude zu machen. Wer also ein paar schöne, unterhaltende Stündlein erleben will, dem sagen wir: Nimm und lies!

Der Verfasser Dr. Artur Michael Landgraf ist heute ein hoher kirchlicher Würdenträger, nämlich Weihbischof in Bamberg. Und er kommt jedes Jahr in sein geliebtes Wasserburg, um hier und in der Umgebung jene Jugenderinnerungen aufleben zu lassen, die er in seinen Büchern niedergelegt hat.

J. Noderer

Chronik

1366. Dritte Belagerung Wasserburgs. Erfolgreiche Belagerung Wasserburgs im Kriege durch die Grafschaft Tirol nach dem 1363 erfolgten Tode des bayerischen Herzogs Mainhard, dessen Mutter Herzoginwitwe Margaretha Maultasch seine Besitzungen, darunter auch Wasserburg und Kling, an Oesterreich (Herzog Rudolf) bringen wollte. Herzog Stephan gewann jedoch alles durch Kampf an Bayern zurück. Chronik Kirmayer

„Heimat am Inn“ erscheint als Monatsbeilage des „Oberbayerischen Volksblattes“, Rosenheim, mit seinen Nebenausgaben „Mangfall-Bote“, „Mühldorfer Nachrichten“, „Wasserburger Zeitung“, „Haager Bote“, „Chiemgauzeitung“ Redaktionskollegium: Th. Heck, Josef Kirmayer, H. Ch. Kobe. Ständige Mitarbeiter die Kreisheimatpfleger Albert Aschl, Rosenheim-Stadt; Dr. Peter von Bomhard, Rosenheim-Land; Karl Braßler, Landkreis Aibling; Richard Glaser, Landkreis Mühldorf; Theodor Heck, Landkreis Wasserburg. Verantwortlich für den Inhalt: Josef Kirmayer, Wasserburg am Inn. Druck: „Oberbayerisches Volksblatt“, Rosenheim.



GEGRÜNDET 1927 VON ANTON DEMPFF

Blätter für Heimatkunde und Heimatpflege für den Heimatbund Mühldorf, den Heimatverein Wasserburg am Inn, den Historischen Verein Bad Aibling und den Historischen Verein Rosenheim

Jahrgang 1955

Oktober

Nummer 10

Die Pestkapelle in Walkersaich

in geschichtlicher Beleuchtung von L. Obermaier

Die alte Pestkapelle in Walkersaich, die in Erfüllung eines Gelübdes nach dem Pestjahr 1634 erbaut worden war, wurde während des letzten Krieges wegen Baufälligkeit abgetragen. Anlässlich des alljährlichen Bennofestes am Sonntag, 19. Juni, fand in der Expositurgemeinde Walkersaich unter starker Beteiligung der Bevölkerung die Einweihung der auf Anregung des H. H. Expositus Obermaier und unter Leitung von Kreisbaumeister Eggerndorfer (Mühldorf) neuerstellten Pestkapelle statt.

Nach Vollzug des kirchlichen Weiheaktes brachte bei der anschließenden weltlichen Feier in der Schloßwirtschaft von Walkersaich unter anderem ein Mädchen in schlichten Versen den Werdegang der Pestkapelle.

Die Pestkapelle

Als vor Zeiten Pest, Hunger und Krieg in unser Land gekommen,
Haben unsere Vordern in arger Not beim Himmel Zuflucht genommen.
Nicht weniger als 64 Personen aus unserem Sprengel
Würgte mit kalter Hand des Schwarzen Todes Engel.
Gott, der schmerzhaften Mutter und dem hl. Sebastian zur Ehr
Bauten die Ueberlebenden hier eine Kapelle her.
Jahrhunderte hielten an dieser Stätte gläubige Beter fromme Rast
Bei ihres Lebensweges schwerer Last.
In unserer Zeit aber löste sich Stein von Stein.

Die heilige Kapelle barst und ging völlig ein.
Dem hehren Versprechen unserer Vordern treu

Versuchte Herr Expositus ohne Furcht und Scheu

die Kapelle wieder zu erbauen.

Ihm bürgte dabei starkes Gottvertrauen.

Heute ist das Kirchlein endlich wieder erstellt.

Und wenn auch noch etwas Münze fehlt,
Freut euch, ihr Spender, über den gelungenen Bau!

Er bringt ja euere fromme Gesinnung zur Schau.

Dank sei euch allen, die ihr Scherflein gegeben!

Gott gebe dafür reichen Himmelssegens!
Zum Himmel aber flehen wir sehr:

Vor Pest, Hunger und Krieg bewahre uns der Herr!

Von der alten Pestkapelle blieb nichts mehr übrig als das alte Motivbild aus dem Jahre 1635 (1,20×1,00 Meter), das die sogenannte Pietà darstellt. In der argen Bedrängnis wählten unsere Vorfahren die Schmerzensmutter mit dem Leichnam ihres geliebten Sohnes auf dem Schoße als Altarbild. Ueber dieser Abbildung schwebt der Heilige Geist. Der dazu fehlende Gottvater hatte auch die Stürme der vergangenen Zeit überlebt. Er wurde in Holzplastik in der oberen Sakristei der Expositurkirche entdeckt.

Neben diesen Darstellungen wurde aber die Innenausstattung der neuen Kapelle noch



Altarbild der neuen Pestkapelle in Walkersaich
(Foto: Dubotzki, Dorfen)

mit zwei weiteren Kunstschätzen von besonderem heimatgeschichtlichen Wert bereichert.

Es mag ein Zufall gewesen sein — es mutet aber an wie eine besondere Fügung —, als ausgerechnet am 1. Mai des Marienjahres 1954 ein Heimatfreund in einem Anwesen von Walkersaich unter Dachbodengerümpel ein auf eine massive Holztafel (1,20×1,00 Meter) gemaltes Bild entdeckte. Nach sorgfältiger Entfernung einer jahrzehntealten Staubkruste kam darauf das Gnadenbild von Dorfen als Rosenkranzkönigin zum Vorschein. Darüber erschien dann weiter auf einem Band die Inschrift: Beatissima Vurgo Mater Dei Maria Mirakulosa in Dorfen (das heißt: Die wunderbare allerseligste Jungfrau und Gottesmutter in Dorfen). Unter dem Marienbild, das vom großen Können des Meisters, der mit N. B. signierte, Zeugnis gibt, ließ sich schließlich auch noch auf der rechten Seite die Gestalt des hl. Leonhard, des Viehpatrons, und auf der linken Seite St. Christophorus, der Beschützer aller Reisenden und Fahrer, freilegen. Eine Inschrift am unteren Teil der Tafel offenbarte dann, daß diese Tafel ex voto, das heißt auf ein Gelöbnis hin entstanden ist. Es steht da geschrieben:

Gott zu Lob und Ehr. Und der Allerseligsten himmelskönigin Maria, dann dem H. Christoff und dem H. Leonhard, hat der ehrbare und Beschaidne Frantz Hassenhammer Baur zu Hassenham disse Kreützsailen unter die Byem (= Bäumen) aufrichten lassen, in Jahr Christi Ao: 1736. Zu shuldigister Danksagung, das der barmhertzigte Gott sambt der heiligen Gemeinschaft mit dem leidigen Viehfall so gnädig verfahren und welcher Ao: 1735 auch disse gegent geschuetzt hat — Ex Voto — N. B. vonhie ist noch 2 Stundt bis Dorfen.

Mit diesem Beschrieb blieb zunächst noch

unklar, wie das Gnadenbild von Dorfen und St. Christophorus auf die Bildtafel kamen. Schnell aber war auch dieses Rätsel gelöst, als alte Leute auf Grund mündlicher Ueberlieferung davon zu erzählen wußten, daß vor langer, langer Zeit im Isentalgrund, unweit von Walkersaich, bei der sogenannten Fleischlacke, unmittelbar am Wallfahrerweg Altötting — Mühldorf — Ampfing — Dorfen eine Kapelle stand, von deren Standplatz noch in unserer Zeit an eben diesem Platze blühende Narzissen zeugten. Es stellte sich schließlich heraus, daß dieses Kirchlein zu Beginn des 19. Jahrhunderts wohl im Zuge der Säkularisation oder wegen Baufälligkeit verschwand. Das schöne Votivbild aber blieb in der Familie der Besitzer der besagten Kapelle bis zum heutigen Tag erhalten, wenn es auch in letzter Zeit der Vergessenheit anheimgefallen war. Dem Wiederentdecker des herrlichen Bildes war es nun darum zu tun, dieses Kleinod der Nachwelt zu erhalten. Mit seinem Vorschlag, die Tafel für die im Bau befindliche Pestkapelle zu stiften, war die bisherige Besitzerin sofort einverstanden. Nun hatte aber diese noch ein altes Stück aus der früheren Kapelle an der Fleischlacke in Familiengewahrsam. In einer Kammer stand — eineinhalb Jahrhunderte von den Besitzern in besonderen Ehren gehalten — der sogenannte „Hassenhammer-Schimmel“. Diese ganz einzig dastehende Holzplastik, die ebenfalls mit der alten Geschichte von Walkersaich in engster Verbindung steht, stellt den hl. Martin dar, wie er hoch zu Pferd mit dem armen Bettler den Mantel teilt. Um dieses im sogenannten bäuerlichen Stil erstellte Kunstwerk vor dem völligen Verfall zu retten, entschloß sich die Besitzerin — wenn auch schweren Herzens —, das hehre Reiterstandbild ebenfalls für die kommende Pestkapelle zu geben.

Der Symmetrie wegen nimmt nun dieses schöne Reiterstandbild des hl. Martin etwas erhöht auf dem Altar der inzwischen eingeweihten Kapelle einen Ehrenplatz ein. An den beiden Seitenwänden gruppieren sich das Votivbild aus der Pestzeit um 1634 und die Votivtafel zur Erinnerung an den leidigen Viehfall vom Jahre 1735 harmonisch zum Altarbild.

Das schmucke und überaus romantisch gelegene Pestkirchlein von Walkersaich, das auf den Namen der Gottesmutter Maria geweiht ist, wird noch späteren Geschlechtern davon künden, was im Marienjahr 1954 Einigkeit hier geschaffen hat. In den Annalen der Expositurgemeinde werden die Namen der hochherzigen Spender für immer verewigt bleiben.

Kein Heimatfreund sollte es sich aber bei Gelegenheit entgehen lassen, das schmucke und überaus romantisch gelegene Pestkirchlein von Walkersaich zu besichtigen.

Die Hochzeitsbutter

Aus den früher mit großem Fleiß und Können verzierten Brautgeschenken, wie sie sich in mancher Bauernfamilie über Generationen hinweg erhalten haben oder noch in Heimatmuseen zu sehen sind, spricht innige Freude an volkskünstlerischer Zier. Die hübschen Kerbschnittornamente auf Holztellern, -schüsseln und -löffeln, Salzfüßern, Gewürzbüchsen, Pfannenknechten, Butterrührfüßern, Bitschen, Modeln, Butterformen und Manghölzern, die reizenden Ausschneidearbeiten auf Geschirr- und Löffelbrettern sowie die ausdrucksvollen Formen solcher Minnegaben zeigen, daß manche Bauern früher sehr geschickt im Schnitzen, Formen und Basteln waren. Vergleicht man damit manche heutigen Hochzeitsgeschenke auf dem Lande, so wird jeder Freund echter Volkskunst feststellen, daß es sich vielfach um kitschige Bazarware handelt, oft nicht wert, in Glaskastln, Geschirrschränken und auf Bordbrettern zur Schau gestellt zu werden.

Ein Festgeschenk, das künstlerische Begabung, Phantasie und Formensinn voraussetzt, hat sich im Inn-, Salzach- und Chiemgau bis in unsere Tage zu behaupten gewußt, nämlich die „Hochzeits- oder Geschenkbutter“. Selten, daß eine Braut aus dem Kreise ihrer Verwandten, Nachbarn oder Freundinnen nicht einige solcher handgeformter Buttergeschenke erhält. Kühe, Kälber, Lämmer und Bruthennen, Gemsen und Hirsche auf butternem Berge stehend, Jagdszenen, Almhütten, Grotten, Blumenkörperl u. a. gehören zu den beliebtesten Motiven solch hübscher Gebilde aus frischer, völlig entwässerter Butter.

Mit den einfachsten Behelfswerkzeugen — Messer, Löffel, einem abgeschrägten Stemmeisen, einer gezackten Spachtel und einem hakenförmigen, schmalen Eisen — verstehen manche Landleute ohne und mit Bildvorlagen solch reizende „Geschenkbutter“ herzustellen. Ein Bildhauer vermöchte sie oft nicht natürlicher zu gestalten. Stundenlang mühen sich zuweilen Männer, Frauen und Mädchen im kühlen Keller bei schlechter Beleuchtung um eine gute Formgebung, da die Buttermasse stets fest sein muß, um sich entsprechend ziselieren zu lassen.

Die künstlerisch geformte Geschenkbutter wird erhöht in einen mit weißem Linnen ausgeschlagenen Weidenkorb gesetzt und mit Eiern umgeben, zuweilen auch mit Feldblumen verziert. Diese „Butterkörbe“ bilden neben dem eigentlichen Hochzeitsgeschenk und dem am Hochzeitsabend beim Abdanken üblichen „Weisat“ in Geld eine „Dreingab“, die beim Kammerwageng'schau von den Besuchern des hochzeitlichen Hauses viel beachtet und bestaunt wird.

Unser Bild zeigt eine „Geschenkbutter“, wie sie H. H. Pfarrer Huber von Riedering zum Abschied von der Kirchenverwaltung Neukirchen am Simsee erhalten hat. Es handelt sich hier um eine beachtliche Arbeit der Bauerntochter Anna Vodermayr von Persdorf. Die Sprenger Nanni, wie sie mit dem Hausnamen heißt, hat schon bei verschiedenen feierlichen Gelegenheiten bewiesen, daß sie eine geübte Hand im Modellieren von „Geschenkbutter“ hat und diesen Festgaben immer wieder neue phantasievolle Bildform



Foto Sauer

zu geben vermag. Andere Familienfestlichkeiten, wie Taufe, hohe Geburtstage, silberne und goldene Hochzeit, ferner Jubiläen, Primizen, Hebefeiern und so weiter sind nämlich auch beliebte Gelegenheiten, eine „Festbutter“ zu schenken. In manchen Orten des Chiemgaulandes gehen die Bauhandwerker den Mädchen entgegen, wenn sie eine solche Butter in großen Körben zum „Hebauf“ weisen. Sie bereiten ihnen mit Kuhglocken und Hafendeckeln, mit Juchzen und Lärmen einen herzlichen Empfang. Franziska Hager schreibt in ihrem Chiemgaubuch „An der Herdflamme der Heimat“: „Diese Sitte spielt sich besonders reizend in Inzell ab, wo die Mädchen von einem Schimmelreiter, das heißt von einem Bauarbeiter, der auf der Schulter einen Pappendeckelschimmel trägt, empfangen werden.“

Josef Sauer

Der Kapitän von Grassau

Zum 150. Geburtstag des Begründers der Chiemsee-Dampfschiffahrt

Wer von den Hunderttausenden, die alljährlich mit den eleganten Dampfern über den Chiemsee fahren, denkt darüber nach, wer wohl die Dampfschiffahrt auf dem „Bayerischen Meer“ begründet haben könnte, wer der Mann gewesen ist, der den ersten Dampfer gebaut hat? Mehr als ein Jahrhundert ist seitdem vergangen — der Name dieses Mannes ist verklungen und vergessen. Eigentlich sollte einer der schmucken Chiemseedampfer seinen Namen tragen: „Wolfgang Schmid“ müßte am Bug dieses Schiffes zu lesen sein. Dann würden viele Fahrgäste fragen, wer denn dieser Wolfgang Schmid war, warum das Schiff diesen Namen trägt. Und dann würde man den Leuten sagen, daß dies ein einfacher Handwerker aus Grassau gewesen ist und daß er derjenige war, der das erste Dampfboot für den Chiemsee gebaut hat und der als erster mit einem Dampfboot über den Chiemsee fuhr. Das wäre die schönste Ehrung für diesen Wolfgang Schmid und der schönste Lohn für die ungeheuren Opfer, die dieser für seine Idee gebracht hat.

Am 9. November 1805 ist Wolfgang Schmid in dem zur Gemeinde Grassau gehörenden Dorfe Mietenkam als Sohn eines Pfarrmesseners und Bauern zur Welt gekommen. Ueber sein Leben sind wir so gut wie nicht unterrichtet, man weiß nur, daß der „Schmid-Gangerl“ im Grassauer Dorfteil Kucheln, an der Straße nach Bernau, sesshaft gewesen ist. Von Beruf war er Zimmermann. Wenn er Zeit hatte, hielt er sich gern in der Feldwies an den Ufern des Chiemsees auf, um von dort mit dem Einbaum, dem tausendjährigen primitiven Fahrzeug der Uferbewohner und Insulaner, auf den See hinauszurudern und über die Brauchbarkeit dieses noch aus der Römerzeit stammenden Verkehrsmittels allerlei Betrachtungen anzustellen. Mit den Feldwiesern und Insulanern unterhielt sich Schmid gerne über ein Thema, über das die Bauern und Fischer ungläubig den Kopf schüttelten, nämlich über die Notwendigkeit, den (aus einem einzigen Eichenbaumstamm geschnitzten) Einbaum durch ein besseres Vehikel zu ersetzen, was schon deshalb angebracht sei, weil seit 1828 so viele bekannte Maler und Dichter aus München auf die Fraueninsel kämen. Für den Chiemsee — meinte Schmid — müsse ein Fahrzeug gefunden werden, mit dem man eine größere Menge von Menschen über den See befördern könne.

Nicht nur in der Feldwies und auf der Fraueninsel — auch in seinem Heimatdorf Grassau wurde Wolfgang Schmid ob dieser kühnen Pläne ausgelacht. Aber den Spott er-

trug er ohne Aerger. In aller Heimlichkeit legte er sich seine Pläne zurecht, Tag und Nacht dachte er über seine Idee nach, im Wachen und Träumen. Wolfgang Schmid war keine Krämerseele, er eilte seiner Zeit weit voraus. Wenn es gelänge — sagte er sich —, dem Chiemsee ein entsprechendes Fahrzeug zu geben, dann müsse für den See und seine Uferorte ein neues Zeitalter anbrechen, er müßte ein Anziehungspunkt für den ganzen Chiemgau werden, wie man ihn bisher nicht kannte. Allen Schwierigkeiten zum Trotz hielt er zäh an seiner Aufgabe fest, unermüdlich arbeitete er an dem kleinen Dampfboot, das er entworfen hatte, und hoffnungsfroh wartete er auf den Tag, an dem er seine Erfindung der Oeffentlichkeit vorführen durfte.

Am 7. Juli des Jahres 1843 war es soweit. Das Werk Wolfgang Schmidts, in aller Heimlichkeit begonnen, war vollendet. Vor dem Meister lag ein Brief des Königlichen Landgerichtes Traunstein, in dem bestätigt wurde, daß die Königlich Bayerische Staatsregierung dem Zimmermeister Wolfgang Schmid in Grassau die Konzession erteilt habe zum Betrieb einer Dampfschiffahrt auf dem Chiemsee. Man hatte an oberster Stelle sein Werk geprüft und es für gut befunden. Zitternd hielt Schmid das Schriftstück in der Hand, die Buchstaben tanzten vor seinen Augen. Alle Opfer an Zeit, Arbeit und Geld waren in dieser Minute vergessen. Und nicht lange dauerte es, da wußte man es in Grassau und in Uebersee, in der Feldwies und in Chieming, in Prien und auf den Inseln: das erste Dampfboot sollte die Fluten des Chiemsees durchstoßen. Der Tag der Probefahrt war da!

Allzugroß war aber das Häuflein nicht, das sich um Mitte Juli des genannten Jahres in der Feldwieser Bucht versammelte; die Zahl der Neugierigen überwog jene der Interessenten. Es fehlte nicht an spöttischen Bemerkungen über den „Kapitän von Grassau“ und sein erstes Dampfboot, von dem man sich keine rechte Vorstellung machen konnte. Als man es endlich zu sehen bekam, erfuhr dieses neue Verkehrsmittel eine recht abfällige Kritik. Der bekannte altbayerische Schriftsteller Dr. Ludwig Steub nannte das Dampfboot „ein verwegenes naives Schifflein, eine Bauernarche von rührender Einfalt, der die liebe Not aus den Sparren guckte.“ Und was mußte der Grassauer Zimmermeister alles anhören, als sich herausstellte, daß das Boot nicht vom Fleck kommen könne, weil es am Feuerungsmaterial mangelte; das bestellte Holz zum Heizen des Dampfkessels war zwar da, nicht aber

das Geld, um es zu bezahlen! Schmid hatte den letzten Pfennig für die staatlichen Gebühren ausgegeben, mit denen sein Werk bedacht worden war. Was blieb dem Armen anderes übrig, als in der Feldwies von Haus zu Haus zu gehen und gute Menschen um Heizmaterial für sein Dampfboot zu bitten. Als dieses dann endlich beisammen war, konnte die Fahrt beginnen. Elf Fahrgäste hatten sich — todesverachtend — dem Schifflein anvertraut. Sie kamen auch lebendig wieder zurück in die Feldwieser Bucht, aber was für Aufregungen mußten sie während der Fahrt auf sich nehmen! Bis zur Fraueninsel ging alles gut, aber auf der Fahrt über den Weitsee ging der mitgenommene Holzvorrat zu Ende. Schon fürchtete man, auf dem weiten See stillliegen zu müssen, einige prophezeiten sogar, man werde mitten auf dem See übernachten müssen. Eine Panik schien unvermeidlich. Aber der Wolfgang Schmid wußte sich auch da zu helfen: als die Aufregung ihren Höhepunkt erreicht hatte und man ihm Vorwürfe machte, das Leben der elf Passagiere leichtsinnig gefährdet zu haben, da machte er kurzen Prozeß: er nahm die hölzernen Sitzbänklein der Passagiere, schlug diese (nämlich die Sitzbänklein) mit der Hacke kurz und klein — und heizte damit seinen hungrigen Dampfkessel! Die Situation war gerettet, das Feuerchen flammte wieder auf, die Dampfmaschine lief wieder das erforderliche Tempo und unter der wieder heiter gewordenen Stimmung der Passagiere erreichte das Dampfboot noch vor Anbruch der Dunkelheit die Feldwieser Bucht, den heimatlichen Hafen. Ein denkwürdiger Tag in der Geschichte des Chiemsees war zu Ende. Das Experiment der Chiemseedampfschiffahrt war geglückt.

Ein andermal kam Wolfgang Schmid auf der Fahrt mit seinem ersten Dampfboot auf andere Weise in Verlegenheit. Feuerungsmaterial hatte er diesmal genügend an Bord, als das Fahrzeug, diesmal mit zwei Dutzend Passagieren, dem Strand von Chieming zusteuern wollte, wollte die Dampfmaschine nicht mehr recht mittun. Sie arbeitete langsamer und immer langsamer. Die Fahrgäste wurden nervös, weil der Dampfer kaum noch vom Fleck kam. Schmid schwitzte Blut. Aber das Glück war ihm auch hier hold: mit Ach und Krach konnte er an der Chieminger Bucht noch landen. Sogleich schickte er einen Fischerbuben zum Kramer und ließ von dort eine große Flasche — Salatöl besorgen. Mit diesem wurde das Maschinchen versorgt (denn das Oel war ausgegangen!) und nun konnte der Dampfer fröhlich seine Fahrt fortsetzen. Der „Kapitän von Grassau“ war auch hier wieder der Held des Tages.

Zwei Jahre lang befuhr das erste Dampfboot des Grassauer Zimmermeisters den Chiemsee, oft verfolgt von der Tücke des

Schicksals, bedrängt von Hindernissen und Schwierigkeiten. Die Grassauer waren stolz auf ihren plötzlich berühmt gewordenen Sohn. Im Jahre 1845 erschien dann eines Tages der von dem Münchener Kupferschmiedmeister Johann Feßler hergestellte große Dampfer „Maximilian“ auf dem Chiemsee, der außen und innen freilich etwas anders aussah als die „Bauernarche“ des Grassauer Zimmermeisters und eine neue Ära des Verkehrs auf dem Chiemsee eröffnete. Die Chiemsee-Dampfschiffahrt ist heute noch in den Händen der Familie Feßler (Prien-Stock). Der Erfinder des ersten Dampfbootes auf dem „Bayerischen Meer“, dessen Nachkommen noch in Grassau leben (Bäcker Schmid), aber ist vergessen; seinen Namen der Nachwelt zu überliefern, ist der Zweck dieser Zeilen. Man sollte ihm eine Tafel widmen.

August Sieghardt, Grassau

Meine erste Wallfahrt

Von Franz Fritz, Stetten am Chiemsee

Ein Büblein mit sieben Jahren war ich, als mich mein Großvater zu meiner ersten Wallfahrt nach „Maria Eck“ mitnahm. Er gehörte zu jenen Bauern des Inn- und Chiemgau, die alljährlich mindestens eine Wallfahrt machten, wenn nicht mehr. Voraus schicken möchte ich, daß er sicher kein sogenannter Betbruder, sondern ein fleißiger, strebsamer Bauer war, der es aus kleinen Anfängen zu einer großen Wohlhabenheit brachte. Ja, mein Großvater konnte sich der schönsten Tugenden rühmen und zu diesen gehörten Arbeit und Gebet. Und so standen auch die Wallfahrten in diesem Zusammenhang.

Also durften wir, mein Bruder und ich, nach Bergen im Chiemgau fahren, mit dem Zug der Kgl. Bayerischen Staatseisenbahn, um den 840 m hoch gelegenen Gnadenort zu besuchen.

Auch die Großmutter war bei uns. Sie war das Gegenteil vom Großvater und nannte ihn öfters einen „Gauscher“. Für bäuerliche Begriffe ist ein Gauscher ein übereifriger, etwas zappeliger Mann. Und weil er wegen unserer Reise die Stubenuhr um eine Stunde vorstellte, damit wir ja den Zug nicht versäumten, so war diese Eigenschaftsbezeichnung nicht ganz unbegründet.

„Du Gauscha, hast dö Buam um a Stund z' früh aufgeweckt“, mamste die Mam.

Wir Buben haben den Großvater „Vodei“ g'hoßn und sein Weib „Mam“.

Also marschierten wir in der Nacht nach Prien zum Bahnhof, denn die Station Rimsting bzw. unser Heimatbahnhof entstand erst 13 Jahre später, nämlich 1896.

Am Schalter mußten wir Buben, um recht

Klein zu erscheinen, tief in die Kniebeuge gehen, um freie Fahrt oder wenigstens eine Kinderfahrkarte herauszuschinden.

„Is a recht guada Herr Expedita heint d'gwen“, stellte dann der Vodei befriedigend fest, als alles bezüglich unserer Gestalt und des Fahrpreises klappte.

Endlich kam nach langem Warten der Zug pustend und pfeifend herangedampft. Wir stiegen ein und hatten das für Kinder große Glück, einen Fensterplatz zu bekommen. Die Achen, über die wir fuhren, war für uns Buben der erste „große“ Fluß, den wir bis dahin gesehen hatten. — — — „Bergen . . . Beerrgen“, rief der Kondukteur und wir hochgestimmten, kleinen Fahrgäste stiegen ebenso freudig aus, wie wir auch weiter gefahren wären. Im Dorf Bergen erhielten wir uns etwas in der dortigen Kirche und hernach kaufte die Mam beim Bäcker einige Semmeln für den „Aufstieg“ zur Stärkung.

Am Fuß des Berges, den ein kühler Wald beschattete, begann der Vodei schon als Vorbeter mit dem Rosenkranz. Seine „Gegrüßt seist du Maria . . .“ fanden in dem Reich der Fichten- und Laubhölzer kräftigen Widerhall. Viel schwächer waren unsere Stimmen und die der Mam wurde oft vom Schnaufen fast erstickt, denn sie war etwas asthmaleidend. Wir Buben hatten nicht die richtige Andacht, denn es gab zu viel zu schauen. Nach einer guten Stunde war die Höhe erklimmen. Auf einer stillen grünen Waldlichtung, zu der blaue sanfte Berge herniederschauen, steht das Wallfahrtskirchlein. Eine beglückende Wonne atmete der Sonnenschein und saugte unser Beten auf, das auch beim Vodei etwas an Kraft nachgelassen hatte. Mein Bruder war ganz still geworden und schmiegte sich an die Mam. Mir war der Großvater zugeteilt und ich betete angesichts des Wirtshauses jetzt wieder viel kräftiger nach, zudem mir ein köstlicher Duft der Speisen aus dem geöffneten Küchenfenster in die Nase stieg. Aber wir gingen nicht gleich in das Wirtshaus, wie es mein Herz und Magen wünschten, sondern in das Gotteshaus. Das versöhnte alles sogleich wieder. Diese heilige Stille, der goldschimmernde Altar mit dem schlichten Gnadenbild erregte meine Bubenphantasie. Die in den Ecken lehrenden Krücken, die Votivbilder an den Wänden, lauter Wunder. Mein Bruder stand stumm auf dem Kniebrett. Ich ließ die Augen kreisen von den pausbackigen Engeln zur Kanzel und den vielen bunten Bildern. In den Opferstock durfte ich ein Zehnerl werfen und vernahm mit dem metallenen Klang auch in der kleinen Brust eine frohe Harmonie.

Der Vodei hat nach meiner Schätzung mindestens zwei Rosenkränze gebetet; es kann aber auch sein, daß ich mich täuschte und mir die Zeit länger vorkam, weil mein Magen knurrte und mein Gemüt sich hinaussehnte.

Endlich war es soweit, daß die Mam dem Vodei einen Stüpser gab, der andeutete, daß nun mit der Andacht Schluß gemacht und mit dem weltlichen Teil begonnen wird.

Mit Freuden machten wir Buben das Kreuzzeichen und die Kniebeugen, trippelten hinaus und dann am Arm der Mam ins Wirtshaus hinein. „Do gfallts ma schia no bessä wia in da Kirch“, haspelte mein Bruder, der mehr Materialist war als ich. Der Vodei bestellte Bier und Bretzen und Weißwürst, die Mam wollte ein Voressen oder ein Lüngerl haben. Mein Bruder wollte Weißwürste und Bratwürste und als Nachessen noch ein — Voressen. Ob er alles bekam, entzieht sich meiner Erinnerung, auch weiß ich nicht mehr, ob uns alles bekommen ist, was wir bekommen haben. — — — „Sie! Sie!“, rief der Großvater der Kellnerin, als er bezahlen wollte. Ich durfte ihr ein Fünferl Trinkgeld geben und war stolz darauf. Dann begaben wir uns in den Tempel der Natur. Ich wollte noch länger die schöne Aussicht betrachten, kam aber dann auch zur Einsicht, daß ich mich zu fügen habe, als der Vodei erklärte, wir müssen uns auf den Weg machen, wenn wir in Bergen noch den Zug erwischen wollen. Man glaubte aber nicht an das, was der Vodei an Zeitknappheit vorbrachte und dachte an die Uhrvorrückung, als wir in finsterner Nacht die Wallfahrtsreise antraten.

Die Mam war in dieser Beziehung direkt gegensätzlich veranlagt und nannte den armen Vodei, unsern Führer, wieder einen Gaucher, weil er uns alle mit seinem Bahnfieber anstecken wollte, das uns Buben die gemütliche Sorglosigkeit rauben könnte.

Beim Bergener Bahnhof kamen wir natürlich wieder reichlich früh an und konnten den schönen Anblick noch lange genießen, den das hübsche Tal bietet, das sich bis zum Fuß des Hochfelns hinzieht. Freilich haben wir Buben diese Zauberkraft noch nicht richtig verstanden damals.

Wir wurden auch abgelenkt durch die Lebzelten und Orangen, die uns die Mam in Bergen gekauft hatte und welche Leckerbissen wir teils auf der Bank beim Bahnhof, teils im Zug hernach verspeisten.

O glückselige Zeit! Lang, lang ist's her, aber gern denk ich daran und an die Orte, die wir damals besuchten und von denen „Maria Eck“ wie ein bunter Schleier in der Kinderphantasie haften blieb.

Jetzt bin ich um acht Jahre älter, als damals mein Großvater war, und in seliger Erinnerung an diese, meine erste und lustige Wallfahrt, bin ich den Weg seither schon oft gegangen, sehr oft sogar. Und wenn ich damit auch eine kleine, reizende Bergpartie verbinde, das Gedenken an die lieben Großeltern aber ist dort immer am innigsten.

Ein Wasserburger Mirakel vom Jahre 1493

Von Anton Bauer, Pfarrer in Hochstätt

Das älteste gedruckte Mirakelbühllein, das man zur Zeit vom Wallfahrtsort Altötting kennt, verwahrt die Stadtbibliothek Augsburg unter ihren Kostbarkeiten. Büchlein kann man eigentlich dieses rare Druckwerk nicht nennen. Denn der Wiegendruck umfaßt ja nur vier Blätter. Auf den acht Seiten sind insgesamt 25 Gebetserhörungen oder Mirakel abgedruckt, wie sie einst in großer Zahl in Pergamentbüchern eingetragen worden sind. Die ausgewählten 25 Mirakel entstammen den Jahren 1493 und 1494, so daß das leider undatierte Schriftchen frühestens 1494 im Druck erschienen sein kann. Wie das Druckjahr, so fehlt auch der Druckort.

Unter den Orten, denen die Hilfesuchenden angehören, findet sich auch Wasserburg. Der interessante Mirakelbericht lautet:

„Item Michel Marthan von Wasserburg ist geritten in das Purg in dem 93. Jar und so er gen Poczzen ist kumen, so ist er erkrumpt an Henden und an Füßen. Da hat er angerueft Unser Frauen, hie zuo alten Oetting genädiglich rastend. Daz sie ihm seinen Gesundt erwerb von irem lieben Kind. Und (hat) sie angerueft und sich her versprochen mit ainem ersamen Opfer, ist er gesund worden nach dem Gelüft.“

Dieser Michel Marthan, der wohl als Geschäftsmann nach Bozen ritt, dürfte ein vermöglicher Bürger der Innstadt gewesen sein, der ein ehrsameres Opfer nicht unschwer als Dankesgabe in die heilige Kapelle schenken konnte. Wir werden kaum fehl gehen, wenn wir vermuten, daß er dem alten und angesehenen Wasserburger Bürgergeschlecht der Martin (Marthein) angehört hat. Nach „Brunhuber“ hatten die Martein eine eigene Kapelle in der St.-Jakobs-Kirche, die 1826 bei Schaffung des Seiteneinganges zerstört worden ist. Ein Rotmarmorgrabstein zu St. Jakob, für Christoph Martein und seine beiden Hausfrauen Elisabeth und Margareta mit Familienwappen, und zwei Glasgemälde aus der St.-Achatz-Kirche, die jetzt das Heimatmuseum aufbewahrt und den heiligen Martin sowie das Familienwappen darstellen, erinnern heute noch an das reiche, fromme und wohlthätige Geschlecht des mittelalterlichen Wasserburg.

Die Chronik

1358. Das Wasserburger Schloß, dazu auch Kling, wird für Margareta, des Markgrafen Ludwig von Brandenburg Gemahlin, zum Wittibssitz angewiesen.

Chronik Kirmayer

1363, 11. September. Bei Uebergabe Tirols an Oesterreich erhält der Habsburger Herzog

Rudolf IV. als Entgelt für die Uebernahme aller Geldschulden der Margarethe Maultasch deren Wittumsorte Kling, Wasserburg, Kufstein, Kitzbühel und Rattenberg durch die Urkunde der tirolerischen Landbestände.

Chronik Kirmayer

1364. Den Mühldorfern erweiterte Herzog Rudolf IV. zu Oesterreich das Recht zollfreier Verschiffung auf 12 Roßzillen Weins laut Urkunde im Mühldorfer Museum, gegeben am Gallustag zu Wien. Schon 1362 befahl Herzog Rudolf seinen Amtsleuten, Richtern und Mautnern, die Bürger von Mühldorf ihren Wein in 6 Zillen mit Rossen unbeirrt führen zu lassen. — Die den Mühldorfern gewährte Weinfreiheit „auf Tunaw und In mit 12 Roßzullen“ bestätigte 1373 am Freitag nach Sankt-Jakobstag zu Wien Herzog Leopold von Oesterreich und am 5. März 1494 König Maximilian. Die beiden letzten Freiheitsbriefe liegen im Hauptstaatsarchiv München.

Chronik Kirmayer

1374, 24. Juni. Die Herzoge Otto, Stephan, Friedrich und Johann, Gebrüder von Bayern, treffen die Uebereinkunft, daß nur in der Stadt München eine Salzniederlage sein soll und heben die bisherigen Niederlagen zu Wasserburg, Traunstein und Landsberg auf.

Chronik Kirmayer

1385 wurden sämtliche Salzniederlagen, also auch die in Wasserburg, aufgehoben. Ueber die Dauer der Aufhebung ist nichts bekannt, doch wird sie wohl kaum lange gewährt haben, da ja der auf diese Einrichtung aufgebaute Salzhandel und die Salzversorgung des ganzen Landes sehr hätten leiden müssen.

Chronik Kirmayer

1393, 30. Juni. Herzog Stephan von Bayern beurkundet den Bürgern von Wasserburg, daß das Burgstall „Geyersberg“ (2 km südlich von Griesstätt) „nimmermehr gepawt werden soll. Gegeben zu Wasserburg am nechten Montag nach St. Johannes Tag zu Sonnenwenden.

Chronik Kirmayer

1803. Die stattliche Bücherei des säkularisierten Klosters A u am Inn wurde 1803 auf drei Schiffen hinweggeführt. Die zum Abbruch verurteilte Klosterkirche rettete der letzte Prälat, Florian Eichschmid, dadurch, daß er die bedeutungslose kleine Pfarrkirche St. Nikolaus erwarb, abbrach und so das kurfürstliche Dekret dem Buchstaben nach erfüllte.

Chronik Kirmayer

Hexenringe und Hexenbesen

Von J. Thomas, Sachrang im Chiemgau

Im herbstlichen Wald kann man bisweilen unter den gesellig wachsenden Pilzen eine schöne ring- oder kranzförmige Anordnung beobachten von einem halben bis fünf Meter Durchmesser. Diese Gebilde werden „Hexenringe“ genannt, da sich in ihnen nach dem Volksglauben die Hexen zum Tanze versammeln. Nach anderer Ansicht verdanken diese Pilzringe ihre Entstehung dem „Alber“, einem Drachen mit feurigem Schweif, der am Laurenztage über Wiesen und Felder dahinfährt und überall dort Unfruchtbarkeit erzeugt, wo sein Feuerschweif auf die Erde aufschlägt. Andere wieder sehen in den Pilzringen Elfentanzplätze. Immer aber soll das Betreten der Hexenringe gefährlich sein, weil man sich dadurch ansteckende Krankheiten zuziehe, die vor allem den Kindern gefährlich seien.

Wie erklärt nun die Naturwissenschaft die interessante und auffällige Erscheinung der Hexenringe?

Die Pilze, wie wir sie sehen, sind bekanntlich nur die Fruchtkörper der im Erdboden in Form eines Fadengeflechts wachsenden Pilzpflanze. Unter bestimmten, günstigen Gegebenheiten hat nun die Pilzpflanze die Eigentümlichkeit, ihre Fäden strahlenförmig, gleichmäßig auszubreiten. Wie auf Kommando schießen dann zu einem bestimmten Zeitpunkt und in gleichen Abständen von der Ausgangsstelle neue Fruchtstände, d. h. Pilze, aus der Erde, so daß ein geschlossener Pilzkreis, eben der sogenannte Hexenring, entsteht, der in seiner Regelmäßigkeit einen seltsamen Anblick bietet. Da diese Wuchsform nur hin und wieder auftritt, ist sie von Geheimnis umwoben.

Die Hexenringbildung kommt bei verschiedenen Pilzarten vor, bei Champignons auf den Wiesen, Herkuleskeulen im Buchen- und Kuhpilzen im Kiefernwald, häufig auch bei Fliegenpilzen, seltener beim Korallenpilz.

Auch bei der Steinflechte ist vielfach eine wundervoll gleichmäßige Ringbildung festzustellen. Es handelt sich dabei um denselben Vorgang wie bei den Pilzen. Hingegen sind die „Hexenringe“ der Jägersprache etwas ganz anderes. Unter ihnen versteht man einen im Waldboden kahlgetretenen Ring, der dadurch entsteht, daß der Rehbock die Ricke in der Brunftzeit oft stundenlang an ein und derselben Stelle im Kreise herumtreibt.

Wie um den „Hexenring“ hat auch um den „Hexenbesen“ der Volksglaube seine Phantasie gesponnen. Hexenbesen sind Zweigwucherungen, Mißbildungen von besenartiger Gestalt an Obst-, Laub- und Nadelbäumen.

Wie der Ueberlieferung nach bekannt ist, versammeln sich die Hexen alljährlich in der

Walpurgisnacht auf dem Blocksberg im Harz. Als Beförderungsmittel dorthin dient ihnen ein „Hexenbesen“, auf dem sie durch die Lüfte reiten. Den Hexenbesen beschaffen sie sich, indem sie einen Baum verwünschen, der dann das eigenartige Gebilde hervorbringen muß.

Am häufigsten ist der Hexenbesen auf Tanne und Kiefer zu finden. Er wird hervorgerufen durch einen Rostpilz, der eine krankhafte Veränderung des befallenen Zweiges bewirkt. Es entsteht ein Knollen, aus dem sich bogig und waagrecht dünne Zweiglein entwickeln. Das Ganze macht den Eindruck, als sei etwas Fremdes auf dem Baum gewachsen. Nach wenigen Jahren sterben die Zweiglein ab und das rostbraune Geästknäuel fällt dann besonders ins Auge, als dürrer, struppiger Besen.

Wahrscheinlich im Mittelalter sind die Begriffe „Hexenring“ und „Hexenbesen“ entstanden, als die Existenz von Gespenstern, Hexen, Zaubern und Geistern den Menschen selbstverständlich war. Heute haben wir die Möglichkeit, diese Seltsamkeiten der Natur weitgehend auf natürliche Weise zu erklären.

November - Seufzerl

Jetzt werd dö Welt gent kloa und kleana,
Als taat gar neamd mehr d' Sunn vodeana!

Kitzgraab hängt's eina, mei, o mei,
Da sollt no oana lusti' sei'?

So wia a Dutzad kalte Händ
Votreibn dö schiachn Neblwänd

An jedn Lach'ra von sei'm Platz,
Daß er grad wia a nasse Katz

Dö Pratzl schlenkt und ei' vosteckt —
Geh, Herrgood, sag, hast all's vosteckt?

A Endl laß no außerschaugn,
Woast, daß mei' Herz und meine Augn

No b'halt'n, wia dö Sunn is gwesn
Und net auf's Liachtei' ganz vogesn!

Gustl Laxganger

„Heimat am Inn“ erscheint als Monatsbeilage des „Oberbayerischen Volksblattes“, Rosenheim, mit seinen Nebenausgaben „Mangfall-Bote“, „Mühldorfer Nachrichten“, „Wasserburger Zeitung“, „Haager Bote“, „Chiemgauzeitung“ Redaktionskollegium: Th. Heck, Josef Kirmayer, H. Ch. Kobe. Ständige Mitarbeiter die Kreisheimatpfleger Albert Aschl, Rosenheim-Stadt; Dr. Peter von Bomhard, Rosenheim-Land; Karl Braßler, Landkreis Aibling; Richard Glaser, Landkreis Mühldorf; Theodor Heck, Landkreis Wasserburg. Verantwortlich für den Inhalt: Josef Kirmayer, Wasserburg am Inn. Druck: „Oberbayerisches Volksblatt“, Rosenheim.



GEGRÜNDET 1927 VON ANTON DEMPF

Blätter für Heimatkunde und Heimatpflege für den Heimatbund Mühldorf, den Heimatverein Wasserburg am Inn, den Historischen Verein Bad Aibling und den Historischen Verein Rosenheim

Jahrgang 1955

November

Nummer 11

Wie die Sachranger zu ihrem schönen Kirchhof kamen

Von Joseph Thomas, Sachrang im Chiemgau

Wenn wir uns heute unsere bayerischen Dorffriedhöfe anschauen, so können wir fast überall das gleiche Uebel feststellen: Städtische Unkultur auf Schritt und Tritt. Reihen um Reihen nichtssagender, protziger Marmor- und Kunststeinplatten und -brocken, polierte Tafeln und kitschiger Zierat. Nicht Ruhe, feierliche Stimmung, zärtliche Liebe und herzliches Totengedenken sprechen aus diesen unkünstlerischen Mackwerken, sondern lediglich unpersönliche Kälte und Angebenwollen. Es graust einen deshalb über die meisten unserer Friedhöfe zu gehen, die mehr dem Lager eines Steinmetzen gleichen, denn einem Gottesacker. Zu den schablonisierten Grabsteinen kommen dann noch lieblose Industriekränze aus Papierblumen und Glasperlen und nach städtischem Muster starre Einheitsteppichbeete auf den Grabhügeln. Auch ist vielfach im ganzen Friedhof kein Baum und kein Strauch, der dazu angetan wäre das Bild zu beleben und mit seinem Schatten Ruhe und Frieden und weihevoller Stimmung zu geben. Beschauung und Einkehr, liebevolle Versenkung, wie sollen sie möglich sein an einem derartigen Ort gehäufte Unkultur? Der Zerfall unseres ländlichen Kulturgutes zeigt sich nirgends krasser als auf unseren Dorffriedhöfen.

aufs Grab, als zarten Ausdruck liebenden Gedenkens. Mit symbolischen, immergrünen Gewächsen, wie Buchs, Efeu, Immergrün, gestaltete man lebendig und abwechslungsreich die Einfassungen. Und dann die kunstvollen,



Früher einmal war gerade der Kirchhof der Platz, wo das volkskünstlerische Schaffen und Empfinden der Dorfgemeinschaft besonders schön zum Ausdruck kam: zu Ehren der heimgegangenen Liebsten. Ihre Lieblingsblumen pflanzte man den Toten empfindsam

handgeschmiedeten Grabkreuze. Mit ihnen gab der Landschmied — selber ein Bauer — dem tiefen Empfinden der Heimatgemeinschaft entsprechenden Ausdruck. Der ländliche Kunsthandwerker schöpfte dabei aus einem erstaunlichen Schatz an Phantasie und Einfällen. Kaum je glich ein Kreuz dem anderen. Liebevoll wurden Blumenornamente, Buchstaben, Symbole, Schnörkel und Windungen, reiches Rankenwerk mit Blättern und Blüten in unerschöpflichem Formenreichtum aus dem toten Material mit großem handwerklichen Können, zum Leben erweckt. So entstanden mit den alten Schmiedekreuzen hervorragende volkskünstlerische Werke und jede Bauersfamilie kann stolz sein, die heute noch ein solches Kreuz ihr eigen nennt.

Gottlob gibt es noch Männer, die für wahre Friedhofskultur Verständnis haben und die bestrebt sind, dem Landvolk wieder den Blick zu schärfen für das wirklich Schöne und Wertvolle. Zu ihnen gehört Pfarrer Simon von Sachrang im Priental. Wie dieser geistliche Herr im Laufe der Zeit jeglichen Kitsch aus der schönen Sachranger Kirche verbannte, daß sie als Kleinod unter allen oberbayerischen Dorfkirchen erst jetzt recht zur Geltung kommt, so ließ er sich auch die Gestaltung des Sachranger Friedhofes sehr angelegen sein. Das war eine rechte Sisyphusarbeit, die da geleistet wurde. Doch heute ist es geschafft und die Sachranger Bevölkerung ist ihrem kunstverständigen Seelenhirten dankbar, daß er ihr einen Friedhof einrichtete, wie man ihn weit und breit im bayerischen Oberland so leicht nicht wieder finden dürfte. Von den insgesamt 60 Gräbern in Sachrang sind allein 20 mit jenen alten, stilvollen Schmiedekreuzen wieder versehen und ausgesprochene Geschmacklosigkeiten sind kaum noch vorhanden. Wer weiß, an welcher schier zu verzweifelnder Geschmacksverirrung die Landbevölkerung heute leidet und wer im besonderen die Dickschädeligkeit der Bergbewohner kennt, der kann sich ein Bild machen, welche Widerstände der Sachranger Pfarrer da zu überwinden hatte, bis es so weit war. Doch mit großer Leidenschaft setzte er sich für die Schönheit ein.

Als Pfarrer Simon im Jahre 1938 nach Sachrang kam, glich der Kirchhof einer Wildnis und die schrecklichsten Kunststeinmäler standen überall herum. Doch die Gelegenheit, etwas zu unternehmen, war auch insofern günstig, als viele Gräber damals zeitlich verfallen waren. Ohne lange zu fragen, ging der Pfarrer sogleich daran, die häßlichen Grabsteine einfach abtransportieren zu lassen. So bekam er Neuland für seine pionierhaften Pläne. Selber legte er mit Hand an, um Ordnung in das bestehende Chaos zu bringen. Trat dann ein Todesfall ein, so war mit seine erste Frage an die Hinterbliebenen: Was kommt auf das Grab? Durch Hintenherum-



Fotos: Max Baur, Aschau

fragen, hatte er bereits herausbekommen, daß auf vielen Speichern von Bauernhäusern noch die schönsten schmiedeeisernen Kreuze lagen. Nun beredete er die Leute solange — auch unter Hinweis auf die Geldfrage, ein Stein kommt ja viel teurer — bis sie sich endlich entschlossen, das Eisenkreuz vom Dachboden herunterzuholen, es herrichten zu lassen und aufzustellen.

Sogar mit dem Altmetallhändler, der das Sachrang Tal befährt, setzte sich Pfarrer Simon in Verbindung und bot ihm an, jedes alte Eisenkreuz, das man ihm auf den Wagen würfe, wieder abzukaufen. Manches schöne Stück kam so in die Hände des Geistlichen, das er dann bei Gelegenheit einer Familie zur Verfügung stellte, die kein eigenes Schmiedekreuz mehr besaß.

1399, 3. Juni. Hainrich der Werdar, Pfleger zu Wasserburg, eignet dem Kloster Altenhohenau seine „zwo geuch gelegen auf der Tegernau ze Wasserburg mit dem Wismat, das da ligt und die gelegen sind bei Hefelden“. Beschechen an sand Erasmustag 1399. (Tegernau = große Au von althochdeutsch tegar = groß. Vgl. Tegernsee; Degerndorf bei Brannenburg = das große Dorf im Gegensatz zu dem westlich davon gelegenen Litzldorf = das kleine Dorf, von althochdeutsch lutil = klein; engl. little).

Chronik Kirmayer

Die Freiherrn von Schurff auf Wildenwart und Prien

Ein Tiroler Adelsgeschlecht / Von August Sieghardt, Grassau im Chiemgau

In der engeren Umgebung von Prien ist heute noch der Name des längst ausgestorbenen Adelsgeschlechtes der Freiherrn von Schurff lebendig. Diese Familie kam aus Tirol in den Chiemgau, sie nannte sich früher „Freiherrn von Thann“ und trat zur Priener Gegend in Beziehungen, als das Freifräulein Sophie von Freyberg auf Hohenaschau im Jahre 1606 dem „Freiherrn Ferdinand von Schurff auf Mariastein, Schönwörth und Niederbreitenbach“ die Hand zum Ehebund reichte. Dabei hat sie ihrem Ehegpons als wertvolle Mitgift das v. Freyberg'sche Schloß Wildenwart südwestlich von Prien zugebracht, nachdem das Geschlecht derer v. Freyberg auf Hohenaschau und Wildenwart im Jahre 1603 mit Wilhelm von Freyberg im Mannesstamm erloschen ward. Auf Schloß Wildenwart hausten die Freiherrn von Schurff bis 1770. In diesem Schloß werden wir an sie durch zwei lebensgroße Ahnenbildnisse im Speisesaal erinnert, die aus den Jahren 1653 und 1655 stammen; ein drittes Bild, ein Brustbild, veranschaulicht den Freiherrn Karl von Schurff auf Mariastein um die Mitte des 17. Jahrhunderts. Der Maler der beiden lebensgroßen Porträts ist Matthias Schöffelhuber (pinxit 1653); ein gewisser Bornè hat die Bilder 1863 erneuert. Das Schloß Wildenwart war für den genannten Baron Ferdinand von Schurff eine sehr beachtliche Morgengabe, denn zur Herrschaft Wildenwart gehörten damals auch Prien, Hüttenkirchen, Greimharting, Rimsting und Endorf mit rund 2400 Seelen. Im Jahre 1770 verkaufte der letzte Freiherr von Schurff die Wildenwart's Güter um 300 000 Gulden an den Grafen Maximilian von Preysing auf Hohenaschau und Brannenburg.

Das Andenken an den obengenannten Baron Ferdinand von Schurff und an seinen Bruder Wilhelm hält eine steinerne Gedenksäule (Martersäule) wach, die sich an der Fahrstraße Wildenwart—Prien bei der Ortschaft Siggenham befindet, sie trägt die Jahreszahl 1647 und das Wappen derer v. Schurff. Am Tabernakel ist eine Blechtafel angebracht, deren Inschrift besagt, daß „Ferdinand Frey Herr von Schurff hier vom Pferd stürzte, als er aus Spanien kommend nach Wildenwart reiste, seinen Bruder zu besuchen, und starb den 5. Dezember 1647.“ Nach einer anderen Lesart soll der Freiherr Ferdinand diese Martersäule zum Gedächtnis an seinen Bruder Wilhelm errichtet haben. Der Volksmund hat eine dritte Darstellung gefunden: nach dieser soll es sich bei diesem Todessturz in Siggenham um ein Gottesge-

richt gehandelt haben, weil der Verunglückte sich angeblich mit Mordplänen gegenüber seinem Bruder, dem Schloßherrn auf Wildenwart, getragen haben soll...

Bevor wir uns von dem Thema „Wildenwart“ abwenden, muß noch gesagt werden, daß die freiherrliche Familie von Schurff auf Mariastein, Schönwörth und Niederbreitenbach neben dem Schloß Wildenwart auch Schloß und Hofmark Puechersried bei Pfaffenhofen a. Ilm ihr eigen nannte. Letztere besaß um das Jahr 1701 ein Baron Christoph Dismas von Schurff, der zugleich auch Herr auf Wildenwart gewesen ist. Dieser erlebte auf Wildenwart die Ereignisse des Spanischen Erbfolgekrieges, er war es auch, der den Chorherren auf der Herreninsel Gewehre, Rüstzeug und sonstige Waffen zur Verteidigung des Klosters Herrenchiemsee lieferte, ja sogar von Gstadt aus mittels Flößen Kanonen mit Schanzkörben und sonstigem „groben Zeug“ nach der Herreninsel schickte. Eine Tochter des Genannten, Maria Irmengard von Schurff, deren Mutter eine Preysing war, wurde am 13. Juli 1733 zur Aebtissin von Frauenchiemsee gewählt, starb aber schon 1735, erst 42 Jahre alt. Auch Chieming am Chiemsee hatte vorübergehend Beziehungen zur freiherrl. Familie v. Schurff. Die Hofmark Chieming mit dem Schloß Neu-Chieming (das sich anstelle des jetzigen Pfarrhofes erhob) wurde nämlich unterm 16. Mai 1530 durch Kaiser Karl V. an Wilhelm von Schurff, Sohn des Pflegers Oswald v. Schurff zu Ambras bei Innsbruck, verliehen. Er behielt diesen Besitz allerdings nur ganz kurze Zeit.

Mehrfache Erinnerungen an die Herrschaft derer v. Schurff im Chiemgau bewahrt die Pfarrkirche zu Prien. Diese, wie auch der Markt Prien, wo sich ein Verwaltungssitz der Herren v. Schurff befand, haben der Familie von Schurff viel zu verdanken. Karl Freiherr von Schurff auf Wildenwart darf man als den großzügigen Schöpfer der heutigen Priener Pfarrkirche bezeichnen, denn er hat letztere 1670 anstelle der alten gotischen Kirche neu erbauen lassen. In den Jahren 1736/38 wurde sie unter der Schurff'schen Herrschaft in die jetzige Form gebracht und ihr dabei eine Innenausstattung verliehen, die an künstlerischer Bedeutung nichts zu wünschen übrig läßt. Keinem Geringeren als dem berühmten Freskenmaler Johann Zimmermann aus Wessobrunn übertrug der damalige Wildenwart's Schloßherr — er hieß ebenfalls Karl Freiherr von Schurff — die Ausschmückung des Langhauses und die Schaffung des riesi-

gen Deckengemäldes in diesem. In seiner Länge von 20 Meter und seiner Breite von 10 Meter zählt es zu den ausgedehntesten, größten Deckengemälden kirchlicher Art in Altbayern. Es veranschaulicht die berühmte Seeschlacht bei Lepanto vom 7. Oktober 1571, den Sieg Juan d' Austrias, in deren Verlauf ein Herr v. Schurff verwundet wurde und auf der Insel Malta starb. Der genannte Karl Freiherr von Schurff ist in einem Medaillonbild verewigt, das über der südlichen Eingangstür der Priener Pfarrkirche angebracht und mit seinem Wappen geziert ist; es trägt als Umschrift seinen Namen und den Tag seines Todes, den 15. Oktober 1678. Baron Karl v. Schurff war es auch, der das 37 Meter hohe Helmdach des alten Kirchturmes 60 Schuh weit auf Walzen auf den neuen Turm versetzen ließ, ein technisches Meisterstück des Zimmermeisters Christian Raab, das damals großes Aufsehen erregte und allgemein bewundert wurde. Durch die Berufung des hervorragendsten Raumkünstlers der Rokokozeit in Bayern, Johann Zimmermann in Wessobrunn, zum Kirchenbau in Prien haben sich die Freiherren von Schurff in Prien ein dauerndes ehrendes Andenken gesichert.

Dieses Andenken kommt aber auch durch mehrere wappengeschmückte Grabdenkmäler derer v. Schurff in der Priener Pfarrkirche zum Ausdruck. So sehen wir an der Nordwand des Chores den Epitaph der schon genannten „Sophie von Schurff, Freyfrau auf Mariastain, geb. Freiin v. Freyberg auf Hohenaschau“, die durch ihre Heirat die Familie v. Schurff in den Chiemgau zog. Sie ist am 17. Oktober 1646 gestorben. Der Epitaph zeigt sich als eine originelle Komposition in Form eines Schutzmantelbildes: Maria mit zwei Engeln legt die ausgestreckten Hände auf den Schurff'schen und Freyberg'schen Wappenschild, welche die vor ihr angebrachte Schrifttafel halten. Neben dem Grabmonument des Wildenwarter Schloßherrn Wolfgang Hofer v. Urfahrn befindet sich der Grabstein des 1634 verstorbenen Freiherrn Wilhelm v. Schurff „zu Schenwerth, Nidernpraitenbach, Carlsburg etc.“, der in seinem oberen Teil ein Wappenrelief trägt; er besteht aus rotem Marmor und ist fast eineinhalb Meter hoch. An der Nordwand des Langhauses unter der Westempore ist das über zwei Meter hohe rotmarmorne Grabmonument des „Ferdinand Schurff in Schenwerth, Nidernpraitenp. et. Carlsburg in Mariastain und Wildenwarth etc.“ eingemauert, der am 13. September 1688 starb. Die umrahmte Inschrifttafel zeigt unten das Schurff-Wappen. Als Gegenstück zu diesem zielt die Südwand das ebenso hohe Grabmonument des am 15. Oktober 1678 verstorbenen „Carolus Schurff in Schenwerth, Nidernpraitenp. et.

Carlsburg, Mariastain und Wildenwarth“, gesetzt von dessen Bruder Ferdinand. Endlich wäre noch auf den in Silber vergoldeten Kelch aus dem Jahre 1678 zu verweisen, der neben Passionsszenen das Schurff'sche Wappen aufzeigt, und auf ein Votivbild aus der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts, auf dem wir — in Oel auf Leinwand gemalt — knieend den Baron Ferdinand v. Schurff in Lebensgröße sehen, in einer interessanten Kostümierung seiner Zeit.

Die Namen Mariastein, Niederbreitenbach und Schönwörth beziehen sich auf die Besitzungen der Herren v. Schurff bei Kufstein in Tirol, auf die Schlösser Mariastein und Schönwörth, wovon letzteres in dem Dorfe Niederbreitenbach bei Langkampfen gelegen ist. Das steil auf einem Felsen turmartig aufragende Schloß Mariastein südwestlich von Langkampfen, seit 1363 ein Besitz der Ritter von Frundsberg, war von 1587 bis zum Ende des 17. Jahrhunderts Eigentum derer v. Schurff; der erste Schurff, „Freiherr auf Maria Stein“, war jener Karl von Schurff, Schloßhauptmann von Kufstein und Inhaber mehrerer hohen Aemter und Würden, dessen Grabdenkmal die Nordseite der Kufsteiner Stadtpfarrkirche schmückt. (Gest. 1626). Unter seiner Herrschaft wurde Mariastein Wallfahrtsort, indem er im obersten Stockwerk des Schlosses eine Kirche einbaute. Die Schatzkammer des Schlosses birgt unter anderem ein zierlich geschriebenes und bemaltes Manuale Karl v. Schurffs und zwei kostbare Reliquienschreine seiner Gattin. Wegen seiner drei übereinander liegenden Kirchen ist Schloß Mariastein eine der eigenartigsten Sehenswürdigkeiten des tirolischen Unterinntales. — Auch im Schloß zu Tamsweg im Lungau (Land Salzburg) waren die Freiherren v. Schurff ansässig. In einem Zimmer dortselbst hängt das wappengeschmückte Oelbild der Gräfin Anna v. Kuenburg, geboren von Schurff auf Schönwörth aus dem Jahre 1594. Es veranschaulicht die Genannte zusammen mit ihrer kleinen Tochter Maria im schwarzen Gewand, mit Halskrause und Spitzenhaube; links oben sieht man das Wappen der Schurff, rechts unten jenes der Grafen von Kuenburg. Gräfin Anna, geb. von Schurff, war die Gattin des Grafen Christoph von Kuenburg und ist im Jahre 1630 fern ihrer Heimat im Schloß Tamsweg gestorben.

Ein weibliches Ahnenbildnis aus der Familie von Schurff befindet sich in dem gräfl. von Spretischen Schloß Kapfing bei Vilsheim in Niederbayern, es ist das Porträt einer Gräfin von Spreti, die dem freiherrlichen Geschlecht derer von Schurff auf Wildenwart und Prien entstammt.

Frau Bercht im Inn- und Chiemgau

Von Heinrich Kastner, Ebersberg

Von den vielen sagenhaften Gestalten des bayerischen Brauchtums nahm die Frau Bercht, auch Berscht, Percht oder Perchtl genannt, eine Vorrangstellung ein. Wie Professor Kranzmayer auf Grund einer mundartgeographischen Untersuchung festgestellt hat, beschränkt sich ihr Auftreten ausschließlich auf das bayerische Stammesgebiet, wenn man ihre verschiedenen, lautlichen Spielarten und die ihr wesensgleichen Gestalten der Haber-geiß (Bayr. Wald) und der Luzi (Oberpfalz bis in die Gegend von Wasserburg) mit in Betracht zieht. Zwar wurden die Stammesgrenzen vielfach überschritten und bei den Slowenen nahm die Bercht als Pehtra-Baba sogar die Stelle einer slawischen Erdmuttergottheit ein, aber der ganze Vorstellungsbe- reich geht deutlich vom bayerischen Fünfeck aus.

Am auffallendsten tritt Frau Bercht im Weihnachtsfestkreis in Erscheinung und sie beherrschte das gesamte Brauchtum dieser Zeit. Dies läßt vermuten, daß wir es bei ihr mit einer ehemaligen Gottheit zu tun haben, die zur Sonnenwende gehörte. Die ältere Generation des Inn- und Chiemgaues weiß darüber noch gut Bescheid. Meist trat die Frau Bercht in den Zwölfnächten zwischen Weihnacht und Dreikönig auf oder im Advent, vereinzelt finden wir sie im Erntebrauchtum und bei der Sommersonnenwende. (Im Kreis Wasserburg heißt das letzte Fuder Bärnfuder und die letzte Mahd Bärnmahd. Hier könnte es sich um ein Berchtfuder und so weiter handeln, das letzte war also der Gottheit geweiht.) Weit verbreitet war die Vorstellung, daß die Bercht eine hexenähnliche Frau mit einer riesigen Nase sei, die den nächtlässigen Mägden den Bauch mit einer Schere aufschneidet, wenn diese den Kehrriech in den Zwölfnächten nicht sauber aufgeräumt haben. Andererseits erscheint sie oft als schöne und gute Frau, als Helferin der Gebärenden, Spenderin der Geschenke und als Kindbringerin, die die Kinder aus dem Brunnen holt. Im Gebiet um Evenhausen und Amerang geisterte sie in den Zwölfnächten durch die Dörfer, klopfte an Türen und Fenster und klirrte mit der Kette, wie St. Nikolaus. Vor 100 Jahren brachte an Weihnachten noch nicht das Christkind die Geschenke für die Kinder, sondern Frau Bercht, die Nüsse und Äpfel in die Stube warf und wieder verschwand. Graf von Pocci erwähnt in seinen Erinnerungen einen ähnlichen Brauch in München. In Steinhart, Schalldorf, Edling und „In der Schlicht“ trat die Bercht als freundliches Spinnweibi auf, das den fleißigen Mägden beim Spinnen half. Dann wieder sehen wir sie als Anführerin des Nachtgjoads und des

Totenheeres, vor der man sich hüten mußte, um nicht mitgenommen zu werden. Wir haben in ihr also ein ausgesprochen zwiegestaltiges Wesen, das im Gegensatz von Gut und Böse das Dunkel der langen Nächte und das Wiederaufsteigen der Sonne versinnbildlicht. Fast vergessen ist ein anderer Brauch im Inn- und Chiemgau, nämlich in der Hl. Nacht, oder am Luzientag, vereinzelt auch in den Klopfernächten des Advents, der Frau Bercht einen Krapfen in die Tischschublade zu legen, damit sie ihn während der Nacht holen kann. Man glaubte, dann bleibe sie dem Hause wohlgesinnt.

Die jetzt 83jährige Kath. Mannhardt aus Lehen kann sich noch gut an diese Sitte erinnern. Dieses Opfer an die Bercht ist durch mehrere Handschriften für das Mittelalter bezeugt. Ein Tegernseer Mönch des 15. Jahrhunderts hat in einem umfangreichen Pergamentkodex unter „Superstitio“ (Clm. 18 434, Staatsbibliothek) allerlei Aberglauben geschildert. Er bezeichnet es darin als Sünde, der Frau Bercht und ihrem Gefolge Speisen aufzustellen, ebenso sei es Sünde für die Dienstboten, diese Speisen zu nehmen und zu sagen, die Frau Bercht habe sie geholt. Der Mönch zieht dann die Existenz dieser Dämonen in Zweifel, und wenn sie wirklich vorhanden seien, dann könnten sie nicht essen und trinken, da sie Geister seien. Damals muß also noch viel Heidnisches im Volke lebendig gewesen sein, da der Mönch weiter berichtet, er habe eine Frau gekannt, die der Sonne göttliche Verehrung entgegenbrachte. Auch in einer Handschrift des Klosters Attel (Clm. 14 138) verurteilt ein Mönch des 14. Jahrhunderts die Sitte, „den drei Schwestern, welche Perchten genannt werden“, Speisen und Getränke in gewissen Nächten aufzustellen. Fast immer erscheint sie mit dem Titel „Frau“ oder als domina Perchta, man hat ihr also große Verehrung entgegengebracht, da im Mittelalter dieser Titel nur dem höchsten Adel zustand. Allgemein verbreitet war in unserem Gebiet das Klopfengehen an den Donnerstagen im Advent. Es entspricht seiner Herkunft nach wohl dem Perchtenlaufen, das in vielen Gebirgstälern insgeheim neben dem allgemein bekannten Schaulaufen an Dreikönig noch in den Donnerstagsnächten geübt wird. Im Bereich zwischen Hochstätt und Isen bis in die Kraiburger Gegend waren die Klopfer bis in die 70er Jahre durchweg von der Frau Bercht begleitet und sie führten um die Anführerin einen eigenartigen Tanz auf, den man mit seinem typischen Stampfschritt dem Perchtentanz gleichsetzen darf. Damals durften nur erwachsene Mannspersonen daran teilnehmen und

es wurde streng darauf geachtet, daß keiner der Maskierten erkannt wurde. Vielleicht haben überhaupt alle Heischebräuche um Advent und Sonnenwende dieselbe Wurzel. Die so unterschiedlichen Termine lassen sich aus dem Wirrwarr in der Kalenderrechnung erklären. All das Rauhnachtsbrauchtum vom Perchtlboschn bis zum Sehen in die Zukunft gehört zur Sonnenwende und die Ableitung des Namens Bercht spricht ebenso dafür, daß diese eigentlich die Verkörperung der Sonnenwende war, vielleicht die Sonne selbst versinnbildlichte. Grimm leitet ihren Namen von „percht-leuchtend-glänzend“ ab.

Die Luzi war ihr vollkommen ähnlich, sowohl im Auftreten wie auch dem Namen nach, der ja von „lux“ kommt und demnach die „Leuchtende“ bedeutet. Luzi war eine christliche Substitution für die Bercht und da das Fest der hl. Luzie am 13. Dezember ist, war es naheliegend, diese christliche Heilige an Stelle der heidnischen Gottheit zu setzen. Sie muß aber schnell die Gestalt der Bercht angenommen haben und trieb dann als „blutige Luzi“ ihr Unwesen in den Nächten des Weihnachtsfestkreises. Aehnlich wurde der Kalenderheilige des 21. Dezember zum Blutigen Damerl und St. Nikolaus erhielt teufelsgestaltige Begleiter, die Krampusse. Es hat also nicht an Versuchen gefehlt, an Stelle der im Volksglauben tief verwurzelten Frau Bercht christliche Heilige zu setzen. Der eigentliche Tag der Bercht wird also der 24. Dezember, der alte Sonnwendtag nach dem Julianischen Kalender gewesen sein. Zum späteren Sonnwendtag am 21. Dezember fand sich der Blutige Damerl ein und Dr. Moser hat in seinem Aufsatz über den Luzienbrauch in Wasserburg schon angedeutet, daß in alter Zeit der Luzientag ebenfalls als Sonnwendtag galt. Man sagt ja heute noch: „Luzi, schiabt an Dog hiefie“, oder „St. Luzen, tuat an Dog stutzen.“

Die Klopfer sangen das Lied:

„Luznach ist die längste Nacht,
da Baua scho wieda anders lacht,
denn es wächst da Dog,
so wie i's jetzt grad sog:
Weihnacht an Hahntritt,
Dreikini an Mannschritt,
Sebastio an Hirschnsprung,
Lichtmeß a ganze Stund.“

Der Luzienbrauch in Wasserburg erscheint deshalb eindeutig als Sonnwendbrauch. Moser hat für ihn zahlreiche, archivalische Belege erbracht und in den Rechnungen des Stadtpfarramtes läßt er sich sogar noch um einige Jahre früher belegen. Es heißt dort, daß der Mesner 1556 für das „Feuer an das Wasser tragen an St. Luziä Tag“ 4 Pfennig erhielt. (Dempff).

Ergänzend zu Dr. Mosers Ausführungen wäre noch hinzuzufügen, daß der Luzientag wirklich einmal über ein Jahrhundert lang

Sonnenwende war. Der Julianische Kalender hatte nämlich den Fehler, daß in 129 Jahren ein Tag übrig blieb. So mußte die wirkliche Sonnenwende allmählich im Kalender rückwärts wandern und gelangte bis 1373 genau auf den Luzientag. Als man den fehlerhaften Kalender im Jahre 1582 durch Weglassung von zehn Tagen korrigierte, war sie schon bis zum 11. Dezember zurückgewandert, gelangte also jetzt auf den 21. Dezember, da man offenbar die Heilige Nacht und die Sonnenwende, um das unausrottbare Berchtenbrauchtum von der Christgeburtstfeier zu entfernen. Da sich der Kalender örtlich sehr unterschiedlich durchsetzte und zudem die Menschen die Wahl zwischen amtlichem Kalender und Sonnenstand hatten — außerdem mag auch eine Verlagerung von Brauchtum stattgefunden haben — kam es zu so unterschiedlichen Terminen für das Brauchtum, das seinem Ursprung nach zum Vorstellungsbereich der Bercht und der ihr nahestehenden Luzi gehörte. Wie hartnäckig das Volk daran festhielt, beweist die Tatsache, daß es sich bis zum 20. Jahrhundert erhalten hat. Im Mittelalter muß ein richtiggehender Kult mit der Frau Bercht getrieben worden sein, da die Mönche immer wieder dagegen vorgehen mußten und im 13. Jahrhundert veranlaßte dies einen Mönch zu der resignierenden Feststellung: *Hodie pueri non ministrant domino, sed diabolo, prius vadunt ad choream, quam ad ecclesiam, ante sciunt cantare des domina Perchta, quam dicere Ave Maria.* (Heute dienen die Knaben nicht dem Herrn, sondern dem Teufel, früher gehen sie zum Tanz, als in die Kirche und eher wissen sie von der Göttin Perchta zu singen, als Ave Maria zu sagen. Clm. 9538, Staatsbibliothek.)

Intermezzo

Ein Spinnlein webt ein listig Netz
Recht mit Bedacht und ohne Hertz.
„Damit will ich sie fangen,

Die lieben Fliegen, frech und dumm,
Die lungern müßig nur herum,
Bald werden sie drin hängen!“

So zischelt sie und webt und webt. —
Das Volk der Fliegen aber lebt,
Ahnt nichts von den Gefahren!

Ein Hummelbär auf schnellem Weg
Zerriß das silberne Geheg
Mit dickem Kopf und Haaren!

Ihn hat es weiter nicht beschwert. —
Die Fliegen haben nur gehört
Der Spinne zornig Weinen.

Langmächtig hat sie räsonniert:
„Ach Gott, die Welt ist schlecht regiert,
Und immer trifft die Kleinen!“

Gustl Laxganger

Herrschaft und Schloß Kling

Historische Excerpte von W. L. in Wasserburg

„Verschiedene Bernauer sind eifrige Leser der Chiemgau-Zeitung-Beilage ‚Heimat am Inn‘ und haben mich gebeten, bei Ihnen vorstellig zu werden, ob Sie nicht einmal den im Wasserburger Anzeiger, Jahrgang 1901, erschienenen Aufsatz über Herrschaft und Schloß wieder neu zum Abdruck bringen möchten“, schreibt ein Herr aus Bernau.

Der Stadtarchivar von Wasserburg war um die Erfüllung dieses Wunsches nicht verlegen. Ein Griff in das Regal genügte, um den Artikel der Öffentlichkeit wieder zugänglich zu machen.

Die Redaktion.

Motto: Ein Kirchlein stund im Blauen
Auf steiler Bergeshöh.
Und mir wird beim Beschauen
Der Ruine so nah und weh.
Verödet steht es droben,
Ein Denkmal früher Zeit.

Unverständlich, barbarische Zerstörungswut hat im Anfange des 19. Jahrhunderts das herrliche churfürstliche Schloß Kling, oder wie es früher hieß, Klingenberg, dem Erdboden gleichgemacht. Hoch gelegen, mit wunderbar schöner Fernsicht von den Alpen bis hinüber zum Böhmerwald (Wenning), einst der Sammelplatz vieler Fürsten, des hohen Adels, wäre das stattliche Gebäude heute sicherlich der Anziehungspunkt der reiselustigen Welt. Römer, Germanen, Hunnen sind an dem festen Bau vorübergeströmt, sie haben die hohe Warte geschont, bis die eigenen Kinder mitleidslos, barbarischer als selbst die Barbaren, der Herrlichkeit Klings ein Ende machten, das sterbend noch über acht Gedingstätten und Schergenämter gebot mit einem Gebiet von 34 Obmannschaften, 175 000 Seelen und einem Viehbestand von 4000 Pferden, 13 000 Rindern, 25 000 Schafen, 5500 Schweinen und 100 Ziegen.

Seine Grenzen zogen sich nach Wenning an der fischreichen Alz hin, an den Chiemsee, von Traunstein einschließend die Herrschaften Hohenaschau und Marquartstein, nach Rosenheim und hier machte der Inn die Scheidung bis hinab nach Kloster Au, 18 deutsche Meilen Weges im Umkreis.

Der Name Kling oder Klingenberg findet verschiedene Erklärer: Koch-Sternberg deutet hin auf die natürliche Beschaffenheit des Landes, wie von einer Klinge zerschnitten, zerteilt; Wenning aber sagt: „vil mehr wegen den aus denen herumbliegenden Thällern und Waldungen ser lieblich und ungemain klingenden Echo Clingenperg genennet.“

In früher, früher Zeit, vor etwa 6000 bis 7000 Jahren meint Bayberger, bedeckte dies Land zum großen Teil die gewaltige Eisdecke des sogenannten „Inngletschers“, und mitleidig ließ dieser nach seinem Abschmelzen der leharmen Gegend seine „Findlinge“, erratische Granitblöcke, als Baumaterial zu-

rück. Sicher ist, daß die Römer, nachdem sie die Alpen überschritten, hier nicht Sümpfe, Moräste und undurchdringliche Wälder, sondern ein wohlbebautes Feld und ein wohlorganisiertes Volk bereits vorfanden. Was die Römer aber fanden, das verbesserte ihr praktischer Sinn, und so finden wir bald die herrlichsten Straßen das Land durchziehen, festgebaut und festgemauert, Brücken über den Inn, deren Festigkeit das Volk bewundernd dem Teufel allein zuschrieb (Teufelsbrücke bei Wasserburg), Schiffshäfen zur Sicherung der Schifffahrt auf dem Inn, so zu Altenhohenau, Königswart, Mödling, feste, ausgedehnte Städte, militärische Wachttürme und dergleichen. Wenning hat noch das Trümmerfeld, die furchtbaren, fast unzerstörbaren Mauern der einstigen Römerstadt — Kling — selbst geschaut. „Dort“, sagt er, „ist ein churfürstlich Urbar-Gehölz, so man Streit genannt, welcher ein statt gewesen seyn soll, allermaßen auch, ob man gleich in Geschrift nichts findet, andernoch kein Gedicht seyn, zeugen die Mauerläuffen, zerfallene Gemäuer und noch vorhandene Schutzgräben.“

500 Jahre herrschten hier die Römer, und sie ließen es sich wohl angelegen sein, ihre Herrschaft zu sichern. Da kam der Sturm der Völkerwanderung, ein Volk drängte das andere nach Süden, und das Land ward zur Wüste, die Städte zu Ruinen. Lange widersetzten sich noch die Festungen der Römer am Inn dem Ansturm der Germanen; endlich fielen auch diese, und kein Römer blieb zurück in unserem Lande, außer die Toten.

Nach langer Pause, nachdem sich die großen Völkerströme verlaufen, wagten es die Germanen, den Inn zu überschreiten, und sie siedelten, besonders im nördlichen Teile der Herrschaft Kling, bald in einer solchen Dichtigkeit sich an, wie sie kaum anderswo in Deutschland zu finden war. Zählte man doch zur Zeit des Herzogs Theodebert 3044 Menschen auf die Quadrat-Meile und fünf Tagwerk bebautes Ackerland auf den Kopf der Bevölkerung. Zu ebendieser Zeit finden wir das Land bereits eingeteilt in den Chiemgau und Obing-Gau, finden wir bereits Barschalen, das heißt freie Bauern auf den römischen Ruinen hausen mit „Waldnutzung, Wiesen, Aeckern, und allen Zugehörigkeiten“.

Als im Jahre 925 Erzbischof Adelbert II. von Salzburg seine Besitzungen an seine Anverwandten verteilt, da lesen wir in der Urkunde schon aufgezählt Klöster, wie Sewen = Seon im Obing-Gau, Garozze (Gars), ad Tale (St. Andrä). Kirchen finden wir bereits in Uuagon (Wang), ad Rinte (Reith), ad Sneitsee (Schnaitsee), ad Stevuanskirchin (Stephanskirchen), ad Teintesheim (Teuto-

heim, jetzt leider verstümmelt Tötzharn), Suaprichingon (Schwabering) und eine Menge anderer. Ferner gab derselbe Erzbischof neun Kirchen, ganz besonders reich ausgestattet. Das waren aber nicht etwa ärmliche Kapellen, vielmehr nennt sie der Bischof selbst reiche Kirchen und reiche Höfe. Bedenken wir, daß gerade damals die Ungarn Bayern verwüsteten, daß diese auch die Klingerherrschaft durchaus nicht schonten, bis ihnen 955 auf dem Lechfelde der deutsche Heerbann die Lust zu ihren Räubereien vertrieb.

Im Jahre 1030 übergab Kaiser Conrad II. dem Erzbischofe von Salzburg den Wildbann im Obing-Gau, ein damals, trotz der Ungarn-Einfälle, wohlangebautes, an „Mensch und Vieh“ reiches Land. Vor ihm hatte Otto I. in einer Urkunde von 950 drei Grafengeschlechter, die besonders mächtig waren, genannt: Die Frimarea (Freimark), die Kadalhoi und die Sigehardi. Außerdem gab es noch Herren, freie Bauern de Scamba (Schambach von scamen, das reiche, herrliche Ackerfeld der Römer, „die Kornkammer“ Rhätians), de Perg (Berg), de Hopfgartingin (Hopfgarten), de Linbrasdorf (Loibersdorf mit altrömischer Veste), de Stadalarn, de Furt, de Aich, de Tutilar-mos, de Herwigsheim (jetzt schauerlich verunstaltet in Herbstham, das einst ein „großes Orth, wo etwan nicht gar eine ansehnliche Stadt war“), de Wang, de Scalesvinklin (Schatzwinkel), de Gumpolts-heim (Gumpertsham), de Rinte (Reith mit Jagdschloß und Kirche des Jagdpatrons St. Aegidius), de Utto-bac (Jettenbach) und so weiter.

Nehmen wir noch dazu die Ortsnamen: Pfaffing, Pfaffenheim, so finden wir bereits 900 einen wohlbestallten Priesterstand, der sich ja vom deutschen Volk so wenig trennen läßt, daß man sich Germanen, heidnisch oder christlich, ohne denselben nicht denken kann.

Im Jahre 1030 sehen wir einen reichen Cleriker, Hortwich, 85 Tagewerk urbares Land an das Trauntaler Schlösschen vertauschen und wiederum in demselben Jahre einen Cleriker „Geroh“ in Scalhaswinkel (Schatzwinkel) 90 Tagewerk mit Holzrecht und Weide nach Biburg abgeben.

Später, 1190, gibt ein Garser Mönch „Pabö“, wohl der erste urkundliche Babensheimer, sein Gut „Ruprechtsheim“, jetzt Riepertsham, an die neugebaute Kirche seiner Heimat, und noch jetzt, nach mehr als 700 Jahren, besteht diese Stiftung in seiner alten Form — der jetzige Pfarrhof von Babensham.

Aus all dem sehen wir, das Obing-Gau war einst ein reicher, dichtbevölkerter Platz in unserem Vaterlande, weit mehr, als es gegenwärtig der Fall ist, und mit Stolz und Leid können wir es sagen, es hat einmal eine schöne, gute Zeit gegeben, vielleicht in keinem Landstriche Bayerns schöner und reicher als hier.

(Zweiter Teil folgt.)

Die Chronik

1398. Der Chiemseebischof Leonhard von Pernek weihte die Kirche zu Zarnham bei Mittergars am Inn. Chronik Kirmayer

1410, 22. August. Durch Urkunde bestätigt und verleiht Herzog Stephan in Bayern dem Rat und den Bürgern von Rattenberg am Inn das Recht der Städte Ingolstadt, Wasserburg der anderen Städte und Märkte seines Länderanteiles: „daz sy alle die genade, recht und freyhayt haben und genießen suellen, die dij von Ingolstadt, die von Wazzerrurg und ander unser stete und maerkte habend.“ Chronik Kirmayer

1412, 4. September. Durch Herzog Stephan wird der Michaelismarkt in Wasserburg auf acht Tage verlängert und dabei der Pfund-Zoll von jedem Pfund Kaufmannswaren auf vier Pfennig einzubringen gestattet. Wasserburg, am Sonntag vor Maria Geburt. (Urkunde im Stadtarchiv.) Da die zweiwöchige Dult zu Burghausen mit allen Glocken eingeläutet wurde, darf man auch für die Wasserburger Dult eine solche oder ähnliche Feier (Blasen vom Turm) wohl annehmen. Chronik Kirmayer.

1414, 13. Mai. Laut Urkunde unternahm mit diesem Tag Georg der Frauenberger auf Hohenburg „ein Closter zu stüften zu Ramsau-Au gelegen im Haager Gericht und Herrschaft zu den ehren des Heil. Herrn und Vatters Sanct Augustins“. In diesem vom „nächsten Sonntag vor dem Auffahrtstag“ ausgestellten Fundationsbriefe übereignete Jörg der Frauenberger dem neuen Klösterl unter anderm „den Hof zu Schächen (jetzt Mayer zu Schächen bei St. Christoph), den Hof zu Reytt in Pfäffinger Pfarr an der Eberach und meine drey Güter zu Zell, gelegen bei Eberach, das Gut zu Paumgarten, das dabei gelegen (jetzt Grundel)... die Tafern zu Freimöhning, das Hueterlehen Rechtmehring die alle freie lödige und unansprechbare Aigen seyen“. (Meichelbeck II. 2. 219 ff.)

Chronik Kirmayer.

1803, 28. Oktober: Achtzehn Kapuziner des aufgelösten Rosenheimer Klosters (Grundsteinlegung 1606), die man dort mittags 12 Uhr zur Lände geführt hatte, kamen zu Floß nachmittags hier in Wasserburg an und wurden im hiesigen Kapuzinerkloster aufgenommen. Chronik Dempf (nach Eid)

„Heimat am Inn“ erscheint als Monatsbeilage des „Oberbayerischen Volksblattes“, Rosenheim, mit seinen Nebenausgaben „Mangfall-Bote“, „Mühldorfer Nachrichten“, „Wasserburger Zeitung“, „Haager Bote“, „Chiemgauzeitung“ Redaktionskollegium: Th. Heck, Josef Kirmayer, H. Ch. Kobe. Ständige Mitarbeiter die Kreisheimatpfleger Albert Aschl, Rosenheim-Stadt; Dr. Peter von Bomhard, Rosenheim-Land; Karl Braßler, Landkreis Aibling; Richard Glaser, Landkreis Mühldorf; Theodor Heck, Landkreis Wasserburg. Verantwortlich für den Inhalt: Josef Kirmayer, Wasserburg am Inn. Druck: „Oberbayerisches Volksblatt“, Rosenheim.



GEGRÜNDET 1921 VON ANTON DEMPE

Blätter für Heimatkunde und Heimatpflege für den Heimatbund Mühldorf, den Heimatverein Wasserburg am Inn, den Historischen Verein Bad Aibling und den Historischen Verein Rosenheim

Jahrgang 1956

Dezember

Nummer 12

Herbergsuchen und Frauentragen

Alter Adventbrauch lebt wieder auf

Selbst in die dunkelste Zeit des Jahres, in den Advent, fällt ein heller Lichtstrahl: die Vorfriede auf die Geburt des Erlösers. Niemand kann sich diesem weihnachtlichen Zauber entziehen und so schmücken wir die Stube mit frischem Tannengrün und mit dem bändergezierten Adventkranz. Wird die erste Kerze entzündet, dann spiegelt sich ihr milder Schein in glückstrahlenden Kinderaugen. Feierlich klingen alte Adventlieder auf und rufen in unseren Herzen die Melodie einer Sehnsucht wach, die so alt ist wie die Menschheit selbst. Ein tröstliches Motiv, das allen Erlösung kündigt, die eines guten Willens sind.

Das religiöse Volksleben im Advent erschöpfte sich früher aber nicht im Besuch der Rorateämter und Absingen von Adventliedern. In den Münchener Vorstädten Au, Haidhausen, Giesing und Sendling, im Ober- und Unterland war bis in die achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts an den Adventabenden das Christkindlsingen üblich. Scharenweise zogen Kinder und arme Leute von Haus zu Haus und erfreuten mit Krippenliedern die Erwachsenen. Es waren Texte in einfacher Volksweise voll frischer Weihnachtspoese und schlichter Herzenseinfalt, die das Denken und Empfinden des Volkes über das große Wunder der Menschwerdung des Gottessohnes widerspiegeln. Die Sänger wurden dann mit Kletzen, gedörrten Zwetschgen oder Kletzenbrot beschenkt, worauf sie mit einem Versl dankten.

Ebenso war früher im Advent das „Her-



Weihnacht auf dem Dorffriedhof

berggehen“ allgemein bekannt. Bald in diesem, bald in jenem Hause kamen die Nachbarn, alt und jung, am Abend nach dem Gebetläuten zum „Kripperlanschaug'n“ zusammen. Als „Sinnbild“ waren auf dem Tisch zwei Figuren, Joseph und Maria, aufgestellt, die von ein paar brennenden Wachskerzen

erhellt wurden. Nach dem Rosenkranz sang man dann mit verteilten Rollen die sogenannten „Herberggesänger“, Lieder, die den Gang nach Bethlehem, die Ankunft in der Stadt und die Verkündigung der frohen Botschaft bei den Hirten zum Inhalt hatten, wie z. B.: „Holla Lippei, was ist das?“ In dem vieltrophigen, aus Sachrang stammenden Herbergslied „Wer klopfet an?“ singen die erste und zweite Stimme Joseph und Maria; die dritte Stimme der bärbeißige Wirt, der den Einlaß in der Herberge verweigert:

„Wer klopfet an? O gar zwei arme Leut,
Was wollt' ihr denn? O gebt uns Herberg heut!
O, durch Gottes Lieb wir bitten,
öffnet uns doch eure Hütten!
Nein, o nein! Es kann nicht sein,
wir wollen dankbar sein.“

Dieser Brauch des Herbergsuchens hatte einen doppelten tiefen Sinn: Das gläubige Volk wollte bei diesen abendlichen Gnadengängen eine kleine Bußgesinnung zeigen, wurde doch die Gottesmutter bei der Herbergsuche in Bethlehem überall so schmählich abgewiesen. Außerdem sucht ja der Heiland besonders im Advent in den Herzen der Gläubigen eine „Herberge“ und findet nur zu oft — wie in Bethlehem — ein verhärtetes Herz.

So ist es erfreulich, daß sich dieser Brauch unter der Bezeichnung „Marien — der Frauentragen“ im Oberland wieder allmählich einbürgert. Im Chiemgau hat sich die Pfarrjugend in verschiedenen Orten seiner in löblicher Weise angenommen.

Je zwei oder drei sangeskundige Mädchen finden sich in den ersten Adventtagen zusammen und zieren ein schönes Muttergottesbild oder eine kleine Marienstatue mit einem lieblichen Blumenkranz. Dann begeben sie sich am Abend zum nächsten Bauern mit diesem Marienbild auf die Herbergsuche, voran ein Bub, der die Laterne trägt. Vor der Haustüre singen sie mehrstimmig ein Herbergslied, z. B.:

„Felsenharte Bethlehemiten,
könnt ihr so grausam sein und
Maria auf ihr Bitten
nicht den kleinsten Platz verleih'n?
Will denn niemand sich erbarmen,
o Maria komm zu mir!
Nimm die Herberg bei mir Armen,
offen steht die Herzenstür!“

Dann pumpern die Kinder fest an der Haustüre an und sagen, wenn Bauer, Bäuerin und Gesinde erscheinen, ihr Versl auf:

„Mir komma, mir frag'n, mir klopf ma o,
Ob Christus, der Heiland zu euch kemma ko?
Unsere liabe Frau is wieder auf der Reis'n,
Mir möcht'n ihr gern a Herberg weis'n,
Mir möcht'n ihr bitt'n a guate Quartier,
A offenes Herz und a offene Tür.“

A offene Tür für Christ, unsern Herrn,
Der aus Maria geboren will wern.
Liabe Leutlin, tuats uns einer lass'n!
D' Muattagottes steht drauß auf da Straß'n
Und St. Joseph, der hl. Mo,
Sie frag'n bei euch um a Herberg o.
Tuat's ihre Wanderschaft fleißig verehr'n
Und das hl. Kommen von Christ unserm Herrn.
Drum komm' ma, drum klopf ma, drum frag'n
ma o,
Ob Christus, der Heiland, zu euch kemma ko?“

Der Bauer heißt die Herbergssängerinnen willkommen und läßt sie eintreten. Bald herrscht in der Bauernstube andächtige Stimmung. Vor dem auf dem Tisch aufgestellten und von brennenden Kerzen flankierten Marienbild wird gebetet. Zusammen singen die Anwesenden ein altes Adventlied: „O Heiland reiß die Himmel auf!“ Allen Beteiligten ist dann so wohl ums Herz, als hätte die heilige Maria selbst in ihrer Mitte gewelt.

Nach dem „Engel des Herrn“ gehen die Kinder wieder heim, das Marienbild aber bleibt bis zum nächsten Abend in der „Herberge“. Nun wird es zum nächsten Nachbarn getragen, wieder begleitet von Gebeten und Adventliedern. So wandert das Marienbild täglich von einer „Herberge“ zur anderen. In der Christnacht tragen es dann weißgekleidete Mädchen in das Gotteshaus und stellen es in der Mette nahe dem lichtprunkenen Altar auf. Damit endet die Wanderschaft Mariens, die einst so liebevoll nach der Verkündigung des Engels begann und so arm in Bethlehem ihren Abschluß fand.

Fast zwei Jahrtausende sind seit dem Mysterium dieser heiligen Nacht vergangen, eine lange Zeit wechselvoller Geschichte. Geblieben aber sind Liebe und Verehrung zum menschengewordenen Gottessohn, zum Heiland der Welt, dem wir auch heuer ein Geburtstfest bereiten wollen, das uns alle innerlich froh und glücklich sein läßt.

J. S.

1402. Herzog Heinrich und seine Vormünder, welche um 1400 den Traunsteinern zur Finanzerholung und besonders zur Wiederherstellung ihrer Ringmauer auf drei Jahre den Salzscheibenzoll verliehen hatten, erneuerten ihnen 1402 die Salzniederlegungsprivilegien dergestalt, „daß die Traunsteiner das Salz zu Reichenhall übernehmen, nach Traunstein führen und allda niederlegen dürfen, von wo es die Bürger von Wasserburg ablängen und auf den rechten Straßen weiter fördern mögen.“ (Schierghofer.)

Chronik Kirmayer

1419. Pfingsttag vor St. Bartlmeetag verkauften Oswald der Mauttner und seine Hausfrau an die Klosterfrauen zu Altenhohenau ihre Hueb zu Pachmann (= Bachmehring).

Chronik Kirmayer

Die Mordweihnacht 1705

Der Oberländer-Aufstand im Inntal und im Chiemgau



„Nach laider verlohren zu Hechstett feindlichen treffen haben sich die khayserliche troppen aller orthen in die gränzen des Bayern mit blindern, rauben, pressuren und brandsteuer hin und wider ausgethaildt, und allendthalben sich feindlich erzeigt, seindt auch nach Wasserburg und dero Gegendt khommen.“

So ist in handschriftlichen Annalen des ehemaligen Kapuzinerklosters in Wasserburg des Jahres 1705 unter der Ueberschrift „Beschreibung des feindlichen Anlauffs der khayserlich Soldaten auf die Statt Wasserburg, unseren Capucinern Clösterl, und dero Gegendt“ zu lesen.

Der Spanische Erbfolgekrieg 1701 bis 1714 in unserer Gegend

Dieser zeitgenössische Bericht stammt aus dem Spanischen Erbfolgekrieg, in dem Bayern unter seinem ehrgeizigen Kurfürsten Max Emanuel auf der Seite Frankreichs gegen Kaiser und Reich focht. Schon im Sommer 1703 mußten die kurbayerischen Truppen nach anfänglichen Erfolgen Tirol räumen. 1704 rückte der kaiserliche General Guttenstein bis zum Chiemsee vor, legte Traunstein und Eisenhütte in Schutt und Asche und zwang Schloß Aschau am 19. August zur Uebergabe. Damit war die Flanke gegen die Feste Geroldseck in Kufstein offen und der Weg nach Rosenheim frei. Nach der Niederlage bei Höchstädt 1704 flüchtete Kur-

fürst Max Emanuel in die Niederlande und überließ Land und Volk seinem Schicksal. Am 30. November 1704 mußte Kufstein von den bayerischen Truppen geräumt werden. Städte und Märkte wurden von der österreichischen Administration gezwungen, dem Kaiser zu huldigen. Welche Gefühle diese Huldigung begleitet haben, läßt sich denken, nachdem Bayern als erobertes Land behandelt und arg geknechtet wurde. Rosenheim führte nun in seinem Siegel den Zusatz „Kayserlicher Markt“. Die Landfahnen wurden als „Kayserliche Militz“ neu organisiert. Die österreichischen Besatzungen raubten, plünderten und brandschatzten. Stadt und Land litten unter hohen Steuern und Kontributionen, ständigen Quartier- und Verpflegungslasten sowie Hand- und Spanndiensten für durchziehende Truppen. So hatten z. B. die 150 quartierfähigen Bürger in Rosenheim vom 9. Januar 1705 bis 21. November 1705 bei einer 34maligen zwangsweisen Einquartierung von kaiserlichen Soldaten täglich über 1900 Mundportionen und über 400 Pferderationen abzugeben.

Die Mißstimmung und Erregung des Volkes über diese kaum erschwinglichen Lasten stieg ins Unerträgliche, als die Administration auf Befehl des österreichischen Kriegsrates mehrere tausend Mann Rekruten für Kriegsdienste in Ungarn und in Italien gewaltsam ausheben ließ. Da am Gestellungstage die Musterungsplätze leer blieben, er-

gingen Ausschreiben, „die flüchtigen bayrischen jungen Burschen und Bauernknechte oder Vagabunden (!) handfest zu machen und auszuliefern.“ Kein Wunder, wenn sich unter diesen Umständen die freiheitsliebenden bayerischen Bürger und Bauern gegen diese Unterdrückungen auflehnten.

Offener Aufstand der Bauern gegen die Kaiserlichen — Wasserburg, von den Bauern belagert

Die Empörung der Bürger und Bauern steigerte sich zum offenen Aufstand, der zuerst in der südöstlichen Oberpfalz unter der Führung des Pfarrers Miller von Oberviechtach ausbrach. Auch in der Kelheimer Gegend lehnten sich die Bauern gewaltsam gegen die Kaiserlichen auf, wurden aber mit ihrem Anführer, dem Metzger Matthias Kraus von Kelheim, am 16. Dezember 1705 vernichtend geschlagen. Rasch griff der Aufstand auf das Rottal und das Inn- und Salzachgebiet über. Student Meindl und Pflegegerichtsschreiber Sebastian Plinganser von Pfarrkirchen stellten sich im Rottal an die Spitze der Bauern. Ueberall wurde die Losung ausgegeben: „Wir wollen bayerisch viel lieber alle sterben, als itzo käyserlich in Unfug gar verderben! Wir wollen Gut und Blut und Leib und Leben lassen, eh wir mit Schimpf submiss des Käysers Gnad umfassen.“

Am 21. November lagerten auf dem Magdalenenberge vor Wasserburg oberhalb St. Achaz an die 500 bewaffnete Bauern um mächtige Lagerfeuer. In den nächsten Tagen trafen weitere 700 Landesverteidiger vor Wasserburg ein. Schleifermeister Matthias Degen, ein Bürger der Stadt, befehligte 100 Feuerschützen. Der österreichische Oberst de Wendt ging mit 11 000 Husaren und Fußvolk, von Kraiburg kommend, gegen die Aufständischen vor. Die kaiserliche Besatzung der Stadt unterstützte den Angriff, so daß das bäuerliche Heer eingeklemmt und „erschrecklich, ja mehr thyrannisch und unchristlich ohne einige pardon niedergemacht wurde.“ Das Ratsprotokoll meldet, daß „bey ainhundert etlich Mann“ gefallen sind und 500 Bauern, darunter Matthias Degen gefangenengenommen wurden. Aus dem Bezirk des Vikariates Schonstett starben allein 13 Mann den Heldenod. Der Chronist des Kapuzinerklosters meldet: „... wen sye gefunden, wurde mit schlägen ybel tractieret.“ Nach zweitägiger Rast in der Stadt zog Oberst de Wendt mit seinen Truppen gegen Kraiburg und Oetting ab. Die 500 gefangenen Bauern ließ er „nach abgelegtem leiblichen Aydt, das sye dem Kayser gehorsamb und threu, auch wider ihn keine waffen mehr ergreifen, oder sich rebellisch zaigen ...“ frei, während Matthias Degen und andere „Rädelsführer“ mitgenommen und ohne Zweifel den Tod durch den Henker fanden. Die Stadt Wasser-

burg mußte eine Kontribution von über 4000 Gulden zahlen.

Auch die Bürgerschaft von Mühldorf war seit dem 18. November entschlossen, sich aktiv gegen die Kaiserlichen zu wenden, da die Bauernschaft am 17. November Burghausen eingenommen hatte. Es kam aber in der Zwischenzeit im Högerschloß zu Anzing zu einem kurzen Waffenstillstand. Vier Wochen später rückten die Bauern unter der Führung des Studenten Meindl von Burghausen gegen Neuötting vor und vereinigten sich mit 10 000 Bauern aus Richtung Markt. Diese Uebermacht zwang Oberst de Wendt, auf Mühldorf und Anzing zurückzugehen, um nicht von München abgeschnitten zu werden.

Die Bauernerhebung im Oberland

Unterdessen hatte die vaterländische Erhebung im Oberland einen gutvorbereiteten Boden gefunden. Der Posthalter Hierner von Anzing versprach der Landesdefension, die Gerichte Haag, Erding und Schwaben zum Aufstand zu veranlassen und die Bürgerschaft von München zum Anschluß an die Erhebung zu bewegen. Plinganser forderte mit einem „scharfen Patent“ das Oberland zur aktiven Teilnahme am Kampfe auf.

Dänkhel, Pflegeverwalter im Pflegegericht Tölz, Weinwirt Franz Jäger, Bierbrauer Hans Michael Schaindl, der Maierbräu Anton Fichtner, der Jäger Adam Schöttl, Kommandant der Isarwinkler Schützen, u. a. gehörten in Tölz und Umgebung neben den Münchner Patrioten Weinwirt Johann Jäger, Eisenhändler Sebastian Senser, Khidler und Hallmeyr zu den treibenden Kräften, die Kaiserlichen aus München zu vertreiben. Bald sprengten reitende Boten im Auftrag der Pflegerichter von Valley, Miesbach, Wallenburg, Reichersbeuern, Tölz und Aibling, der Kloster Richter von Tegernsee, Dietramszell und Benediktbeuern von Dorf zu Dorf, von Hof zu Hof und riefen zu den Waffen. Ein gefälschtes, in der Schweiz gedrucktes Manifest des Kurfürsten Max Emanuel sollte den Aufruf unterstützen.

Rosenheim und Aibling wurden zum Aufgebot gezwungen

Am Sonntag, 20. Dezember 1705, erschien der Landgerichtsoberschreiber Prindl von Tölz mit dem Oberländer Aufstandspatent in Rosenheim beim Amtsbürgermeister Rieder und bewirkte unter Androhung von „Brand, Schwert und Plünderung“ die Einberufung der Gemeindevertretung. Die Mitglieder des Rates beschlossen aber, sich „in diesen Aufstand nicht zu mischen, niemand zu solchem verderblichen Unwesen abzuschicken, die Untergebenen nicht dazu zu verschaffen, noch weniger selbst mitzugehen“, weil sie „die kriegerische Sache außer ihrer Pflicht und Zuständigkeit erachteten.“ Der Bürgerrat von



Rosenheim wußte, daß der geringste Verdacht dem Markte und den Ortschaften im Innthal von Tirol aus einen Ueberfall der Kaiserlichen gebracht hätte. Außerdem wäre eine Sperrung der Salzschiifahrt die sofortige Folge gewesen. Aus den gleichen Gründen lehnten das Gericht Oberaudorf, die Herrschaft Falkenstein, die Hofmark Neubeuern, Brannenburg, Holzhausen, Redenfelden und der Sitz Mooseck ab. Pflegeverwalter Greschbeck von Rosenheim, der sich anfänglich auch weigerte, berief nach wiederholten Drohungen durch Prindl seine Amtsleute zusammen. Notgedrungen sagte er zu ihnen: „Ihr Amtsleute, hört nun den so scharpfen Inhalt (des Aufstandspatentes) und abhandene Gefahr! Wißt daher gleichwohl Euer Bestes zu tun! Geht also hin und bietet Euere Untertanen auf!“ Die vier Amtsleute vom Eisenamt, Kolleramt, Rossersberger- und Simsamt verständigten ihre Haupt- und Obleute, daß innerhalb von 18 Stunden jedes Haus einen Mann mit Proviant und Waffen versehen, nach Aibling zu Pfleger Schmidt zu stellen habe. Die Bauern vom Rossersberger-Amt (vier Gemeinden am Samerberg, Höhenmoos, Lauterbach, Nußdorf, Rohrdorf und Bernau), vom Simsamt (Umgebung von Stephanskirchen—Riedering) und vom Eisen-

amt (Mangfallgebiet) leisteten dem Gestellungsbefehl keine Folge. Nur vom Kolleramt (Pfaffenhofen, Hochstätt und Umgebung), in dem der Pfleger mit Gewalt die Aushebung durchführte, konnten etwa 60 Mann nach Aibling abgestellt werden. Aus Rosenheim fanden sich beim Jesuitenbräu in Aibling nur an die 12 Mann ein, darunter der Sohn des Kastners Gropper, Fähnrich Max Gropper, ferner der Weißbierschenk Andreas Estner und der Student Philipp Eder. Aus der ganzen Rosenheimer Landesdefension mögen kaum mehr als 80 bis 100 Mann dem Befehl, sich in Aibling zu melden, nachgekommen sein. Pflegeverwalter Greschbeck verweigerte sogar die Herausgabe der Fahnen.

Das fast dreimal so große Gericht Aibling sollte an die 1500 Mann stellen. Trotz eines geharnischten Aufrufes des Aiblinger Pflegers Baron von Schmidt, sich dem Generalaufgebot zur Befreiung Münchens anzuschließen, fanden sich aus 78 Ortschaften nur etwa 300 Leute ein. Aus dem Markte Aibling meldeten sich unter der Führung des Ammanbräu und des Sebastian Rockinger 26 Mann. Verschiedene Hofmarken verhielten sich völlig ablehnend. Graf Ruepp verbot als Herr von Falkenstein seinen Untertanen bei Strafe die Teilnahme an der Erhebung. Er hatte erkannt, daß die mit so primitiven Waffen versehenen Bauernhaufen den Kampf mit den wohlausgerüsteten, kampferprobten und bestens geführten kaiserlichen Truppen unmöglich siegreich bestehen können. Tatsächlich war nicht einmal ein Drittel der Bauern mit Feuerwaffen ausgerüstet.

Am 23. Dezember erreichte das Aufgebot aus dem Rosenheimer und Aiblinger Gebiet Schäftlarn, wo die Aufständischen aus dem Oberland zusammenkamen. Hier verließen die sieben Aiblinger Amtsleute, der Bürgermeister Harter und der Ammanbräu ihre Mannschaft und kehrten heim.

Die Mordweihnacht bei Sendling

Der österreichische Statthalter Graf Löwenstein hatte längst Kunde davon erhalten, daß sich im Oberland eine Bauernerhebung vorbereitete. Der Abt von Benediktbeuern berichtete am 19. Dezember an die Administration, Kuriere waren nicht mehr zurückgekommen und ausgesandte Patrouillen meldeten den Anmarsch der Bauernhaufen. So konnten alle militärischen Vorsichtsmaßregeln zeitig genug getroffen werden, um der herannahenden Gefahr zu begegnen. General Kriechbaum erhielt in Anzing Befehl, nach München zu marschieren. Die ganze Garnison stand dort unter Waffen. Die Münchener Bürger durften bei Todesstrafe ihre Häuser nicht verlassen, die Christmette wurde untersagt. Was sich dann in jener schicksalhaften Christnacht und am Morgen des ersten Weihnachtsfeiertages des Jahres

Herrschaft und Schloß Kling

Historische Excerpte von W. L. in Wasserburg

(Schluß)

Wann das Schloß Kling erbaut worden ist, wird wohl immer im Ungewissen bleiben. Jedenfalls ist es einer der ältesten bewohnten Orte, lange bevor die Römer ins Land zogen. Die Grundmauern des Gebäudes sind sicherlich römischen Ursprungs. Der praktische Sinn dieses Volkes wird einen Berg zur Anlage einer Veste nicht übersehen haben, der wie kein anderer die Gegend beherrscht. Als nach Vertreibung der Römer die Germanen ins Land kamen, war Kling Sitz eines Gaugrafen. Welche Geschlechter aber dort gelebt, darüber schweigen alle Urkunden. Erst mit der Geschichte von Wasserburg kommt einiges Licht. Die ersten Grafen dieser Stadt nannten sich nämlich die Klingenberger, und sie saßen noch lange Zeit auf ihrem Stammschlosse zu Kling, nachdem sie bereits Wasserburg inne hatten. Jedenfalls waren sie schon längst in Kling, bevor Engelbert III. der Klingberger Wasserburg gründete.

Der letzte dieser Klingenberger ist Graf Conrad. Er war ein Sohn des Grafen Dietrich von Klingenberg und lebte in kinderloser Ehe. Er war eben daran, seinen Vetter, Herzog Otto, den Erlauchten von Bayern, als Erben von Klingenberg und Wasserburg einzusetzen, da brach ein Streit aus zwischen Papst Innozenz IV. und dem Kaiser Friedrich II. Der Klingenberger hatte sich auf des Papstes Seite geschlagen und dem päpstlichen Gesandten, Albert von Böhmen, Schutz in seiner Veste Wasserburg gewährt. Der junge Bayernherzog Ludwig der Strenge verfolgte den Gesandten und belagerte Wasserburg 119 Tage lang. Conrad der Klingen-

berger mußte fliehen, und alle seine Güter, darunter eben auch Kling, fielen an Bayern; er selbst starb in der Verbannung, „im Elend“, sagte man damals; kein Ort, kein Grab, kein Denkmal sagt uns, wo er begraben liegt. Mit ihm starb 1248 das Geschlecht der Klingenberger und der Besitzer der Burg Kling aus.

Von jetzt ab ist das Schloß Kling Eigentum des Hauses Wittelsbach. Hier war es denn auch, wohin so oft bayerische Fürsten zur fröhlichen Jagd ihre Freunde luden. Alt und jung, Fürst, Edelmann, Priester, Bürger und Bauer, sagt Koch-Sternberg, versammelten sich hier zum herzlichen Zusammenleben. Max Joseph III. war ein häufiger Gast in Kling.

Bald nach der Besitznahme Bayerns von Kling wurde die Einteilung in Gaue aufgelöst und der Obing-Gau und der Chiem-Gau zur Pflegeherrschaft Kling vereinigt. Zuerst wurden „Richter“ aufgestellt, und als erster erschien 1266 ein Walther. Dann wurden diese Richter in „Pfleger“ verwandelt, und der erste, der diesen Titel führt, ist Rudolf von Schärffenberg 1301. Bald kommt ein Zacharias von Höhenrain 1341, der zugleich Pfleger in Wasserburg und Truchseß in Tegernsee war. Er erbaute in Wasserburg für bürgerliche Arme und Kranke das Spital zum Hl. Geiste. Ihm folgte ein Pfleger Klaus 1342.

Kaiser Ludwig der Bayer befestigte Kling mit einer „Rink-Mauer“. Es mußten dazu alle Unterthanen „Dienst und Steuer“ leisten, 1343.

Im 15. Jahrhundert begegnen uns als Klinger-Pfleger zwei Brüder: Hans der Laiminger zu Tegernbach und nach seinem Tode

1705 in München am Roten Turm, am Glockenbach und in Sendling ereignete, ist den Lesern bekannt. Der Verzweiflungskampf unserer heldenmütigen Oberländer Bauern ging unter dem schaurigen Namen „Mordweihnacht bei Sendling“ in die Heimatgeschichte ein. Viele Heimatsöhne sind nicht mehr in ihre Dörfer und Märkte zurückgekehrt. Jene aber, die das Glück hatten, dem Massaker zu entkommen, brachten traurige Nachricht heim. Von den 26 Aiblingern, die mit nach München zogen, sollen 25 gefallen sein, u. a. Kistler Berberich, Abraham Mößner aus Ellmoosen und Christoph Egrainer aus Willing. Rosenheim meldete 3 Gefallene, Feldkirchen 23, Helfendorf 7, Kirchdorf bei Aibling 4, Irschenberg-Niklasreuth 12, Ostermünchen 4, Tuntenhausen und Pfaffenhofen je einen Mann.

Vaterlandsliebe, Heldenmut und unwan-

delbare Treue zum bayerischen Herrscherhaus bildeten in Verbindung mit berechtigter Unzufriedenheit, Mißstimmung und Erbitterung gegen die Unterdrücker die Beweggründe zu dem Bauernaufstand 1705. Wenn er auf den blutgetränkten Höhen von Sendling und bei Aidenbach in Niederbayern endgültig zusammenbrach, so sind die Gründe in der ungenügenden Vorbereitung, der laienhaften Führung, der mangelhaften Bewaffnung und in der Uebermacht eines militärisch geschulten Gegners zu suchen. Sie bleiben nicht vergessen, die tapferen Streiter von damals, die im guten Glauben an eine gerechte Sache für Heimat und Vaterland gegen den Feind ausgezogen sind und ihr Leben hingegeben haben. Ueberall in altbayerischen Landen wird ihnen heuer zum 250. Jahrestag ein feierliches, ehrendes Gedenken gewidmet.

Josef Sommer

1472 Siegmund der Laiminger zu Aheim und Tegernbach.

Im Jahre 1544 ward das Schloß durch Feuer zerstört und dann von Grund auf neu gebaut. Hören wir, was Wenning von dem schönen Gebäude erzählt: „Das in seinem jetzigen Stande schöne und weitläufige, mit sehr hohen und erleuchten Zimmern, schönen 4-Eck-Thürmen und sehr hohem Mittelthurm gezierten Gepäu ist anno 1544 unter der Regierung Herzogs Wilhelm des Beständigen und Alberts des Weisen von Grund neu aufgeführt worden, dessen der im innern Schlosse eingemauerte Marmorstein, worauf des durchlauchtigsten Chur-Hauses Bayern uralte Stamm-Wappen eingehauen, Zeuge ist. Liegt auf einem ziemlich hohen luftigen Berg, in seinem Angesichte einen noch höheren Berg habend (Oberhof), von welchem das Springwasser in das churfürstliche Schloß geleitet wird. Welch stattlicher Bau! Welch herrliche Garten-Anlagen mit Spring-Brunnen!“ Und heute?

Im Schlosse war eine sehr schöne Kapelle. „Diese ist der allerheiligsten Dreifaltigkeit eingeweyet.“ Hier bestand auch ein Schloß-benefizium. Der letzte Schloß-Kaplan war Johann Lutzenberger. Er starb 1823 zu Baumburg.

Ein gemaltes Fenster in dieser Kapelle und ein Urbarium zeigen, daß Graf Wolfgang zu Oetting ihr Stifter ist. Dieser hat als Gast 1546 bis 1550 auf dem Schlosse gewohnt, „welcher mit dem Erbauer des Schloßes Herzog Wilhelm, der gleich dem Grafen eine Princessin aus dem markgräflichen Hause Baaden zur Gemahlin hatte, im oberen Capellen-Zimmer neben höchst gedachten Herzogen, sammt Paumeister des Schloßes und einer possierlichen Dienerschaft des Herzogen abgebildet ist.“ Leider sind dies interessante Bild und das sicherlich kostbare Glasgemälde nicht mehr vorhanden.

Der Pfleger hatte eine eigene Wohnung im sogenannten unteren Schloß. Das Gebäude bildete ein Viereck mit geschlossenem Hofe.

Wenige Jahre nach Vollendung des Baues, 1580 nämlich, brannte ein Teil nieder, ohne daß die Ursache des Feuers erklärt werden konnte. Zum Unglück war es die Wohnung des Gerichtsschreibers, und mit ihr wurden viele alte wertvolle Urkunden, Schriften und die Büchersammlung ein Raub der Flammen. Ward zwar der abgebrannte Teil bald wieder aufgebaut, die Urkunden blieben verloren.

Noch dürfte nachzutragen sein, daß im Jahre 1493 der römische König Maximilian zu Kling Hof hielt. Eine Tafel in der Sakristei zu St. Leonhard berichtet nämlich: „Am Tage assumptionis b. M. V. anno 1493 hat der durchlauchtige Fürst und Herr Maximilian, Erzherzog von Oesterreich und römischer König, hier das Frühmal gegessen.“ Ohne

Zweifel hat dieser Fürst, „der letzte Ritter“, mit äußeren und inneren Angelegenheiten Deutschlands und auch mit den bayerischen Händeln zu München und Landshut vollauf beschäftigt, sich damals bei dem Hoflager in Kling (die Frau des bayerischen Herzogs war nämlich Maximilians Schwester) eingefunden und in dem herrlichen Wildbann sich belustigt, als ihn der am 19. August 1493 zu Linz erfolgte Tod des Kaisers Friedrich III. von Kling weg auf den ersten Thron der Christenheit rief.

Lange blieben Schloß und Herrschaft Kling von Kriegsläufen verschont. 200 Jahre hindurch hat kein Feindesfuß seine Gauen betreten. In den Streitigkeiten aber zwischen den Herzögen von Bayern und Tirol mußte es viel leiden. Im 30jährigen Krieg rief aber Kling seine Untertanen zur Verteidigung des Vaterlandes gegen die Schweden zusammen. Es mußten aus der Herrschaft Kling und Wasserburg 4200 Mann ausgehoben werden. „Landfahnen“ nannte man diese Regimenter. In Wasserburg war Exerzierplatz.

1741 sehen wir Philipp Sigmund, Graf zu Arko, als Pfleger, 1766 den wirklich geheimen Rat Benno Widl.

Im Jahre 1800 folgte die Auflösung der Pfliegerichte und, wie wir schon gesehen haben, die vollständige Demolierung des so herrlichen Schlosses Kling. Jetzt sieht man nur mehr eine starke Mauer gegen Süden in die Landschaft schauen, alles andere ist verschwunden, die herrlichen Gärten sind verwildert. Sic trasit gloria mundi.

Die Pfliegerichter vereinigten in ihrer Person so etwa das Amt des jetzigen Amtsrichters, Rentamtmannes und Bezirksamtmannes. Missetäter und Verbrecher wurden von ihnen gerichtet; Zehent, Steuer usw. wurden bei ihnen abgeliefert und die Landesgesetze von ihnen verkündet und ihre Beobachtung kontrolliert. Ihr Gebiet war anfangs in Gedingstetten und Schergenämter, später in Obmannschaften eingeteilt. Aber auch geistliche Gewalt hatten sie in einem gewissen Sinne zu üben. Vor mir liegt ein Auftrag: „finito temp. pasch. Nach Beendigung der Oster-Beichtzeit und nach eingebrachten Beicht-Zötteln muß von jedem Pfarrer des Gerichtes Cling alldahin eine Anzaig gethan werden, ob und was für ungehorsame Kommunikanten vorhanden seyn hoc modo: Hochedelgeborener gnädiger Herr: Ew. Gnaden thue ich zu wissen etc. mit der Adresse: Titl. an H. Pflugs-Commissar zu Cling, dem hochedelgeborenen Herrn N. N., Pflugs-Commissar zu Cling, meinem gnädigsten Herrn.“

Zur Herrschaft Kling gehörten 11 Pfarren mit 53 Zukirchen, ferner an Ortschaften (nach Wenning) Altenhohenau, Amerang Schloß und Hofmarch, die beiden Chiemsee-Inseln, Forchtenegg, Schloß Frabertsheim,

Griesstätt mit Schloß und Hofmarch, Gstätt, Hartmannsberg mit Schloß und Hofmarch, Hohenaschau mit Gericht, Schloß und Hofmarch, Laimbing, Leobersdorf mit Schloßl, Mittergars, Oberbrunn mit Schloß und Hofmarch, Obing mit Schloß und Hofmarch, Penzing mit Schloß und Hofmarch, Pullach mit zwei adeligen Sitzen, Schaunstett mit Schloß und Hofmarch, Seon mit Kloster und Hofmark, Seebbruck, Stephanskirchen, die Probstei Vogtareuth, Warnbach mit Schloß und Hofmarch, Wang. In Schnaitsee hatte Kling Kirch- und Markt-Stätte.

1415. Der Wasserburger Bürger Erasmus Martein stiftete zur ewigen Messe der Martein in der Pfarrkirche sechzig gute Dukaten

und zwei ungarische Gulden zu einem ewigen Licht und zur Anschaffung zweier guter Meßgewänder und eines Meßbuches (Urkunden im Stadtarchiv).

Die früher in der St.-Achaz-Kirche sich befindlichen zwei Fenstergemälde, darstellend den hl. Martin mantelteilend zu Pferde sowie das Wappen der Martein (über Flammen schreitender nackter Knabe), verwahrt heute das Heimathaus im kirchlichen Raum.

Die Martein hatten eine eigene Kapelle zu St. Jakob, die mit der Schaffung der beiden Seiteneingänge 1826 zerstört wurde. Die Familie besaß hier unter anderem auch die Steinmühle, welche Jörg Martein 1521 verkaufte. Chronik Kirmayer.

Inhaltsübersicht der Veröffentlichungen im Jahrgang 1955

1. Heimatpflege und Brauchtum

Ritz J. M., In das fünfte Jahr	1	1
Sauer Josef, O Wanderer stehe still	2	13
Bergmaier Peter, Die österliche Speisenweihe	3	19
: : : Angewandte Heimatpflege	3	20
Thomas Josef, Auf der Spur des Osterhasen	4	26
Sauer Josef, A guate Alpfaht	5	38
Schuster Max E., Sinn und Bedeutung des Steinmetzzeichens	6	41
Strobl Lorenz, Der Bockreiter sichelt	6	47
Schuster Max E., Sinn und Bedeutung des Steinmetzzeichens (Schluß)	7	51
Sauer Josef, Der „Weisatwecken“	7	56
Heck Theodor, Die Wiederherstellung der Wasserburger Kernhausfassade	8	57
Bauer Anton, Warum wurde in der Hochstätter Gemeinde einst Hanf angebaut?	8	63
Brückner Barbara, Zwischen Inn und Salzach (Trachtenwesen)	9	67
Sauer Josef, Die Hochzeitsbutter	10	75
Thomas Josef, Hexenringe und Hexenbesen	10	80
Thomas Josef, Wie die Sachranger zu ihrem schönen Kirchhof kamen	11	81
Kastner Heinrich, Frau Bercht im Inn- und Chiemgau	11	85
Sauer Josef, Herbergsuchen und Frauentragen	12	89

2. Heimatgeschichte

Stempler Eduard, Rosenheimer Bildkünstler im Barock	1	2
Braßler Karl, Die Römerstraße Pfaffenhofen-Heidendorf	1	3
P. Bürger M., Bajuwarisch Ingesind von einst	1	5
Sieghardt Aug., Von der Regauer Hausmühle	1	6
Stempler Eduard, Stempler erzählt: Der Pendling	1	8
Sieghardt Aug., Schloß Winhöring der Grafen zu Toerring	2	9
Echter Johannes, Das unbekannte Tagebuch Ludwigs des Zweiten von Bayern	2	11
Stempler Eduard, Rosenheimer Bildkünstler im Barock (Schluß)	2	16
Decker Heinrich, Der Meister von Mühldorf	3	17
Bauer Anton, Ein Pfarrer von Hochstätt als Schulinspektor in Rosenheim	3	21
Hüttl Sebastian, Die St.-Pankratius-Kirche in Emmering	3	22
Albrecht Jakob, Aiblings Handwerk im 18. Jahrhundert	3	23
Decker Heinrich, Der Meister von Mühldorf (Schluß)	4	25
Hüttl Sebastian, Die St.-Pankratius-Kirche in Emmering (Schluß)	4	26
Albrecht Jakob, Aiblings Handwerk im 18. Jahrhundert (Schluß)	4	30
Braßler Karl, Auf der Suche nach Carrodunum	5	33
Huber Irmingard, Was die alte Hofbräuwirtin erzählte	5	36
Sieghardt August, Vom Herzogs-Gedenkstein bei St. Jakob in Wasserburg	5	37
Leiß August, Bauernklage vor hundert Jahren	5	40
Dirscherl Josef, Der Wirtssepperl z' Garching	6	48

Sieghardt August, Gegen „unglückliche Caffe-siederei“ in Rosenheim	6	44
Jackl Franz, Wie im Markt Krayburg ain Rhat zu erwählen sei	6	45
Bauer Anton, Bauern danken der Weihenlindener Gnadenmutter	6	46
Strixner-Vollrath Karin, Neubauern, Traditionsort alter Innschiffahrt (Forts.)	7	49
Noderer Josef, Vom Landchirurg zum Sanitätsrat	7	52
Sieghardt August, Rosenheimer Bürgersohn wurde Staatskanzler und Schloßherr	7	54
Stempler Eduard, Der Weber an der Wand	7	55
Strixner-Vollrath Karin, Neubauern, Traditionsort alter Innschiffahrt (Forts.)	8	59
Sieghardt August, Burg Marquartstein im Achenal	8	60
Sieghardt Aug., Kunstwerk aus Kloster Attel am Inn entdeckt	9	65
Strixner-Vollrath Karin, Neubauern, Traditionsort alter Innschiffahrt (Schluß)	9	70
Sieghardt August, Trostberger Pfleger als Rosenheimer Trunkenbold	9	71
Obermaier L., Die Pestkapelle in Walkersaich	10	73
Sieghardt August, Der Kapitän von Grassau	10	76
Bauer Anton, Ein Wasserburger Mirakel vom Jahre 1493	10	79
Sieghardt August, Die Freiherren von Schurff auf Wildenwart und Prien	11	83
W. L., Herrschaft und Schloß Kling (I. Teil)	11	87
Sauer Josef, Die Mordweihnacht 1705	12	91
W. L., Das Schloß Kling (Schluß)	12	94

3. Verschiedenes

Detterbeck Karl, 's Bankerl am Waldrand	1	4
Fritz Franz, Vom Stoaklaubn	4	31
Strobl Lorenz, Der wilde Wot	4	32
Laxganger Gustl, Am seidna Fadn	4	32
Noderer Josef, Bücherecke: Jahrbuch f. Volkskunde	5	39
Fritz Franz, Berg und Alm	7	53
Strobl Lorenz, Das Kolofanibüchl	7	55
Kastner Heinrich, Buchbesprechung: Garser Heimatbuch	8	63
Albrecht Jakob, Der Schatz unter dem Ofen	8	64
Leiß August, Der Hausl	9	68
Noderer Josef, Unsere Heimat im Roman	9	72
Fritz Franz, Meine erste Wallfahrt	10	77
Laxganger Gustl, November-Seufzerl	10	80
Laxganger Gustl, Intermezzo	11	86

4. Museen, Vereinsleben

Kirmayer Josef, Neuzugang im Wasserburger Heimathaus 1954	1	7
---	---	---

„Heimat am Inn“ erscheint als Monatsbeilage des „Oberbayer. Volksblattes“, Rosenheim, mit seinen Nebenausgaben „Mangfall-Bote“, „Wasserburger Zeitung“, „Mühldorfer Nachrichten“, „Haager Bote“, „Chiemgau-Zeitung“. Verantwortlich für den Inhalt: Josef Kirmayer, Wasserburg. Druck: „Oberbayerisches Volksblatt“, Rosenheim.

